UC-NRLF
$B 317 905

ENGELHORN'S
allgemeine
ROMAN-BIBLIOTHEK.

Fromont junior
und
Risler senior.
Von
Dr. Joseph Pantel.

Digitized by Google

Engelhorns

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII

EX LIBRIS

H k.

de

Preis Pf.

Der oben
sches
Bedü arin
seine inen
ein h elen
Tauf ußé-
stund hten,
will nem
Beisp thek
anzus

dur en,

kann aller
Völke und
guter
eines
gewö

In einem, höch zwei Bänden wird je ein vollständiger Roman abgeschloss rtsetzung folgt“ wegfällt.

Wir haben für den neuen Jahrgang nicht nur eine Reihe vorzüglicher Werke fremdländischer Autoren, sondern auch hochinteressante Arbeiten von **deutschen Schriftstellern ersten Ranges** erworben. — Erschienen sind bis jetzt:

Erster Jahrgang:

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Dieser Roman hat in der französischen Original-Ausgabe eine Verbreitung ohnegleichen gefunden – 202 Auflagen – und wird durch seine überaus geistreiche und interessante Charakterzeichnung gewiß auch deutsche Leser in hohem Grade fesseln.

Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Voll von spannender Handlung.

Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Ein Gesellschaftsroman von ungewöhnlichem exotischen Reiz.

Wassiliffa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein liebenswürdiger Roman aus der russischen Aristokratie.

Vornehme Gesellschaft. Von H. Aidé. Aus dem Englischen.
Das englische high life wird in diesem gediegenen Roman mit starken Lichtern und tiefen Schatten vorgeführt.

Gräfin Sarah. Von Georges Ohnet. 2 Bände.
Dem „Hüttenbesitzer" an interessantee Charakterzeichnung ebenbürtig.

Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Braddon.
Von dem historischen Hintergrund des belagerten und des unter der Herrschaft der Commune brennenden Paris hebt sich in diesem Roman, der zu den gelungensten Schöpfungen der beliebten Verfasserin zählt, eine anmutige Liebesgeschichte ab, deren sympathische Figuren geschickt mit den politischen Vorgängen in Beziehung gebracht sind.

Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Mit besonderem Vergnügen kündigen wir diesen überaus graziösen Roman aus der feinen Feder Halévys an, welcher, ohne spannend im gewöhnlichen Sinne zu sein, doch einen außerordentlichen und dauernden Erfolg errungen hat.

Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Eine der hervorragendsten Erscheinungen der neueren italienischen Litteratur.

Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die New-Yorker Zeitung „Sun" schreibt darüber: Der bemerkenswerteste aller seit einem Jahre erschienenen englischen Romane und gewiß derjenige, welcher die meisten Leser finden wird.

Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
In dieser herzerfreuenden Erzählung aus dem Leben einer kleinen französischen Provinzialstadt atmet alles Frische und Gesundheit. Theuriets unvergleichliches Talent für feine Charakterzeichnung wie poetische Naturanschauung kommt darin zu voller Geltung.

Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Ein Kabinettsstück eleganter und plastischer Darstellung!

Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.
Kraszewski bietet hier im Rahmen einer fesselnden Erzählung ein originelles Bild der Zeit August des Starken, das in jedem Zuge den Meister historischer Kleinmalerei verrät.

Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Eine vortrefflich geschriebene, spannende Familiengeschichte.

Schiffer Worse. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
In diesem mit größter psychologischer Feinheit gezeichneten Charakterbild bewährt sich Kielland als Meister ersten Ranges.

Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Ein Charakterbild von frappanter Schärfe und Wahrheit.

Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Auch in dieser seiner jüngsten Dichtung entfaltet der leider nun schon verstorbene Verfasser die Eigenschaften, welche ihn in seiner Heimat rasch so berühmt gemacht haben: glänzendes Erzählertalent und die Gabe, den Leser von der ersten Seite bis zum Schluß in Spannung zu erhalten.

Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog.
Daß Friedrich Spielhagen es für der Mühe wert gehalten hat, diese Novellen selbst zu übersetzen, ist wohl die beste Gewähr für deren ungewöhnliche Bedeutung.

Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus dem Französischen.
Der ganze Zauber orientalischer Pracht ist über diese duftig und graziös erzählte Geschichte ausgegossen, in welcher ein armes, auf fremden Boden verpflanztes Mädchen sein rührendes Schicksal erzählt.

Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Der Verfasser hat seinem tief ergreifenden Roman eine wahre Begebenheit aus der französischen Aristokratie zu Grunde gelegt, welche vor einigen Jahren großes Aufsehen gemacht hat.

Fortsetzung auf der nächsten Seite.

Zweiter Jahrgang:

Der Steinbruch. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein Roman von packender Wahrheit, mit ergreifenden Konflikten und prachtigen warmblütigen Menschen: ein Meisterwerk poetischer Gestaltungskraft.

Helene Jung. Von Paul Lindau.
Eine seltsame, höchst anmutige Geschichte, zu welcher dem geistreichen Verfasser eine ihm vom Herzog von Coburg-Gotha erzählte rätselhafte Begebenheit den Stoff geliefert hat.

Marnja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Marnja ist ein Roman aus jener wunderbaren kalifornischen Gesellschaft, die Bret Hartes eigentliche Domäne ist. Die Charaktere sind erstaunlich scharf gezeichnet, die Handlung ist spannend, die Lösung überraschend und sympathisch. Bilder gesellschaftlicher Elegonz und feenhafter Pracht wechseln mit Nachtbildern von grauenhafter Kühnheit.

Die Sozialisten. Aus dem Englischen.
Das Aufsehen, welches der Roman schon bei seinem Erscheinen in der „Century" hervorrief, ist ein berechtigtes, denn er strotzt von einem gesunden Realismus, er gibt Züge und Bilder von amerikanischem Leben und Charakter, wie wir sie seit Sealsfield-Postel nicht mehr gesehen haben.

Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Halevys liebenswürdiges Talent zeigt sich in dieser sinnigen und poetischen Schöpfung in vollem Glanze. Etwas Anmutigeres als die fein ciselierte Schilderung der rührenden Freundschaft zweier Pariser Straßenkinder, auf welcher sich der Roman aufbaut, ist wohl lange nicht mehr geschrieben worden.

Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.
Unwiderstehlich fühlt sich der Leser von diesen durch feine Seelenmalerei ausgezeichneten Schöpfungen gefesselt, in welchen sich Wildrandt von neuem als vollendeter Novellist zeigt, während zugleich der lebendig geführte, pointierte Dialog an den hochbegabten Dramatiker erinnert.

Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus dem Spanischen.
Eine Art spanischen Faust wollte Juan Valera in der Gestalt des Helden dieses Romans zeichnen. Jedenfalls erscheinen uns in dem fein und scharf ausgeführten Seelengemälde, das er vor uns entrollt, so viele Züge als allgemein gültig für das spanische Wesen in der Gegenwart, daß man den Faustino fast mit demselben Rechte den Roman des heutigen Spaniens nennen könnte, wie man schon den Faust das Trauerspiel der Deutschen genannt hat.

Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Eine erschütternde Trogödie aus dem täglichen Leben.

Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Sittlicher Ernst, ein tiefes Gemüt und gründlichste Menschenkenntnis offenbaren sich in diesem ergreifenden Roman, der zum Besten gehört, was der nordische Dichter geschaffen hat.

Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Die Fortsetzung von „Gift".

Lise Fleuron. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit bekannter Ohnetscher Meisterschaft geschrieben, nimmt dieser spannende Theaterroman namentlich auch durch sein beobachtete Züge und lebenswahre Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Pariser Bretterwelt ein ungewöhnliches Interesse für sich in Anspruch.

Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.
Wie alles, was der mit Recht so beliebte Verfasser geschrieben, zeichnen sich auch diese beiden anmutigen Novellen durch liebenswürdigen Humor, sowie große Frische und Originalität der Schreibweise aus.

Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey (M. Bernhard).
Sympathische, lebenswahre Figuren, eine fesselnde Handlung und anheimelnde Schilderung des bekannten Schauplatzes vereinigen sich in diesem Roman zu einem wohlgelungenen, anziehenden Ganzen.

Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Sie ist nicht nur „hübsch", diese Miß Neville, sie ist auch geistvoll und originell und weiß ihre eigene Geschichte, deren Schauplatz ein alter feudaler Herrensitz im grünen Irland und eine englische Militärstation im fernen Indien mit ihrem farbenschimmernden, glonzenden Gesellschaftsleben bilden, so fesselnd und reizend zu erzählen, daß sie ihre Leser so unwiderstehlich bezaubert wie ihre Umgebung

Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
„Wir stellen dieses Buch hoch über alles, was der Verfasser seit Jahren geschrieben, und hoch über alles, was irgend ein anderer französischer Novellist in neuerer Zeit auf dem tragischen Gebiet geleistet hat."
Athenäum.

Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ein frischer, männlicher Ton spricht aus diesen prächtigen Geschichten, deren ungewöhnliche Stoffe der gefeierte Erzähler mitten aus dem Leben gegriffen hat.

Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Eine spannende Intrigue schlingt sich um die anziehend und fesselnd gezeichneten Figuren dieses gemütvollen Romans, in dessen Mittelpunkt eine überaus liebenswürdige Frauengestalt steht.

Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Claire von Glümer, eine der feinsinnigsten Erzählerinnen unserer Tage, gibt in diesen anziehenden Novellen interessante Bilder aus dem Leben der Gesellschaft, die sie mit eingehendem Verständnis beobachtet. Die-

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Dritter Jahrgang. Band 15.

Fromont junior
und
Risler senior.

Roman in zwei Bänden

von

Alphonse Daudet.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

von

Claire von Glümer.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1887.

Alle Rechte vorbehalten.

BURDACH

UNIV. OF CALIFORNIA

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Eine Hochzeit bei Véfour.

„Madame Chèbe!“

„Nun, lieber Freund?“

„Ich bin ſo glücklich!“

Es war wenigſtens das zwanzigſte Mal an dieſem Tage, daß der wackere Risler verſicherte, glücklich zu ſein, und er that es immer mit demſelben Ausdruck ſtiller Rührung, derſelben ſchleppenden, dumpfen, von innerer Bewegung erſtickten Stimme, die, um der Gefahr eines plötzlichen Aufſchluchzens zu entgehen, nicht laut zu werden wagt.

Risler hätte aber für nichts in der Welt in dieſem Augenblicke weinen mögen. Wie unpaſſend für einen Bräutigam, ſich inmitten des Hochzeitsmahles der Rührung hinzugeben! — und doch war er nahe daran. — Sein Glück drohte ihn zu erſticken, ſchnürte ihm die Kehle zuſammen und machte ihm das Sprechen unmöglich. Das einzige, was er thun konnte, war, von Zeit zu Zeit mit bebenden Lippen vor ſich hinzumurmeln: „Ich bin ſo glücklich ... ſo glücklich!“

Er hatte wirklich alle Urſache dazu!

Seit dieſem Morgen fühlte ſich der gute Mann wie von einem jener herrlichen Träume umfangen, aus denen man plötzlich mit geblendeten Augen zu erwachen fürchtet; der ſeinige ſchien jedoch kein Ende haben zu ſollen, denn früh um fünf Uhr hatte er begonnen, und jetzt, um zehn Uhr abends — Punkt zehn, nach Véfours großer Uhr — dauerte er noch immer fort.

M98394

Wie viel hatte Risler an diesem Tage erlebt, und wie deutlich standen ihm die geringsten Einzelheiten vor Augen.

Er sah sich selbst im Morgengrauen voll Freude und Ungeduld in seinem Junggesellenzimmer auf und nieder gehen. Nun war er rasiert, hatte den Frack angezogen und zwei Paar weiße Handschuhe in die Tasche gesteckt. Dann kommen die Hochzeitskutschen, und in der ersten, die da unten hält — der mit dem Schimmelgespann, den weißen Zügeln und gelben Damastpolstern — zeigt sich wie eine Wolke der Anzug der Braut. Darauf der Zug in die Kirche: immer zwei und zwei — allen voran die kleine, weiße Wolke, die leicht und schimmernd dahinschwebt .. dann Orgelklang, der Thürhüter, die Rede des Pfarrers, das Kerzenlicht, das auf glänzenden Schmuck und helle Frühlingsgewänder fällt ... das Gedränge in der Sakristei, wo die kleine Wolke zwischen den sie Umringenden und Umarmenden verschwindet, während der Bräutigam dem gesamten Großhandel von Paris, der ihm zu Ehren erschienen ist, die Hände schüttelt ... endlich die brausenden Schlußaccorde der Orgel, die um so feierlicher wirken, da das weit geöffnete Portal, dem gleichzeitig Gäste und Klänge entströmen, die ganze Straße an dem Familienfeste teilnehmen läßt ... auch die Bemerkungen der Zuschauer fallen ihm wieder ein; besonders die einer Silberglätterin in großer Lüsterschürze, welche in die lauten Worte ausbricht: „Der Bräutigam ist gerade keine Schönheit, aber die Braut ist ein verwünscht hübsches Geschöpfchen.“ Dergleichen muß einen Bräutigam stolz machen.

Und dann das Frühstück in einem mit Draperieen und Blumen geschmückten Arbeitssaale der Fabrik ... die Spazierfahrt in das Bois de Boulogne — ein Zugeständnis für die Schwiegermutter, Madame Chèbe, die als Pariser Kleinbürgerin ohne Fahrt um den See und Besuch des Wasserfalls ihre Tochter nicht für richtig verheiratet gehalten hätte. — Endlich die Rückfahrt zum Diner, während auf

dem Boulevard die Laternen angezündet wurden und die Vorübergehenden ſich nach der Hochzeit umſahen, dieſer rechten, echten, feſtlichen Hochzeit, die mit luſtig trabenden Mietpferden an Véfours Freitreppe vorfährt.

So weit war er in ſeinem Traum gekommen.

Und nun blickt der wackere Risler, halb betäubt von Müdigkeit und Wohlbehagen, über die große, achtzig Gedecke enthaltende Tafel hin, die oben und unten in Hufeiſenform endigt und von lächelnden, vertrauten Geſichtern umgeben iſt, in deren Augen er den Abglanz ſeines eignen Glückes zu ſehen glaubt. — Die Mahlzeit iſt beinahe zu Ende; eine Flut von Einzelgeſprächen wogt um den Tiſch. Hier zeigen ſich einander zugewendete Profile, dort ſchwarze Frackärmel hinter einem Korbe voll Asklepias, oder ein lächelndes Kindergeſicht über einer Schale mit Fruchteis, und das ganze ſchön aufgeſtellte Deſſert ſchmückt die Tafel mit Heiterkeit, Licht und Farbe.

Ach ja, Risler war glücklich! Außer ſeinem Bruder Franz ſah er alle, die er lieb hatte, um ſich vereinigt. Vor allem ihm gegenüber Sidonie — geſtern noch „die kleine Sidonie", heute ſeine Frau. Zum Diner hatte ſie ihren Schleier abgelegt und war aus der Wolke hervorgetreten. Ueber der weißen glatten Seide ihres Kleides erhob ſich ein hübſches Geſichtchen von matterem, glanzloſerem Weiß, und der Kranz ihrer Haare — unter dem andern, zierlich geflochtenen Kranze — ſchien wie von Lebensluſt gekräuſelt, hatte etwas von kleinen Federn, die zum Davonfliegen bereit ſind; aber ein Ehemann ſieht dergleichen nicht.

Nach Sidonie und Franz hatte Risler niemand auf Erden ſo lieb, wie Madame Georges Fromont — die von ihm „Madame Schorſch" genannt wurde — die Frau ſeines Compagnons und Tochter des verſtorbenen Fromont, ſeines ehemaligen Prinzipals, den er wie einen Gott verehrte. Sie ſaß neben ihm, und ſeine Art und Weiſe, mit ihr zu ſprechen, verriet eine gewiſſe zärtliche Verehrung. Sie war noch ſehr

jung, etwa in gleichem Alter mit Sidonie, aber von regelmäßigerer, ruhigerer Schönheit als dieſe. Heute ſprach ſie nur wenig; ſie fühlte ſich unbehaglich in dieſer gemiſchten Geſellſchaft, gab ſich jedoch Mühe, freundlich und liebenswürdig zu ſein.

An Rislers andrer Seite ſaß Madame Chèbe, die Mutter der Braut, leuchtend und glänzend in ihrem grünen Atlaskleide, das wie ein Harniſch ſchimmerte. Vom frühen Morgen an ſtrahlten die Gedanken der guten Frau mit der ſymboliſchen Kleiderfarbe um die Wette, und jeden Augenblick ſagte ſie zu ſich ſelbſt: „Meine Tochter heiratet Fromont junior und Risler senior aus der Rue des Vieilles Haudriettes.“ Denn ihrer Auffaſſung nach war Sidonie nicht nur Risler senior angetraut, ſondern der ganzen Firma des Hauſes, dem ganzen in der Pariſer Kaufmannſchaft hochangeſehenen Compagniegeſchäft, und ſo oft ſie ſich dieſes großen Ereigniſſes bewußt wurde, richtete ſie ſich noch höher auf, daß die ſtraff geſpannte Seide ihres Harniſchs krachte.

Welch ein Gegenſatz zu der Haltung ihres Mannes, der um einige Stühle weiter unten ſaß! Es kommt häufig vor, daß in der Ehe gleiche Urſachen völlig verſchiedene Wirkungen hervorbringen. Der kleine Herr Chèbe mit der hohen Utopiſtenſtirn, die glatt und hohl war, wie eine Glaskugel, ſchien ebenſo grimmig zu ſein, wie ſeine Frau glückſelig war — was übrigens ſein Ausſehen kaum veränderte, denn vom erſten Tage des Jahres bis zum letzten pflegte er ſich in einem Zuſtande der Wut zu befinden. Dennoch ſah er dieſen Abend nicht ganz ſo jämmerlich und verſchoſſen aus, wie gewöhnlich, trug auch nicht den weiten wallenden Ueberrock, deſſen Taſchen durch Proben von Oel, Wein, Trüffeln oder Eſſig aufgebauſcht wurden, je nachdem er den einen oder andern dieſer Artikel zu vertreiben hatte — ſein prachtvoller, neuer, ſchwarzer Frack war vielmehr ein würdiges Seitenſtück zu dem grünen Kleide; aber leider trugen auch ſeine Gedanken die Farbe ſeines Anzuges. Warum hatte man

ihn nicht, wie ſich's gehörte, neben die Braut geſetzt? — Warum den ihm gebührenden Platz Fromont junior gegeben? Und was hatte der alte Gardinois, der Großvater Fromonts, neben Sidonie zu ſchaffen? — Aber ſo war es immer: Alles den Fromonts, nichts den Chèbes ... und ſolche Leute wundern ſich noch, wenn es zu Revolutionen kommt!

Ein Glück war es, daß der erboſte kleine Mann ſeine Galle gegen den neben ihm ſitzenden Freund ausſchütten konnte, den alten verabſchiedeten Schauſpieler Delobelle, der ihn mit der ruhig-würdevollen Miene ſeiner beſſern Tage anhörte. Mag auch der Künſtler durch übelwollende Theaterdirektoren ſeit fünfzehn Jahren von der Bühne verdrängt ſein — immer wird er, ſobald es darauf ankommt, die den Umſtänden entſprechende Haltung zu finden wiſſen. So zeigte denn auch Delobelle an dieſem Abend ſein Hochzeitsgeſicht, eine helle, ernſte, halb lächelnde Miene, die voll Herablaſſung gegen geringere Leute und ebenſo ungezwungen als feierlich war. Man hätte glauben können, daß er angeſichts eines gefüllten Schauſpielhauſes an einem Bühnengaſtmahl mit Gerichten von Papiermaché teilnähme; er ſah um ſo mehr danach aus, eine Rolle zu ſpielen, da er, ſeit er bei Tiſch ſaß, in der Ueberzeugung, daß man im Lauf des Abends ſein Talent in Anſpruch nehmen werde, in aller Stille die Haupt- und Prachtſtücke ſeines Repertoirs wiederholte. Sein Geſicht erhielt dadurch etwas Abweſendes, Zerſtreutes, Gemachtes; jenen Ausdruck erkünſtelter Aufmerkſamkeit, mit dem der Schauſpieler auf der Bühne ſeinem Partner zuzuhören ſcheint, während er die ganze Zeit über doch nur an ſeine Antwort denkt.

Seltſam! Auch die Braut hatte einen leiſen Anflug dieſes Ausdrucks; ihr hübſches, junges Geſicht, das vom Glück erregt, aber nicht erhellt war, verriet heimliches Sinnen, und für Augenblicke glitt, als ob ſie mit ſich ſelber ſpräche, ein flüchtiges Lächeln um ihre Mundwinkel.

Mit dieſem halben Lächeln beantwortete ſie auch die

etwas derben Neckereien des Großvaters Gardinois, der ihr zur Rechten saß.

„Da seh 'mal einer diese Sidonie!“ sagte der alte Bursche mit lautem Lachen. „Wenn ich bedenke, daß nicht acht Wochen vergangen sind, seit sie darauf bestand, ins Kloster zu gehen ... Na, man weiß ja, was junge Mädchen damit meinen! Bei uns zu Lande sagt man: ‚das Kloster des heiligen Joseph, zwei Paar Holzschuhe unter dem Bette‘.“

Die ganze Tischgesellschaft lachte über die plumpen Späße des alten Berryschen Bauers, in dessen Dasein ein kolossales Vermögen die Stelle des Herzens, der Bildung und Güte vertrat — nicht aber die des Verstandes, denn er war schlauer, als alle die Bürgersleute um ihn her. Unter den wenigen Menschen, welche ihm einige Zuneigung einflößten, gefiel ihm die kleine Chèbe, die er noch als ungezogenes Kind gekannt hatte, ganz besonders, und wenn sie — die erst zu kurze Zeit reich war, um großes Vermögen nicht zu verehren — mit ihrem Nachbar zur Rechten sprach, hatte ihr Ton eine unverkennbare Färbung von Achtung und Koketterie.

Dagegen behandelte sie ihren Nachbar zur Linken, Georges Fromont, den Compagnon ihres Mannes, mit einer gewissen Zurückhaltung. Ihr Gespräch mit ihm beschränkte sich auf einen Austausch hergebrachter Höflichkeiten; man hätte sogar eine gewisse erzwungene Kälte in dem Benehmen der beiden finden können.

Plötzlich entstand jene leichte Bewegung unter den Gästen, die das Aufstehen vom Tische anzeigt: Seidenkleider rauschten, Stühle wurden gerückt, begonnene Gespräche rasch beendet, das Lachen abgebrochen, und in diesem halben Schweigen sagte Madame Chèbe, die nach und nach mitteilsam geworden war, sehr laut zu einem Vetter aus der Provinz, der die ruhige Haltung der Braut bewunderte: „Lieber Vetter, was die Kleine betrifft, so weiß man nie, wie ihr eigentlich zu Mut ist!“

In dieſem Augenblick ſtanden alle auf und begaben ſich in den großen Saal.

Während die Ballgäſte in Menge eintrafen, ſich mit den Tiſchgäſten vereinigten, das Orcheſter ſtimmte, die mit Lorgnetten bewaffneten Tänzer vor den weißen Kleidern der ungeduldigen jungen Damen auf und ab ſtolzierten, hatte ſich der Bräutigam, den die vielen Menſchen einſchüchterten, mit ſeinem Freunde Planus — Sigismund Planus, der ſeit dreißig Jahren Kaſſierer des Hauſes Fromont war — in die kleine, mit Blumen geſchmückte Galerie geflüchtet, deren Schlingpflanzentapete den goldnen Säulen Véfours einen Hintergrund von friſchem Laub zu geben ſcheint. Hier waren ſie allein; hier konnten ſie plaudern.

„Sigismund, lieber alter Junge, ich bin ſo glücklich!“

Auch Sigismund war glücklich, aber Risler ließ ihm nicht Zeit, es auszuſprechen. Nun er nicht mehr fürchtete, vor allen Leuten in Thränen auszubrechen, durfte die Freude ſeines Herzens ausſtrömen.

„Bedenke nur, lieber Freund, wie merkwürdig es iſt, daß ein ſo hübſches Mädchen wie ſie, mich gewählt hat. Denn ſchön bin ich nun einmal nicht — das unverſchämte Ding von heute morgen brauchte mir dies nicht erſt zu ſagen ... und außerdem bin ich zweiundvierzig Jahre alt ... während ſie ſo reizend iſt! Sie hatte nur zu wählen, konnte einen Jüngeren, Vornehmeren bekommen, ganz abgeſehen von meinem armen Franz, der ſie ſo zärtlich liebt. Aber nein ... ihren alten Risler hat ſie haben wollen, und merkwürdig genug iſt's dabei zugegangen. Seit längerer Zeit ſchon fand ich ſie traurig, ganz verändert und dachte mir wohl, daß Liebeskummer daran ſchuld ſein müſſe. Die Mutter und ich zerbrachen uns die Köpfe, um herauszufinden, wer es ſein könnte ... da kommt eines Morgens Madame Chèbe in mein Zimmer und ſagt mir unter Thränen: ‚Sie ſind's, lieber Freund, den das Kind lieb hat!‘ ... und ich war es ... war es wirklich! Wer hätte das je für

möglich gehalten? Und daß mir in demſelben Jahre zwei ſo große Glücksfälle begegnen ſollten ... Aſſocié des Hauſes Fromont und Sidoniens Mann zu werden ... Oh!"

In dieſem Augenblick ſchwebte, ſich im Walzertakt wiegend, ein Paar in den kleinen Salon. Es war die Braut mit Rislers Aſſocié, Georges Fromont, beide gleich jung und elegant. — Sie ſprachen mit leiſer Stimme; auch ihre Worte ſchienen ſich dem Walzertakt anzupaſſen.

„Sie lügen!" ſagte Sidonie, die etwas bleich war, aber noch immer ihr früheres, leichtes Lächeln zeigte.

Und er, der bleicher war als ſie, gab zur Antwort: „Ich lüge nicht! ... mein Onkel hat die Heirat gemacht ... er lag im Sterben ... Sie waren fort ... ich hatte nicht den Mut ‚nein' zu ſagen ..."

Risler bewunderte ſie aus der Ferne.

„Wie hübſch ſie iſt und wie gut die beiden tanzen!"

Aber nun bemerkten ihn die Tänzer, trennten ſich und Sidonie kam raſch auf ihn zu.

„Du hier? ... was ſoll das bedeuten? ... alle ſuchen dich ... warum biſt du nicht im Saale?"

Bei dieſen Worten band ſie ihm mit einer anmutigen Gebärde der Ungeduld die Halstuchſchleife anders. Voll Entzücken warf Risler ſeinem Freunde einen lächelnden Seitenblick zu und in der Wonne, die leichte Berührung der kleinen Hand an ſeinem Halſe zu fühlen, bemerkte er nicht, daß ihre feinen Finger zitterten.

„Gib mir den Arm," ſagte Sidonie dann und kehrte mit ihm in den Saal zurück. Neben ihrer langen, weißen Schleppe ſah ſein ſchlecht gemachter, ſchlecht ſitzender Frack doppelt ungeſchickt aus; aber ein Frack kann nicht, wie eine Halstuchſchleife, in aller Eile umgeformt werden — man muß ihn nehmen, wie er einmal iſt. Dennoch hatte Sidonie, während ſie im Vorübergehen die ſich lächelnd herandrängenden Gäſte begrüßte, eine Regung des Stolzes, der befriedigten Eitelkeit; ſchade nur, daß dieſelbe nicht lange anhielt.

In einer Ecke des Saales ſaß eine hübſche junge Frau, die niemand zum Tanze aufforderte und die mit ruhigem Blick, in dem die volle Freude des erſten Mutterglücks leuchtete, das fröhliche Treiben beobachtete. Sobald Risler ſie bemerkte, ging er auf ſie zu und zwang Sidonie, ſich an ihre Seite zu ſetzen. Daß es „Madame Schorſch" war, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Mit welcher andern hätte er in ſo zärtlich-reſpektvollem Tone geſprochen? und in welche andre Hand als die ihrige die Hand ſeiner kleinen Sidonie legen und bitten können: „Nicht wahr, Sie werden ſie lieb haben? ... Sie ſind ja ſo gut ... und Sidonie wird Ihres guten Rates, Ihrer Erfahrung und Menſchenkenntnis ſo ſehr bedürfen!"

„Mein lieber Risler," antwortete Madame Georges, „Sidonie und ich ſind alte Freundinnen und haben alle Urſache uns herzlich gut zu ſein."

Dabei ſuchte ihr ruhiger, offner Blick dem der alten Freundin zu begegnen, aber vergebens.

Völlig unbekannt mit dem Weſen der Frauen und von jeher gewöhnt, Sidonie wie ein Kind zu behandeln, fuhr Risler in demſelben Tone fort: „Nimm ſie zum Vorbild, Kleine, denn, glaube mir, es gibt in der ganzen Welt keine zweite Madame Schorſch ... ganz das Herz ihres guten Vaters ... eine echte Fromont!"

Sidonie, die mit geſenkten Augen daſaß, verneigte ſich ſtumm, während ſie ein leiſer Schauer von der Spitze ihres Atlasſtiefelchens bis zu dem kleinſten Zweige ihres Orangenblütenkranzes überrieſelte. Aber der wackere Risler bemerkte nichts davon. Die eigne Aufregung, der Tanz, die Muſik, die vielen Blumen und Lichter ... er war wie berauſcht, wie verwirrt; glaubte, daß alle Anweſenden dieſelbe Luft voll unausſprechlichen Glückes atmeten, die ihn umgab, und hatte keine Ahnung von dem Neid, der Mißgunſt, dem kleinlichen Haß, die alle dieſe geſchmückten Häupter umſchwirrten.

Er ſah nicht, daß Delobelle, ſeiner ewigen Parade-

haltung müde, die eine Hand in die Weſte geſchoben, den Hut auf der Hüfte feſthaltend, verdrießlich am Kamin lehnte, indes Stunde auf Stunde verfloß, ohne daß ihm Gelegenheit geboten wurde, ſeine Talente zur Geltung zu bringen. Er ſah nicht, wie finſter und gelangweilt ſich Herr Chèbe zwiſchen zwei Thürflügeln herumdrückte, während er auf die Fromonts wütender war, als je ... Oh, dieſe Fromonts! ... wie breit ſie ſich bei der Hochzeitsfeier machten! Da waren ſie alleſamt, mit ihren Frauen, ihren Kindern, ihren Freunden ... ſelbſt den Freunden ihrer Freunde ... es war, als ob einer von ihnen geheiratet hätte. Wer kümmerte ſich um Risler oder die Familie Chèbe? Ihn — den Brautvater — hatte man nicht einmal vorgeſtellt! ... Was den kleinen Mann jedoch am meiſten ärgerte, war das Benehmen ſeiner Frau, die in ihrem glänzenden Goldkäferkleide aller Welt mütterlich zulächelte.

Uebrigens machten ſich wirklich, wie bei den meiſten Hochzeiten, ſo auch hier, zwei durchaus verſchiedene Strömungen bemerklich, die ſich begegneten, ohne ſich je zu vermiſchen, und bald machte die eine der andern vollſtändig Platz. Die Fromonts, welche den kleinen Chèbe ſo heftig aufregten und die Ariſtokratie des Balles bildeten: der Präſident der Handelskammer, der Syndikus der Rechtsanwälte, ein bekannter Schokoladenfabrikant, der als Deputierter im Parlamente ſaß, der alte Millionär Gardinois — ſie alle zogen ſich bald nach Mitternacht zurück. Gleich nach ihnen ſtiegen auch Georges Fromont und ſeine Frau in ihr Coupé — nun war der Chèbe-Risleriſche Teil der Geſellſchaft allein und ſofort gewann das Feſt einen andern, geräuſchvolleren Charakter.

Der berühmte Delobelle, der es nicht länger ertrug, daß niemand irgend etwas von ihm verlangte, hatte ſich entſchloſſen, das ſelbſt zu thun und begann, während die Gäſte ſich am Büffett um Schokoladetaſſen und Punſchgläſer drängten, mit donnernder Stimme den Monolog aus Ruy-Blas: „Wohl bekomm's, meine Herrn!“ — Auf den Seiten-

bänken breiteten ſich jetzt beſcheidene Anzüge mit dem frohen Bewußtſein aus, nun endlich zur Geltung zu kommen, und hin und wieder erluſtigten ſich ein paar von Ehrgeiz und Eitelkeit erfüllte Ladendiener am Wagnis einer Française. Seit längerer Zeit ſchon hatte die Braut fort verlangt; endlich verſchwand ſie mit Risler und Madame Chèbe. Herr Chèbe dagegen, der jetzt zum Vollgefühl ſeiner Wichtigkeit gelangt war, ließ ſich durchaus nicht zum Fortgehen bewegen. Den Teufel auch! — es mußte doch jemand da ſein, der die Honneurs machte, und der kleine Mann war ganz dazu geeignet. Er war rot, aufgeregt, laut . . . beinahe wie ein Rebell. Unten im Hauſe konnte man es hören, wie er mit Véfours Oberkellner über Politik ſprach und die verwogenſten Anſichten kundthat.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Inzwiſchen fuhr der Hochzeitswagen, deſſen Kutſcher infolge ſeines benommenen Kopfes die weißen Zügel etwas locker hielt, ſchwerfällig durch die verödeten Straßen nach dem Marais.

Madame Chèbe war ſehr redſelig, zählte alle Herrlichkeiten des denkwürdigen Tages noch einmal auf und verweilte mit beſonderm Entzücken bei dem Diner, deſſen herkömmliche Speiſekarte ihr als der höchſte Ausdruck kulinariſcher Pracht erſchien. Sidonie lehnte träumend in der Wageneck und Risler, der ihr gegenüber ſaß, ſagte zwar nicht mehr: „Ich bin ſo glücklich!“ war aber bis ins Innerſte des Herzens davon erfüllt. Einmal verſuchte er die kleine weiße Hand zu faſſen, die an dem geſchloſſenen Fenſter lag; ſie wurde ihm aber haſtig entzogen und er blieb unbeweglich, in ſtummer Anbetung ſitzen.

Sie fuhren an den Markthallen vorbei, durch die Rue de Rambuteau, die ſchon voll Gärtnerkarren ſtand, kamen an das Ende der Rue des Francs Bourgeois und bogen um die Ecke des Archivgebäudes, um in die Rue de la Braque zu gelangen. Hier hielt der Wagen zum erſtenmal. Madame

Chèbe ſtieg aus, trat in ihre Hausthür, die für das prächtige, grüne Atlaskleid viel zu ſchmal war, und verſchwand in dem engen Gange, wo ihre zerdrückten Volants zornig aufrauſchten. — Einige Minuten ſpäter öffnete in der Rue des Vieilles Haudriettes ein großes, maſſives Portal, unter deſſen zerbröckelndem, adeligem Wappen ein Schild mit der blauen Inſchrift: „Tapetenfabrik“ angebracht war, ſeine beiden Flügel, um den Hochzeitswagen einzulaſſen.

Jetzt ſchien die Braut, die unbeweglich, wie im Schlaf verſunken dageſeſſen hatte, plötzlich zu erwachen, und wären nicht alle Lichter der weitläufigen Werkſtätten und Magazine erloſchen geweſen, hätte Risler ein triumphierendes Lächeln in dem hübſchen rätſelhaften Antlitz aufleuchten ſehen. Nun rollten die Wagenräder mit ſanfterer Bewegung über den feinen Sand des Gartenweges und hielten vor der Freitreppe eines kleinen, zweiſtöckigen Hotels. Im Erdgeſchoß wohnten die jungen Fromonts, die erſte Etage ſollte Risler beziehen. Es war ein vornehm ausſehendes Haus, durch das der reiche Handelsherr ſich für die düſtere Straße und das abgelegene Stadtviertel ſchadlos hielt. Auf der Treppe lag ein Teppich, im Vorzimmer ſtanden Blumen, überall ſchimmerte weißer Marmor, Spiegelglas und blankes Meſſing.

Während Risler ſeine Glückſeligkeit durch alle Räume der neudekorierten Wohnung trug, blieb Sidonie allein in ihrem Zimmer. Beim Schein der blauen Ampel, die von der Decke niederhing, warf ſie einen Blick in den Spiegel, der ſie vom Kopfe bis zu den Füßen wiedergab, einen zweiten auf all den jungen Luxus, der ihr ſo neu war, und ſtatt ſich niederzulegen, öffnete ſie das Fenſter und ſah, auf die Brüſtung gelehnt, regungslos in die Nacht hinaus.

Es war hell und mild. Deutlich konnte ſie die Fabrikgebäude erkennen, ihre zahlloſen Fenſter ohne Vorhänge, die großen, glänzenden Scheiben, den hohen, himmelanſteigenden Schornſtein, dichter vor ihr den kleinen, verſchwenderiſch ausgeſtatteten Garten, im Schutz der alten Mauer des ehe-

maligen Edelſitzes, und ringsumher elende, ärmliche Dächer, dunkle, dunkle Straßen ... Plötzlich ſchauderte ſie zuſammen; dort hinten, in der düſterſten, häßlichſten aller der Manſarden, die ſich, wie von Elend überbürdet, aneinander zu lehnen und zu ſtützen ſchienen, war in der fünften Etage ein Fenſter weit geöffnet und wie von Nacht erfüllt. Sie erkannte dasſelbe ſogleich — es war das Fenſter des Flurs, an dem ihre Eltern wohnten.

Das Fenſter des Treppenflurs.

Welche Fülle der Erinnerungen rief dies Wort in ihr wach ... Wie viele Stunden und Tage hatte ſie an dieſem feuchten Fenſter ohne Brüſtung oder Gitter geſtanden und nach der Fabrik hinübergeſchaut. Noch jetzt glaubte ſie dort oben das muntere Geſicht der kleinen Chèbe zu ſehen, und in dem Rahmen dieſes ärmlichen Fenſters zeigte ſich ihr das ganze Bild ihres bisherigen Lebens, ihre Kindheit und ihre Jugend — die traurige Jugend eines armen Pariſer Mädchens.

Zweites Kapitel.

Geſchichte der kleinen Chèbe. — Drei Haushaltungen auf einem Flur.

Für arme Pariſer Familien, die ſich in ihren kleinen Wohnungen beengt fühlen, iſt der Treppenflur ein Zimmer mehr — eine Ergänzung der eignen Räume. Von ihm aus dringt im Sommer etwas friſche Luft in die Wohnung, er iſt das Plauderzimmer der Frauen, der Spielplatz der Kinder.

Wenn die kleine Chèbe zu viel Lärm machte, ſagte die Mutter: „Geh, du quälſt mich ... ſpiele auf dem Flur!“ und das Kind beeilte ſich der Weiſung zu folgen.

Dieſer Treppenflur lag im oberſten Stockwerk eines alten Hauſes, in dem man den Raum nicht geſpart hatte. Es war ein langer, hoher Gang, nach der Treppe zu durch ein Gitter von Schmiedeeiſen abgeſchloſſen und durch ein

großes, breites Fenster erleuchtet, aus dem man Dächer, Höfe, viele andre Fenster und weiterhin den Garten der Fromontschen Fabrik erblickte, der zwischen den riesigen alten Mauern ein grünes Winkelchen bildete.

Obwohl dies alles nicht eben freundlich war, fühlte sich die Kleine hier draußen wohler als in ihrer Stube. Dort war es noch viel trauriger, besonders bei Regenwetter und wenn Ferdinand nicht ausging.

Ferdinand Chèbe, dessen Hirn fortwährend mit neuen Ideen beschäftigt war, die jedoch nie zu irgend einem Ergebnis führten, gehörte zu der Klasse jener Nichtsthuer und Projektenmacher, die in Paris so häufig zu finden sind. Seine Frau hatte sich anfangs von ihm blenden lassen, war aber nur zu bald zur Erkenntnis seiner Nichtigkeit gekommen und hatte sich daran gewöhnt, seine unaufhörlichen Träume von Glück und Erfolg ebenso ruhig zu ertragen, wie die jederzeit darauf folgenden Enttäuschungen.

Von den achtzigtausend Franken Mitgift, die sie ihm zugebracht und die er in thörichten Unternehmungen vergeudet hatte, war ihnen nur eine unbedeutende Rente geblieben, die ihnen, den Nachbarn gegenüber, dennoch ein gewisses Ansehen gab, wozu überdies der aus allen Schiffbrüchen gerettete Kaschmirshawl der Madame Chèbe, die Spitzen ihres Brautkleides und zwei sehr kleine, sehr bescheidene Brillantknöpfe das ihrige beitrugen. Diese Knöpfe, die auf Sidoniens inständige Bitten zuweilen aus der Kommodenschublade hervorgeholt und ihr gezeigt wurden, lagen in einem alten Schmuckkästchen von weißem Samt, das in goldnen, seit dreißig Jahren langsam erblindenden Buchstaben den Namen des Juweliers trug, und bildeten den einzigen Luxus in dem ärmlichen Hauswesen dieser Rentiersfamilie.

Lange, sehr lange hatte Herr Chèbe nach einer Anstellung gesucht, um seine spärlichen Einnahmen zu verbessern. Er hätte sie jedoch, seiner Ausdrucksweise nach, bei einer

„Beſchäftigung im Stehen“ finden müſſen, da ihm ſeine Geſundheit jede ſitzende Lebensweiſe verbot.

Der kleine Mann ſollte nämlich in der erſten Zeit ſeiner Ehe, als er noch in einem großen Handelshauſe thätig war und für ſeine Geſchäftsreiſen einen Einſpänner hielt, einen böſen Fall mit dem Wagen gethan haben, und dieſes Unglück, von dem er bei jeder Gelegenheit erzählte, mußte ſeiner Trägheit zur Entſchuldigung dienen.

Man konnte nicht fünf Minuten mit Herrn Chèbe zuſammen ſein, ohne daß er in vertraulichem Tone fragte: „Sie wiſſen von dem Unfall, der den Herzog von Orleans betroffen hat?“ Und auf ſeinen kleinen, kahlen Schädel ſchlagend, fügte er hinzu: „In meiner Jugend iſt mir etwas Aehnliches widerfahren.“

Seitdem er dieſen berühmten Sturz erlitten hatte, verurſachten ihm alle Comptoirarbeiten Schwindelanfälle, ſo daß er ſich vom Schickſal auf „Beſchäftigung im Stehen“ verwieſen ſah. So war er denn nacheinander Agent für Wein, Verlagsartikel, Trüffeln, Uhren und viele andre Dinge geworden. Unglücklicherweiſe wurde er jeder Thätigkeit bald wieder müde, denn keine ſeiner Stellungen vertrug ſich mit den Anſprüchen, die er als ehemaliger Großhändler, Beſitzer eines Einſpänners zu machen hatte, und da er jede Beſchäftigung unter ſeiner Würde fand, wurde er nach und nach immer unbrauchbarer, wurde zum alten Müßiggänger, der am Bummeln Geſchmack fand, zum vollendeten Pflaſtertreter.

Wie oft werden Künſtlern ihre Seltſamkeiten vorgeworfen, ihre angebornen Launen, ihr Abſcheu vor dem Herkömmlichen, der ſie auf Abwege treibt. Wer aber beachtet alle die lächerlichen Einfälle und Wunderlichkeiten, mit denen der unbeſchäftigte Kleinbürger die Leere ſeines Daſeins auszufüllen ſucht. Herr Chèbe zum Beiſpiel hatte bei ſeinen Ausgängen und Spaziergängen jederzeit einen Zweck. Solange am Boulevard Sebaſtopol gebaut wurde, mußte er täglich zweimal nachſehen, „ob die Sache im rechten Zuge ſei“.

Niemand wußte so genau wie er um die besten Läden und ihre Spezialitäten Bescheid, und oft, wenn sich Madame Chèbe darüber ärgerte, ihres Mannes einfältiges Gesicht an die Fensterscheibe gedrückt zu sehen, indes sie sich abmühte, ihre Wäsche auszubessern, schickte sie ihn fort: „Du weißt doch — an der Ecke der Straße Soundso sind die guten Brioches*) zu haben ... du könntest uns einige zum Nachtisch holen."

Dann machte sich der Gatte auf den Weg, ging über den Boulevard, hielt an den Läden Maulaffen feil, paßte den Omnibus ab und brachte den halben Tag auf der Straße zu, um zwei Brioches für drei Sous zu erstehen, die er siegesbewußt nach Hause trug, indem er sich erhitzt die Stirne trocknete.

Herr Chèbe schwärmte für den Sommer, den Sonntag, weite Fußwanderungen im Staube von Clamart oder Romainville, für Festlärm und Menschengedränge. Er gehörte zu den Müßiggängern, die während der ganzen, dem 15. August vorangehenden Woche die schwarzen Illuminationslämpchen, die Taxusbäume und Festtribünen in Augenschein nahmen. Seine Frau hatte nichts dagegen — war sie doch nun von dem ewig Lamentierenden erlöst, der sich sonst den lieben langen Tag mit seinen neuen riesenhaften Plänen, seinen unsinnigen Berechnungen, seinen fruchtlosen Rückblicken auf vergangene Zeiten und seiner Wut, kein Geld verdienen zu können, um sie herumdrückte.

Auch sie verdiente keins, aber die gute Frau verstand so gut zu sparen, teilte das wenige, was sie hatte, so wundervoll ein, daß es der Not — so nahe dieselbe ihren beschränkten Verhältnissen zu stehen schien — niemals gelungen war, in ihre drei allezeit sauber gehaltenen Stübchen einzudringen, oder ihre sorgsam ausgebesserten Kleidungsstücke und die alten, von Ueberzügen verhüllten Möbel völlig zu zerstören.

Der Chèbeschen Thür gegenüber, deren Messingklinke

---

*) Ein feines Backwerk. Anm. d. Uebers.

mit kleinbürgerlicher Sorgfalt geputzt war, befanden ſich zwei andre, kleinere Thüren.

An der erſten war, wie es bei Kunſthandwerkern gebräuchlich iſt, mit vier Nägeln eine Viſitenkarte befeſtigt mit der Aufſchrift: „Risler, Muſterzeichner für Fabriken“. An der andern befand ſich ein kleines ledernes Schild, auf dem in goldnen Buchſtaben zu leſen war:

„Mmes Delobelle
Modeartikel in Vögeln und Käfern.“

Die Delobelleſche Thür ſtand häufig offen und gewährte Einblick in ein großes Zimmer mit Backſteinfußboden, in dem zwei Frauen ſaßen, Mutter und Tochter — letztere faſt noch ein Kind, aber eine ſo bleich und müde wie die andre und beide mit der Herſtellung einer jener zahlloſen Phantaſiearbeiten beſchäftigt, die den ſogenannten Pariſer Artikel bilden.

Damals waren, als Schmuck für Hüte und Ballkleider, die hübſchen kleinen aus Südamerika kommenden Tierchen Mode, die an Glanz und Farbenpracht mit den Edelſteinen wetteifern. In dieſer Spezialität waren die beiden Delobelles thätig.

Ein Engrosgeſchäft, welches von den Antillen direkte Sendungen erhielt, ſchickte ihnen uneröffnet lange leichte Kiſtchen zu, aus denen, wenn der Deckel abgenommen wurde, ein widerlicher Geruch, ein feiner Arſenikſtaub aufſtieg, während lange Reihen aufgeſpießter Inſekten oder dicht zuſammengeſchichteter Vögelchen ſichtbar wurden, deren Flügel ein Streifen Papier zuſammenhielt. Es galt nun, dieſe kleinen Geſchöpfe für den Gebrauch zurechtzumachen, die Käfer auf zitterndem Meſſingdraht zu befeſtigen, die Federn der Kolibris aufzubauſchen und zu glätten, mit ſeidenem Faden ein zerbrochenes korallenrotes Beinchen wiederherzuſtellen, erloſchene Augen durch ein paar glänzende Perlen zu erſetzen und Inſekten und Vögeln die anmutig-bewegte Haltung lebender Weſen wiederzugeben.

Die Mutter führte, unter Anleitung der Tochter, allerhand Vorarbeiten aus, denn trotz ihrer großen Jugend beſaß

Désirée den feinsten Geschmack, die Erfindungsgabe einer Fee, und niemand konnte so geschickt wie sie die Vogelköpfchen mit Perlenaugen versehen oder zusammengedrückte Flügelchen wieder ausbreiten.

Infolge eines Unfalls, den sie als Kind erlitten, der aber die feine Anmut ihres regelmäßigen Gesichtchens nicht beeinträchtigt hatte, hinkte Désirée Delobelle, und ihrer gewissermaßen erzwungenen Unbeweglichkeit, ihrer Unlust das Haus zu verlassen, verdankte sie eine aristokratische Hautfarbe und sehr weiße Hände. Mit zierlich geordnetem Haar saß sie Tag für Tag in einem großen Lehnstuhl an ihrem mit Modebildern und bunten Vögeln bedeckten Tische und fand in ihrer heiteren, modisch-eleganten Arbeit eine Art Entschädigung für die Eintönigkeit ihres Daseins.

In Gedanken folgte sie all den kleinen, geflügelten Wesen, die sich aus ihrem stillen Stübchen aufschwangen, um weite Streifzüge durch das Pariser Leben zu machen und bei Festlichkeiten im Lichte der Kronleuchter zu glänzen. Aus der Haltung, welche sie ihren Vögeln und Käfern gab, war deutlich ihre Stimmung zu erkennen; in Tagen des Trübsinns, der Niedergeschlagenheit schienen die spitzigen, vorgestreckten Schnäbelchen und ausgebreiteten Flügel leidenschaftlich hinauszustreben, weit weg von Wohnungen im fünften Stock, eisernen Oefen, Not und Entbehrung; war ihr jedoch wohl zu Mute, so hatten auch alle ihre Tierchen etwas Lebensfrohes, sahen keck und vergnügt, als echte Kinder der Mode, in die Welt hinaus.

Aber mochte Désirée heiter oder traurig sein, ihr Fleiß blieb immer derselbe. Vom Morgengrauen bis tief in die Nacht war ihr Tisch mit Arbeit überladen; dann, wenn beim letzten Tagesschimmer in den umliegenden Fabrikhöfen die Feierabendglocke geläutet wurde, zündete Madame Delobelle die Lampe an und nach einem mehr als bescheidenen Mahle kehrten Mutter und Tochter zu ihrer Beschäftigung zurück. — Sie hatten einen Zweck, eine Aufgabe, welche sie für die

Anſtrengung langer Nachtwachen unempfindlich machte: die Sorge für den Schauſpielerruhm des großen Delobelle.

Seitdem er die Provinzialtheater verlaſſen hatte, um in Paris aufzutreten, wartete Delobelle darauf, von einem klugen Direktor — jenem Ideal, das die Genies zu entdecken verſteht — ebenfalls entdeckt und mit Rollen, die ſeiner Größe angemeſſen waren, betraut zu werden. Vielleicht hätte er — anfangs wenigſtens — in einem Theater dritten Ranges eine untergeordnete Stellung finden können, aber erniedrigen wollte ſich Delobelle nicht.

Lieber warten und kämpfen, wie er ſagte. Das Kämpfen verſtand er aber folgendermaßen: Morgens in ſeinem Schlafzimmer, oft ſogar ſchon im Bette, nahm er die Rollen ſeines ehemaligen Repertoirs wieder durch, und ſeine Frau und Tochter erbebten, wenn ſie hinter dem Verſchlage Bruchſtücke aus „Antony“ oder dem „Kinderarzt“ von einer dröhnenden Stimme, die ſich mit den tauſend Arbeitslauten des großen Pariſer Bienenkorbes vereinigte, deklamieren hörten. Nach dem Frühſtück ging der Schauſpieler bis zum Abend fort, um „ſeinen Boulevardbeſuch zu machen“, das heißt, um mit kleinen Schritten zwiſchen dem Chateau d'Eau und der Madeleine umher zu ſpazieren, einen Zahnſtocher im Mundwinkel, den Hut etwas auf die Seite geſchoben, allezeit wohlgebürſtet, glänzend, in guten Handſchuhen.

Die Frage des Anzugs war für ihn von großer Wichtigkeit; ſie war eine Hauptbedingung ſeines Erfolgs, ein Köder für den Direktor — jenen wunderbaren, feinſinnigen Direktor in spe — der ſich nie dazu verſtehen würde, einen ſchäbig ausſehenden, ſchlecht gekleideten Künſtler zu engagieren.

Delobelles Frau und Tochter waren denn auch ſorgſam darauf bedacht, es ihm an nichts fehlen zu laſſen, und wie viele Käfer und Vögel dazu gehörten, einen ſo ſtattlichen Herrn auszurüſten, iſt leicht zu ermeſſen. Der Schauſpieler fand die Bemühungen der Seinigen ganz natürlich und hatte das Gefühl, daß Frau und Tochter nicht ſowohl

um seiner Persönlichkeit willen arbeiteten und entbehrten, sondern für den geheimnisvollen, unbekannten Genius, als dessen Vertreter er sich betrachtete.

Die Verhältnisse der Familien Chèbe und Delobelle besaßen eine gewisse Aehnlichkeit, aber das Leben der letzteren war weniger traurig. Während sich Chèbes in ihrem geringen Einkommen wie festgeschmiedet fühlten und keinerlei Aussicht auf Veränderung hatten, boten Hoffnung und Phantasie der Familie des Schauspielers immer neue, entzückende Ausblicke.

Chèbes wohnten gleichsam in einer Sackgasse, Delobelles dagegen in einer kleinen Straße, die zwar auch eng, schmutzig und düster war und weder Luft noch Licht hatte, durch welche jedoch in nächster Zeit ein großer Boulevard geführt werden sollte. Ueberdies glaubte Madame Chèbe nicht mehr an ihren Mann, indes ihre Nachbarin, kraft des Wunderwortes „Kunst", an dem ihrigen niemals gezweifelt hatte.

Und doch hatte Monsieur Delobelle nun schon seit vielen, vielen Jahren ganz vergebens seinen Wermut mit Theateragenten, seinen Absinth mit Führern der Claque, seinen Bittern mit Vaudevilledichtern, Dramaturgen und einem berühmten Maschinisten getrunken ... die ersehnten Engagements kamen nicht! Ohne jemals eine Bühne zu betreten, hatte der Beklagenswerte allgemach vom ersten Liebhaber zum Charakterspieler, zum Bonvivant, zum edlen Vater, endlich zum alten Schwätzer herabsinken müssen.

Dabei blieb er stehen!

Zwei- oder dreimal hatte man ihm Gelegenheit geboten, seinen Lebensunterhalt als Vorsteher eines Klubs oder Kaffeehauses, oder als Aufseher in einem großen Laden, wie im „Pharus der Bastille" oder dem „Koloß von Rhodus" zu verdienen; um seinen Aufgaben zu genügen, war nichts erforderlich, als gute Manieren — und die, bei allen Göttern! besaß Monsieur Delobelle. Aber heldenmütig hatte der große Mann alle Vorschläge zurückgewiesen.

„Ich habe nicht das Recht, der Bühne zu entſagen," erklärte er — ein Ausſpruch, der im Munde dieſes armen Teufels, der ſeit vielen Jahren die Bretter nicht betreten hatte, von unwiderſtehlicher Komik war. Aber die Lachluſt verging, wenn man es mit anſah, wie ſeine Frau und Tochter Tag und Nacht Arſenikſtaub einatmeten, oder wenn man von beiden, während ſie ihre Nähnadeln am Meſſingdraht der kleinen Vögel abbrachen, die energiſche Verſicherung hörte: „Nein, nein! ein Delobelle hat nicht das Recht, der Bühne zu entſagen."

Beneidenswerter Mann, dem der herablaſſende Blick ſeiner vorſtehenden Augen und die Gewohnheit, im Drama zu gebieten, auf Lebenszeit die Ausnahmeſtellung eines verhätſchelten, bewunderten Märchenprinzen gegeben hatten. So oft er ausging wurde er von den Ladenbeſitzern der Rue des Francs Bourgeois — mit der dem Pariſer eignen Vorliebe für alles, was dem Theater angehört — ehrfurchtsvoll begrüßt. Er war auch immer ſo gut angezogen! und dabei ſo liebenswürdig und gefällig. Ging er doch jeden Samstagabend, er „Ruy Blas", „Antony", „Raphael" aus den „Filles de marbre", „Andrès" aus den „Pirates de la Savonne", mit einem Pappkaſten unter dem Arme nach einem Blumengeſchäft der Rue Saint Denis, um die Arbeit der beiden Frauen abzuliefern . . .

Aber ſelbſt wenn er ſich dazu verſtand, einen derartigen Auftrag zu übernehmen, wußte der große Mann eine ſolche Vornehmheit und natürliche Würde zu bewahren, daß die mit der Berechnung des Delobelleſchen Guthabens betraute Kaſſiererin jedesmal eine gewiſſe Scheu empfand, dieſem vollendeten Gentleman den mühſam verdienten Wochenlohn einzuhändigen.

An dieſen Abenden pflegte der Schauſpieler nicht zu Hauſe zu eſſen — Frau und Tochter wußten das ſchon. Gewöhnlich traf er auf dem Boulevard einen ehemaligen Kameraden, einen Pechvogel wie er ſelbſt — es gibt deren ſo viele in ſeinem traurigen Berufe — dem er im Reſtaurant

und Kaffeehause die Zeche bezahlte. Den Rest des Geldes lieferte er — was ihm hoch angerechnet wurde — getreulich zu Hause ab. Zuweilen nur brachte er seiner Frau ein Sträußchen, Désirée ein unbedeutendes Geschenk — eine Kleinigkeit, ein Nichts. Was kam darauf an? — Ueberdies war es eine Theatergewohnheit ... es ist so leicht, im Melodrama eine Handvoll Goldstücke aus dem Fenster zu werfen.

„Da, Bursche! nimm diese Börse und sage deiner Herrin, daß ich ihrer harre."

So kam es, daß Frau Delobelle und Désirée, trotz ihres emsigen Fleißes und ihrer ziemlich einträglichen Arbeit, häufig in Verlegenheiten gerieten, besonders in der toten Jahreszeit für Pariser Modeartikel. Ein Glück, daß sie den guten Risler hatten, der immer bereit war, seinen Freunden beizustehen.

Wilhelm Risler, der dritte Mietsmann des Stockwerks, wohnte mit seinem Bruder Franz zusammen, der um etwa fünfzehn Jahre jünger war als er. Diese beiden großen, blonden, kräftigen Schweizer mit der frischen Gesichtsfarbe schienen der Stickluft des düstern Arbeiterhauses etwas von der Gesundheit des Landlebens mitzuteilen. Der ältere war Musterzeichner in der Fromontschen Tapetenfabrik und bezahlte den Unterricht seines Bruders, der — bis er zur Aufnahme in die Ecole centrale tüchtig war — die Chaptalschen Vorlesungen besuchte.

Als Wilhelm nach Paris gekommen war, hatte er in allen Verlegenheiten, welche ihm die Einrichtung seines kleinen Haushaltes verursachte, bei den Nachbarinnen Chèbe und Delobelle Rat, Auskunft und Hilfe gefunden. Für den treuherzigen, etwas schwerfälligen Burschen, der sich durch Aussprache und Aussehen verschüchtert fühlte, war ein solcher Beistand unentbehrlich, und nach kurzer Zeit hatten freundschaftlicher Verkehr und gegenseitige Gefälligkeiten die Gebrüder Risler den beiden Nachbarfamilien gleichsam einverleibt.

Zu allen Festtagen wurde für sie in den beiden Familien mitgedeckt, und es war eine Erquickung für die

Heimatloſen, in dieſen armen, beſcheidenen Haushaltungen ein warmes Eckchen und freundliche Aufnahme zu finden. Die Einnahmen des Muſterzeichners, der in ſeinem Beruf ſehr geſchickt war, ſetzten ihn in den Stand, Delobelles beim Quartalſchluß gefällig zu ſein und bei Chèbes als Großonkel mit Ueberraſchungen und Geſchenken zu erſcheinen, ſo daß die Kleine, ſobald er ſich ſehen ließ, ſeine Taſchen unterſuchte und auf ſeinen Schoß kletterte.

Sonntags führte er die ganze Geſellſchaft ins Theater, und in der Woche ging er beinahe jeden Abend mit Chèbe und Delobelle in eine Brauerei der Rue Blondel, wo er ſie mit Bier und Salzbretzeln traktierte. Bier und Salzbretzeln waren ſeine Leidenſchaft.

Er kannte kein größeres Glück, als beim Schoppen zwiſchen ſeinen beiden Freunden zu ſitzen und ihnen zuzuhören, während er ſich nur ab und zu mit einem lauten Auflachen oder einem Kopfſchütteln an ihrem Geſpräche — gewöhnlich nur ein Ausbruch bitterer Anklagen gegen Welt und Menſchen — beteiligte.

Die kindliche Schüchternheit und die deutſchen Sprachwendungen, welche er in ſeinem der Arbeit gewidmeten Leben nicht loszuwerden vermochte, erſchwerten ihm den Ausdruck ſeiner Gedanken. Außerdem flößten ihm ſeine beiden Freunde zu großen Reſpekt ein; beſaßen ſie doch ihm gegenüber den unermeßlichen Vorzug des Müßiggängers vor dem Arbeitenden, und Herr Chèbe, der weniger großherzig war als Delobelle, konnte ſich's nicht verſagen, ihn das fühlen zu laſſen. Er behandelte ihn ſehr von oben herab, der edle Herr Chèbe. Seiner Meinung nach war ein Menſch, der wie Risler täglich zehn Stunden lang arbeitet, nachher völlig außer ſtande, eine vernünftige Anſicht auszuſprechen, und wenn der Muſterzeichner, der ganz erſchöpft aus der Fabrik nach Hauſe kam, ſich gar noch anſchickte, auch die Nacht einer dringenden Arbeit zu widmen, war in den Mienen Monſieur Chèbes die tiefſte Empörung zu leſen.

„Mir sollte man mit derartigen Anforderungen kommen!“ rief er, warf sich in die Brust und fügte, indem er Risler mit dem Herz und Nieren prüfenden Blick des Arztes betrachtete, hinzu: „Sie werden es nur zu bald zu einem gehörigen Schlaganfall bringen!“

So grausam war Delobelle nun zwar nicht, aber desto hochmütiger.

„Die Ceder sieht den Rosenstrauch
Zu ihren Füßen nicht . . .“

So übersah Delobelle den guten Risler. Wenn er sich aber zufällig seines Daseins zu erinnern geruhte, hatte der große Mann, während er ihn anhörte, eine ganz besondre Art und Weise, sich zu ihm niederzubeugen und seinen Worten, wie denen eines Kindes, freundlich zuzulächeln. Hin und wieder machte er sich auch das Vergnügen, ihm verblüffende Anekdoten von Schauspielerinnen zu erzählen, oder gab ihm Anstandslehren, oder die Adressen seiner Lieferanten, denn daß ein Mensch, der so viel Geld verdiente, wie ein schäbiger Schulmeister einherging, begriff er nicht. Der gute Risler, der von seiner Unvollkommenheit durchdrungen war, suchte sich durch tausend Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten Verzeihung zu erwirken, wobei er sich selbstverständlich zur höchsten Zartheit verpflichtet fühlte — war er es doch, der beständig Wohlthaten erwies.

Diese drei auf demselben Flur befindlichen Haushaltungen wurden durch das Kommen und Gehen der kleinen Chèbe in beständiger Verbindung erhalten.

Zu jeder Tageszeit schlüpfte sie in das Atelier der beiden Delobelles, sah ihnen bei der Arbeit zu, betrachtete die kleinen Tierchen, und da ihr schon jetzt Putz und Tand mehr am Herzen lagen, als Kinderspiele, bemächtigte sie sich jedes Käfers, der unterwegs einen Flügel verloren, jedes Kolibris, der sein Federkleid beschädigt hatte, um sie als farbigen Schmuck in ihr feines, krauses Haar zu stecken. Désirée und ihre Mutter sahen lachend zu, wie sich die Kleine auf den

Fußſpitzen hob und ſich mit gezierten Mienen und Bewegungen in dem alten, erblindeten Spiegel betrachtete. War ſie endlich der Selbſtbewunderung müde, ſo öffnete ſie, alle Kraft der Fingerchen aufbietend, die Thür und ging, den Haarputz nicht zu gefährden, ſtolz und ſteif über den Flur, um bei Rislers anzuklopfen.

Tagsüber war nur Franz, der Schüler, zu Hauſe, der über ſeinen Büchern ſaß und gewiſſenhaft an ſeinen Aufgaben arbeitete. Trat Sidonie ein, ſo war es freilich damit vorbei! er mußte alles liegen laſſen, um dieſe ſchöne, mit einem Kolibri geſchmückte Dame zu begrüßen; wie eine Prinzeſſin kam ſie ihm vor, die im Collège Chaptal erſchien, ihn vom Direktor zum Ehemann zu begehren.

Es machte einen ſeltſamen Eindruck, den großen hoch aufgeſchoſſenen Jungen mit dieſem achtjährigen Mädchen ſpielen, ſich ihren Launen fügen und ſie ſchon jetzt in aller Unterwürfigkeit anbeten zu ſehen. Als er ſich ſpäter ernſtlich in ſie verliebte, hätte niemand zu ſagen vermocht, zu welcher Zeit er damit begonnen habe.

Aber ſo ſehr die kleine Chèbe in beiden Nachbarfamilien verhätſchelt wurde, es kam doch immer wieder der Moment, der ſie an das Treppenfenſter zurückführte. Hier fand ſie jederzeit ihre liebſte Unterhaltung, einen weiten Horizont und gleichſam eine Viſion der Zukunft, zu der ſie ſich neugierig und furchtlos hinabbeugte — Kinder wiſſen nicht, was Schwindel iſt.

Zwiſchen den einander zugeneigten Schieferdächern zeigten ſich ihr die hohen Fabrikmauern, die Platanenwipfel des Gartens, die hohen Fenſter der Werkſtätten wie das gelobte Land, wie das Reich ihrer Träume.

Für ſie war dies Fromontſche Haus der Inbegriff alles Reichtums.

Der große Raum, den es in dieſem, zu gewiſſen Tagesſtunden vom Rauch und Lärm ſeiner Maſchinen ganz erfüllten Winkel des Marais einnahm, die Begeiſterung Rislers, ſeine fabelhaften Berichte über den Reichtum, die

Güte und Klugheit ſeines Prinzipals, hatten die Neugier des kleinen Mädchens erregt, und was ſie von dem Wohnhauſe ſehen konnte, die zierlichen Holzjalouſieen, das Halbrund der Freitreppe, die Gartenmöbel am Fuße derſelben, das große im Sonnenſchein glänzende Vogelhaus von weißem Drahtgeflecht mit vergoldeten Stäben, das blaue Coupé, das im Hofe angeſpannt wurde — alles war ihr ein Gegenſtand unaufhörlicher Bewunderung.

Um alle Gewohnheiten des Hauſes wußte ſie Beſcheid: um die Zeit des Läutens, das Fortgehen der Arbeiter, die Lohnzahlungen des Samstags, für die das Lämpchen des Kaſſierers bis zum ſpäten Abend brannte, die ſtillen Sonntagnachmittage, wenn die Arbeitsſäle leer und die Feuer erloſchen waren. Dies tiefe Schweigen brachte ihr die Spiele der kleinen Claire, die mit ihrem Vetter Georges im Garten umherlief, gleichſam näher, und Risler teilte ihr allerlei Einzelheiten mit.

„Zeige mir die Fenſter des Salons," bat das Kind, „und wo Claires Zimmer liegt."

Risler war entzückt über das lebhhafte Intereſſe an ſeiner geliebten Fabrik und gab der Kleinen vom Treppenfenſter aus genaue Erklärungen über die Einteilung der Gebäude, zeigte ihr die Druckerei, die Säle der Vergolder, der Grundierer, den Zeichenſaal, in dem er ſelbſt arbeitete, den Maſchinenraum, aus dem die ungeheure Eſſe aufſtieg, deren Rauch alle Mauern ringsumher geſchwärzt hatte, ohne zu ahnen, daß ein junges unter einem Nachbardache verborgenes Leben mit allen Wünſchen und Gedanken an ihrer keuchenden unermüdlichen Thätigkeit teilnahm.

Eines Tages erlangte Sidonie Zutritt in dies von fern belauſchte Paradies.

Madame Fromont, der Risler häufig von der Artigkeit und Klugheit ſeiner kleinen Nachbarin erzählt hatte, forderte ihn auf, ſie zu dem Kinderballe mitzubringen, den ſie zu Weihnachten geben wollte. Zuerſt wies Monſieur

Chèbe die Einladung mit aller Entſchiedenheit ab. Schon damals waren ihm die Fromonts verhaßt, deren Namen Risler beſtändig im Munde führte und deren Reichtum ihn demütigte. Ueberdies handelte ſich's um einen Koſtümball, und Monſieur Chèbe — der nicht mit Tapeten handelte — war nicht in der Lage, ſeine Tochter als Springerin auszuſtaffieren. Aber Risler redete zu, erklärte ſich bereit, alles Notwendige zu liefern, und begann ſofort ein Koſtüm zu zeichnen.

Es war ein denkwürdiger Abend. Im Chèbeſchen Wohnzimmer, in dem Stoffe, Stecknadeln und allerlei Putzgegenſtände durcheinander lagen, führte Déſirée Delobelle die Oberaufſicht über Sidoniens Anzug. Das kleine Mädchen, das im kurzen, ſchwarz und rot geſtreiften Flanellröckchen ungewöhnlich groß erſchien, ſtand gerade und regungslos in der Pracht der Verkleidung vor dem Spiegel und ſah wirklich ſehr hübſch aus. Das ſchwarze Samtmieder, das über dem weißen Hemdchen geſchnürt war, die ſchönen, kaſtanienbraunen, unter dem Strohhute niederhängenden Zöpfe, alle herkömmlichen Attribute eines Schweizer Landmädchens erhielten einen beſondern Reiz durch das kluge Geſichtchen der Kleinen und ihr lebhaftes, der Farbenfriſche ihres theatraliſchen Aufputzes entſprechendes Weſen.

Die ganze Nachbarſchaft war herbeigeeilt und erging ſich in Ausdrücken der Bewunderung. Während Delobelle gerufen wurde, ordnete Déſirée die Falten des Rockes, die Schleifen auf den Schuhen, warf, ohne die Nähnadel aus der Hand zu legen, einen letzten Blick auf ihr Werk und war ſelbſt hocherregt von dem Vorgefühl des Feſtes, an dem ſie, das arme, lahme Kind, nicht teilnehmen ſollte. Der große Mann erſchien, ließ Sidonie die ſchöne Verbeugung wiederholen, die er ihr einſtudiert hatte, ließ ſie gehen, ſich ſetzen, und zeigte ihr noch einmal, wie ſie beim Lächeln den Mund nur ſo weit öffnen dürfe, daß der kleine Finger hineinpaßte ... Sehr komiſch war die Genauigkeit, mit der die Kleine alles nachmachte.

„Sie hat Komödiantenblut in den Adern!“ versicherte der alte Schauspieler voll Begeisterung, während der lange Schlingel, der Franz, ohne zu wissen warum, am liebsten in Thränen ausgebrochen wäre.

Was Sidonie betrifft, so hätte sie noch nach Jahr und Tag zu sagen gewußt, welche Blumen die Vorzimmer schmückten, mit welchen Farben die Möbel überzogen waren und welche Tanzmelodie gespielt wurde, als sie den Ballsaal betrat. Der Eindruck, den das Fest auf sie machte, war ein so tiefer, daß sie nichts vergaß, weder die Anzüge, die um sie her wirbelten, noch das Lachen der Kinder, noch die vielen kleinen Füße, die über das glatte Parkett flogen. Für einen Augenblick fiel ihr, während sie auf einem rotseidenen Kanapee saß und von dem Präsentierbrett, das ihr der Diener reichte, zum erstenmal in ihrem Leben ein Glas Sorbett nahm, die dunkle Treppe ein, die zu der engen, dumpfigen Wohnung ihrer Eltern führte, aber sie dachte daran, wie an ein entferntes Land, das sie auf immer verlassen hatte.

Sie fand übrigens allgemeinen Beifall, wurde von allen gelobt und gehätschelt, und Claire Fromont, die wie das Miniaturbild einer in Spitzen gekleideten Cauchoise*) aussah, machte sie mit ihrem Vetter, Georges Fromont, bekannt, einem prachtvollen Husaren, der sich nach jedem Schritte umdrehte, um seine Säbeltasche zu bewundern.

„Sieh her, Georges,“ sagte sie; „dies ist meine Freundin; sie wird jeden Sonntag herkommen, um mit uns zu spielen. Mama hat es erlaubt.“

Und in der fröhlichen Unbefangenheit eines glücklichen Kindes umarmte sie die kleine Ehèbe mit großer Herzlichkeit.

Endlich mußte geschieden sein ... aber lange noch, in der dunkeln Straße, wo der Schnee unter ihren Füßen zerfloß, auf der dunkeln Treppe, in dem stillen Schlafkämmerchen, wo die Mutter auf sie wartete, waren ihre Augen

*) Cauchoise, normännische Bäuerin. Anm. d. Uebers.

wie geblendet von dem glänzenden Licht der Gesellschaftsräume.

„War es schön? Hast du dich gut amüsiert?“ fragte Madame Chèbe mit leiser Stimme, während sie die Haken des glänzenden Kostüms langsam aufmachte.

Sidonie war jedoch so übermüdet, daß sie, ohne zu antworten, im Stehen einzuschlafen schien, schon damals begann sie sich in dem schönen Traume zu wiegen, der ihre ganze Jugendzeit ausfüllte und ihr manche bittre Thräne erpressen sollte.

Claire Fromont hielt Wort. Sidonie kam häufig in den schönen Garten mit den Kieswegen, konnte die Holzjalousieen und das Vogelhaus mit den goldnen Stäben in der Nähe sehen, lernte alle Winkel und Gänge der weitläufigen Fabrikgebäude kennen, spielte an stillen Sonntagnachmittagen hinter den Druckerpressen Verstecken und durfte an Feiertagen mit den Kindern essen.

Alle hatten das kleine Mädchen gern, obwohl sie eigentlich für niemand besondre Zuneigung verriet. Solange sie sich inmitten der reichen Umgebung befand, fühlte sie sich glücklich, freundlich gestimmt und gleichsam verschönert; kam sie dann aber zu den Eltern zurück und sah durch die trüben Scheiben des Treppenfensters nach der Fabrik hinüber, so hatte sie unerklärliche Regungen von Bitterkeit und Zorn, obwohl Claire Fromont sie immer als Freundin behandelte.

Zuweilen wurde sie in dem berühmten blauen Coupé in das Bois de Boulogne oder nach den Tuilerien mitgenommen, ja sogar aufs Land, zum Großvater Gardinois, in dessen Schloß bei Savigny-sur-Orge sie hin und wieder eine ganze Woche verleben durfte. Die Geschenke des wackern Risler, der auf die Erfolge seiner Kleinen stolz war, setzten sie in den Stand, immer nett zu erscheinen. Für Madame Chèbe war es Ehrensache, und die hübsche, lahme Nachbarin beeiferte sich, den Reichtum an Geschmack und Geschicklichkeit, den sie für sich selbst nicht verwerten konnte, ihrer kleinen Freundin zur Verfügung zu stellen.

Monsieur Chèbe blieb auch jetzt seiner Abneigung gegen die Fromonts treu und beobachtete diese wachsende Vertraulichkeit mit mißvergnügtem Blick. Der wirkliche Grund dazu war, daß er nicht eingeladen wurde, das gestand er aber nicht, sondern sagte zu seiner Frau: „Siehst du denn nicht, daß deine Tochter jedesmal mit schwerem Herzen von dort zurückkommt und stundenlang am Fenster hinträumt?“

Die arme Madame Chèbe war jedoch durch die Leiden ihres Ehestandes unvorsichtig geworden. Sie behauptete, da man der Zukunft nicht sicher sei, müsse man die Gegenwart genießen und das Glück im Fluge festzuhalten suchen, denn nur zu oft wäre die Erinnerung an die fröhliche Kinderzeit der einzige Halt und Trost für das ganze Leben.

Dies eine Mal sollte aber Monsieur Chèbe recht behalten.

Drittes Kapitel.

Geschichte der kleinen Chèbe. — Glasperlen.

Nach zwei bis drei Jahren vertraulichen Verkehrs und gemeinsamer Spiele, in deren Verlauf Sidonie sich an Luxus gewöhnt und das anmutige Wesen eines Kindes aus reichem Hause angenommen hatte, wurde die Freundschaft plötzlich zerrissen.

Vetter Georges, dessen Vormund Monsieur Fromont war, befand sich schon seit längerer Zeit in einem Lyceum, und nun wurde auch Claire, mit der Ausstattung einer kleinen Königin, ins Kloster geschickt, indes gleichzeitig bei Chèbes die Rede davon war, Sidonie einen Beruf erlernen zu lassen. Die Freundinnen versprachen, sich lieb zu behalten und sich monatlich zweimal, an den Ausgehsonntagen, zu sehen.

Die kleine Chèbe ging denn auch wirklich noch einigemal hinüber, um mit ihren Freunden zu spielen, aber je mehr sie heranwuchs, um so fühlbarer wurde ihr der Ab-

ſtand, der ſie und Claire trennte; auch fand ſie für den Salon der Madame Fromont ihre Kleidung gar zu einfach.

Blieben die drei Spielgefährten allein, ſo ließ die Kinderfreundſchaft, die ſie einander gleich machte, kein Mißbehagen aufkommen. Aber zuweilen erſchienen Beſuche, Penſionsfreundinnen, unter ihnen ein großes, reichgekleidetes Mädchen, das Sonntags von der Kammerfrau ihrer Mutter hergebracht wurde, um mit den kleinen Fromonts zu ſpielen.

Wenn Sidonie dies geputzte, hochmütige Geſchöpf nur die Freitreppe heraufkommen ſah, wäre ſie am liebſten auf und davon gegangen, denn die ungeſchickten Fragen des Mädchens: wo ſie wohne? — wer ihre Eltern wären? — ob ſie Equipage hätten? brachten ſie in Verlegenheit.

Wenn Sidonie die andern vom Kloſter und ihren Freundinnen ſprechen hörte, fühlte ſie, daß jene in einer Welt lebten, die tauſend Meilen weit von der ihrigen lag, und eine tiefe Traurigkeit kam über ſie; beſonders wenn ihre Mutter, ſobald ſie nach Hauſe zurückkehrte, wieder davon anfing, daß ſie als Lehrmädchen bei einem Fräulein Le Mire eintreten ſolle — einer Freundin der Delobelles, die in der Rue du Roi-Doré eine große Glasperlenhandlung beſaß.

Risler war mit dieſem Plane durchaus einverſtanden. „Laßt ſie einen Beruf erlernen," ſagte der wackre Mann; „ein Geſchäft will ich ihr ſpäter ſchon kaufen." — Da Fräulein Le Mire davon ſprach, ſich in einigen Jahren zur Ruhe ſetzen zu wollen, war hier eine günſtige Gelegenheit geboten.

Eines Morgens — es war ein trauriger Novembertag — wurde Sidonie von ihrem Vater nach der Rue du Roi-Doré, in die vierte Etage eines alten Hauſes geführt, in dem es noch düſterer ausſah, als in dem ihrigen.

Unten, an der Ecke des Hausganges waren zahlreiche Schilder mit goldnen Inſchriften angebracht: „Lederwarenfabrik" — „Ketten von Talmigold" — „Spielwaren" — „Optiſche Inſtrumente" — „Brautkränze und Sträuße für Brautjungfern, Spezialität in Feldblumen", und über dem

allem ein kleiner verſtaubter Aushängekaſten, in welchem vergilbte Perlenhalsbänder nebſt einigen Glastrauben und Glaskirſchen den anſpruchsvollen Namen „Angelina Le Mire“ umrahmten.

Ein abſcheuliches Haus!

Hier gab es nicht einmal den weiten Vorplatz der Chèbeſchen Wohnung, deſſen Altersgrau durch das hohe Fenſter und die freie Ausſicht über die Fabrik erheitert wurde. Eine enge Treppe, eine enge Thür, eine Flucht kleiner kalter Räume mit Backſteinfußboden, und in dem letzten derſelben ein altes Fräulein mit falſchen Locken und Halbhandſchuhen von ſchwarzem Filet, die in einem ſchmutzigen Heft des „Journals für alle“ las und ſich zu ärgern ſchien, daß ſie in ihrer Lektüre geſtört wurde.

Mademoiſelle Le Mire (den Namen in zwei Worten geſchrieben) empfing Vater und Tochter ohne aufzuſtehen, ſprach ein Langes und Breites von ihrer verlorenen Stellung, von ihrem Vater, einem alten Edelmanne aus der Romagne — es iſt merkwürdig, wie viele alte Edelleute ſchon daher gekommen ſind! — und von einem ungetreuen Adminiſtrator, der mit ihrem ganzen Vermögen durchgegangen war. Der wackre Chèbe, der für alle im Leben Herabgekommenen im voraus eingenommen war, fühlte ſich ſofort zu ihr hingezogen, und ging entzückt von dannen, nachdem er ſeiner Tochter verſprochen, ſie der Verabredung gemäß um ſieben Uhr abends abzuholen.

Das neue Lehrmädchen wurde nun ſogleich in das noch leere Arbeitszimmer geführt und Mademoiſelle Le Mire wies ihr vor einer großen, mit einem wirren Durcheinander von Perlen, Nähnadeln, Pfriemen und billigen Unterhaltungsblättern gefüllten Schublade ihren Platz an.

Sidonie wurde angewieſen, die Perlen auszuſuchen und auf Schnüre von gleicher Länge zu reihen, die zuſammengebunden an Kleinhändler verkauft werden. Binnen kurzem würden übrigens die andern jungen Mädchen eintreffen und

ihr genaue Anweiſungen über ihre Aufgaben erteilen. Mademoiſelle Le Mire (in zwei Worten geſchrieben) kümmerte ſich nicht um ſolche Dinge und überwachte ihr Geſchäft nur aus weiter Ferne, aus jenem kleinen, dunkeln Zimmer, in welchem ſie ihr Leben mit dem Leſen von Feuilletons zubrachte.

Um neun Uhr erſchienen die Arbeiterinnen, fünf große, blaſſe, verwelkte Mädchen, die ſchlecht gekleidet, aber in der anſpruchsvollen Weiſe jener armen Arbeiterinnen friſiert waren, welche barhaupt durch die Pariſer Straßen gehen.

Zwei oder drei von ihnen gähnten, rieben ſich die Augen und verſicherten, daß ſie vor Müdigkeit umſänken. Wer mochte ſagen, womit ſie die Nacht zugebracht hatten!

Endlich gingen ſie an die Arbeit, an einem langen Tiſche, wo jede ihre beſondre Schublade und ihre Werkzeuge hatte. Eine Beſtellung von Trauerausputz mußte ſchnell erledigt werden, und Sidonie, der von der Directrice mit unbeſchreiblicher Ueberlegenheit ihre Arbeit angewieſen wurde, begann in melancholiſcher Stimmung eine Unzahl ſchwarzer Perlen, Akazienkerne und Krappähren zu ſortieren.

Die andern, die ſich nicht im mindeſten um das Lehrmädchen kümmerten, unterhielten ſich während der Arbeit über eine prächtige Hochzeitsfeier, welche denſelben Tag in der Kirche von St. Gervais ſtattfinden ſollte.

„Laßt uns hingehen," ſagte ein vierſchrötiges, rothaariges Mädchen, die von den Kameradinnen Malwine genannt wurde. „Die Trauung iſt um zwölf . . . wir hätten gerade Zeit, ſie mit anzuſehen."

Als die Freiſtunde gekommen war, ſprangen ſie denn auch wirklich in großen Sätzen die Treppen hinunter, während Sidonie, die wie ein Schulkind ihr Eſſen im Körbchen mitgebracht hatte, ſchweren Herzens an der Ecke des Tiſches zum erſtenmal allein frühſtückte. Wie traurig und öde erſchien ihr das Leben und in welcher ſchrecklichen Art und Weiſe ſollte ſie ſich dereinſt für die Pein dieſer Stunden zu entſchädigen ſuchen!

Um ein Uhr kamen die Arbeiterinnen lärmend und aufgeregt zurück.

„Habt ihr das Kleid von weißem Grosgrain und den englischen Spitzenschleier bemerkt? Was die für ein Glück hat!“

So nahmen sie im Arbeitszimmer die Bemerkungen wieder auf, welche sie bereits in der Kirche, während der Trauung flüsternd ausgetauscht hatten. Den ganzen Tag wurde das Thema der reichen Heiraten und kostbaren Toiletten besprochen und die Arbeit hatte nicht darunter zu leiden — im Gegenteil.

Durch die kleinen Pariser Industriezweige, welche dem Frauenputz gewidmet sind und seine geringfügigsten Zuthaten liefern, werden die Arbeiterinnen von jedem Wechsel der Mode unterrichtet und ihre Phantasie wird mit Bildern der Eleganz und des Luxus erfüllt. Auch für die armen Mädchen, welche im vierten Stock bei Mademoiselle Le Mire arbeiteten, gab es keine geschwärzten Mauern, keine enge Straße, während sie sich wieder und wieder fragten: „Sag 'mal, Malwine, was thätest du, wenn du reich wärest? ... Ich würde die Champs Elysées bewohnen ...“ und für einen Augenblick stiegen die großen Bäume des Rundteils nebst den eleganten, langsam vorüberfahrenden Wagen als köstliches, erfrischendes Traumbild vor ihnen auf.

Die kleine Chèbe hörte aus ihrem Winkel stumm und aufmerksam zu, indes sie mit dem Geschmack und der früh ausgebildeten Geschicklichkeit, die sie bei Désirée Delobelle erworben hatte, ihre schwarzen Beeren zu Trauben vereinigte. Herrn Chèbe wurde, als er abends kam, die Tochter abzuholen, viel Schönes darüber gesagt.

Von nun an verflossen alle Tage in derselben Weise, nur daß es morgen statt der schwarzen Perlen weiße aufzuziehen gab, und dann wieder rote, von nachgemachten Korallen. Bei Mademoiselle Le Mire wurde eben nur Unechtes, nur Flitterwerk verarbeitet — eine passende Lehrzeit und Lebensvorbereitung für die kleine Chèbe.

Eine Zeitlang fühlte ſich das neue Lehrmädchen, das jünger und beſſer erzogen war als die andern, ziemlich vereinſamt. Später, als ſie heranwuchs, wurde ſie mit der Freundſchaft, dem Vertrauen der Gefährtinnen beehrt, nahm jedoch an ihren Vergnügungen keinen Anteil. Sie war zu ſtolz, um ſich in der Mittagsſtunde die Trauungen mit anzuſehen, und wenn ſie von den nächtlichen Bällen im Vauxhall, oder den Délices du Marais, einem feinen Souper bei Bouvalet, oder den Quatre Sergents de la Rochelle erzählen hörte, empfand ſie jedesmal eine ſtille Verachtung.

Wir hatten Höheres im Sinn, nicht wahr, kleine Chèbe? Ueberdies wurde ſie jeden Abend von ihrem Vater abgeholt.

Zuweilen aber, in der Neujahrszeit, mußte ſie, um dringende Beſtellungen auszuführen, mit den andern tief in die Nacht hinein arbeiten. Dieſe bleichen Pariſer Mädchen im Gaslicht Perlen von einem matten, krankhaften Weiß ausleſen zu ſehen, das ihrer Geſichtsfarbe ähnlich war, that dem Herzen weh. Sie ſelbſt hatten gleichſam den trügeriſchen Glanz, die Vergänglichkeit falſchen Geſchmeides. — Ihre Unterhaltung drehte ſich nur um Theater und Maskenbälle.

„Haſt du Adele Page in den ‚Drei Musketieren‘ geſehen? ... und Mélingue? ... und Marie Laurent! ... Oh, Marie Laurent!“ — Und die Wämſer der Schauſpieler, das geſtickte Kleid einer Melodramenkönigin tauchten in dem weißen Glanz der Perlenſchnüre, die durch ihre Finger glitten, vor ihnen auf.

Im Sommer gab es nicht ſo viel zu thun — es war die tote Jahreszeit. Während die Arbeiterinnen an heißen Tagen durch die geſchloſſenen Jalouſieen auf der Straße unten gelbe Pflaumen und Reineclauden ausrufen hörten, legten ſie den Kopf auf den Tiſch und verſanken in dumpfen Schlaf, oder Malwine ging in das Hinterzimmer zu Mademoiſelle Le Mire, erbat ſich eine Lieferung des „Journal für alle“ und las den Gefährtinnen daraus vor.

Die kleine Chèbe machte ſich aber nichts aus dieſen Romanen — derjenige, den ſie in ihrem Köpfchen trug, war ſchöner, als ſie alle miteinander. — Sie hatte die Fabrik noch immer nicht vergeſſen. Jedesmal, wenn ſie morgens am Arm des Vaters fortging, warf ſie derſelben einen Seitenblick zu. Die Werkſtätten erwachten; aus der Eſſe wirbelte die erſte ſchwarze Rauchwolke auf; im Vorübergehen hörte Sidonie das Rufen der Arbeiter, die ſchweren Schläge der Druckerpreſſen, das gewaltige, gleichmäßige Schnauben der Dampfmaſchine, und dieſer Arbeitslärm, der ſich in ihrer Erinnerung mit Bildern von Feſtlichkeiten und blauen Coupés vermiſchte, verfolgte ſie ohne Aufhören.

Für ſie übertönte er das Raſſeln der Omnibuſſe, das Geſchrei der Straßenverkäufer, das Plätſchern der Brunnen; ſelbſt im Arbeitszimmer, wenn ſie ihre falſchen Perlen ſortierte, oder abends bei den Eltern, wenn ſie nach der Mahlzeit am Fenſter des Treppenflurs Luft ſchöpfte und im nächtlichen Dunkel nach der ſchweigenden, finſteren Fabrik hinüberſah, klang ihr das lebhafte Summen im Ohre fort und bildete die Begleitung aller ihrer Gedanken.

„Die Kleine langweilt ſich, Madame Chèbe ... wir müſſen ihr ein Vergnügen machen ... nächſten Sonntag führe ich Sie alle aufs Land.“

Dieſe ſonntäglichen Spaziergänge, die der gute Risler zu Sidoniens Zerſtreuung veranſtaltete, machten ſie jedoch nur noch trübſinniger.

Um vier Uhr mußte aufgeſtanden werden, denn arme Leute haben ihr Vergnügen ſchwer zu erkaufen. Immer gab es im letzten Moment irgend ein Läppchen auszuplätten oder das ewige lila und weiß geſtreifte Kleidchen, das Madame Chèbe von Jahr zu Jahr verlängerte, mit irgend einem Beſatz aufzufriſchen.

In Gemeinſchaft brachen ſie auf: die Chèbes, die beiden Risler und der berühmte Delobelle; nur Déſirée und ihre Mutter gingen nicht mit. Die arme, kleine Gelähmte, die

ihr Gebrechen als Demütigung empfand, mochte ihren Lehnstuhl nicht verlaſſen und Mama Delobelle leiſtete ihr Geſellſchaft. Ueberdies war weder die eine noch die andre im Beſitz eines Anzuges, in dem ſie ſich zur Seite ihres großen Künſtlers zeigen konnten. Der ganze Eindruck ſeiner Erſcheinung wäre durch ſie vernichtet.

Der Aufbruch pflegte Sidonie etwas aufzuheitern. Paris im roſigen Nebel eines Julimorgens, die Bahnhöfe voll heller Sommerkleider, die weite, vor den Wagenfenſtern liegende Landſchaft, die erfriſchende Bewegung, das Sichbaden in der freien, vom Waſſerhauch der Seine erfüllten, von Waldgeruch gewürzten Luft, der Duft der Feldblumen und des in Aehren ſtehenden Getreides, das alles zerſtreute ſie für einen Augenblick. Aber nur zu bald erfüllte ſie wieder der Ekel vor der Trivialität ihres Sonntages.

Es war immer ein und dasſelbe.

An einer Schenke, in der Nähe irgend eines lärmenden, viel beſuchten ländlichen Feſtes wurde Halt gemacht; Delobelle bedurfte eines Publikums, und während er, von ſeiner Künſtlerchimäre erfüllt, im grauen Anzuge, mit grauen Gamaſchen, ein leichtes Hütchen auf dem Ohr, den hellen Ueberzieher auf dem Arme einherſchritt, bildete er ſich ein, die Bühne ſtelle ein Dorf in der Nähe der Hauptſtadt vor und er ſpiele einen Pariſer auf dem Lande.

Was Monſieur Chèbe betrifft, der ſich rühmte, die Natur zu lieben, wie der ſelige Jean Jacques Rouſſeau, ſo verſtand er unter derſelben Schießbuden, Karuſſells, Sacklaufen, viel Staub und viel zu eſſen — was auch für Madame Chèbe das Ideal des Landlebens war.

Sidoniens Ideal war ein andres und dieſe Pariſer Sonntage, dies Spazierengehen in lärmenden Dorfſtraßen, erfüllte ſie mit unüberwindlichem Mißbehagen. Ihr einziges Vergnügen inmitten des Menſchengewühls, war das Bewußtſein, beachtet zu werden. Die tölpelhafte Bewunderung eines Bauernburſchen, die neben ihr laut wurde, zauberte für den ganzen

Tag ein Lächeln in ihr Geſicht, denn ſie gehörte zu den weiblichen Weſen, welche keine Art von Schmeichelei verſchmähen.

Hin und wieder ließ Risler das Ehepaar Chèbe mit Delobelle allein, indes er mit ſeinem Bruder und der Kleinen Felder und Wieſen durchſtreifte, um Blumen zu pflücken, Muſter für ſeine Tapeten. Franz bog mit langen Armen die Weißdornranken nieder, oder kletterte auf eine Parkmauer, um ſich des leichten Blätterwerks zu bemächtigen, das von der andern Seite herübernickte.

Ihre reichſte Ernte fanden ſie jedoch am Rande der Gewäſſer. Da wuchſen jene langen, biegſamen Halme, die auf Tapeten ſo anmutig ausſehen, hohes, gerades Schilf und Winden, deren Blumenkelch, wenn er aus einer phantaſtiſchen Zeichnung hervorſieht, einem Menſchenangeſicht gleicht, das uns aus dem Blättergewirr anblickt. Risler ordnete alles mit künſtleriſchem Geſchmack zum Strauß, ſuchte das Weſen jeder Pflanze zu erfaſſen und ſich ihr volles, friſches Leben einzuprägen, das nach einem langen, heißen Tage nicht mehr zu erkennen iſt.

War der Strauß geordnet und mit einem breiten Grashalme, wie mit einem Bande zuſammengeknüpft, ſo wurde Franz damit beladen und es ging weiter. Risler, der immer mit ſeiner Kunſt beſchäftigt war, ſuchte im Wandern nach neuen Vorbildern, neuen Zuſammenſtellungen.

„Sieh 'mal, Kleine, dieſer Maiblümchenſtengel mit ſeinen weißen Glöckchen zwiſchen den Heckenroſen ... Nun, was meinſt du? ... würde das auf waſſergrünem, oder hellgrauem Grunde nicht ſehr hübſch ſein?“

Aber Sidonie machte ſich aus Maiblümchen ebenſowenig wie aus Heckenroſen. Feldblumen erſchienen ihr wie Blumen der Armen, wie Ebenbilder ihres lila Kattunkleidchens.

Sie erinnerte ſich, bei Monſieur Gardinois, im Schloſſe von Savigny, in den Gewächshäuſern, auf den Baluſtraden und in den großen Vaſen, welche den mit Kies beſtreuten

Hof umgaben, ganz andre Blumen geſehen zu haben. Das waren die Blumen, die ſie liebte . . .

Bei jedem Schritt wachte die Erinnerung an Savigny in ihr auf. Kamen ſie an einem Parkthore vorbei, ſo blieb ſie ſtehen und betrachtete die gerade, gutgehaltene Allee, die zur Freitreppe führen mußte. Jeder von großen Bäumen beſchattete Raſenplatz, jede ſtille Terraſſe am Ufer eines Gewäſſers rief ihr andre Raſenplätze, andre Terraſſen ins Gedächtnis, und dieſe aus ihrer Erinnerung auftauchenden Bilder des Luxus machten ihre Sonntage noch trauriger. Am qualvollſten war ihr jedoch die Heimkehr.

Die kleinen Bahnhöfe in der Umgegend von Paris ſind an ſolchem Abend ſo überfüllt, ſo erſtickend heiß! Dazu alle die erkünſtelte Luſtigkeit, das alberne Lachen, das heiſere Singen erſchöpfter Stimmen, die nur noch zu heulen vermögen. Monſieur Chèbe freilich fühlte ſich hier in ſeinem Element.

Er konnte ſich am Schalter drängen und ſtoßen laſſen, ſich über verſpätete Züge ärgern, auf den Bahnhofsinſpektor, die Eiſenbahngeſellſchaft, die Regierung ſchimpfen und laut genug, um von den Umſtehenden gehört zu werden, gegen Delobelle bemerken: „Was meinen Sie . . . wenn etwas Aehnliches in Amerika geſchähe? . . .“ worauf dieſer berühmte Künſtler mit ſo ausdrucksvoller, überlegener Miene, ein: „Gewiß! gewiß!“ zur Antwort gab, daß ſich ihren Nachbarn die Ueberzeugung aufdrängen mußte, die beiden wüßten ganz genau, was unter ähnlichen Umſtänden in Amerika geſchehen würde. — Natürlich wußte der eine ſo wenig davon wie der andre, aber der Menge imponierten ſie.

Während des langen Wartens auf die Abendzüge ſaß Sidonie neben Franz, hatte die Hälfte ſeines Straußes auf dem Schoße und fühlte ſich wie vernichtet inmitten des lärmenden Treibens. Von dem Bahnhofe aus, der von einer einzigen Lampe beleuchtet war, ſah ſie draußen dunkles Gebüſch, hin und wieder von der verlöſchenden Illumination des ländlichen Feſtes durchbrochen, eine dunkle Dorfſtraße,

Gruppen herankommender Fahrgäſte oder eine ſchwankende Laterne über einem verödeten Perron.

Von Zeit zu Zeit flog ohne anzuhalten, einen Funkenregen vorſprühend und ſeinen Dampf aushauchend, ein Zug hinter den Glasthüren vorüber. Dann erhob ſich im Bahnhofe ſtürmiſches Geſchrei und Geſtampfe, von Monſieur Chèbes dünner Stimme übertönt, die in ſchrillen Möwenlauten ausrief: „Stoßt die Thüren ein! ſtoßt die Thüren ein!“ Dergleichen ſelbſt zu thun, würde ſich der kleine Mann nicht erkühnt haben, da er vor den Gendarmen tödliche Angſt hatte. Nach wenigen Augenblicken legte ſich denn auch der Sturm; müde Frauen, deren Haar vom Winde zerzauſt war, ſchliefen auf den Bänken ein; überall gab es zerdrückte und zerriſſene Gewänder, weiße, ausgeſchnittene, mit Staub bedeckte Kleider.

Die ganze Luft war von Staub erfüllt; mit jedem Atemzuge wurde er eingeſogen; er fiel von den Kleidern, ſtieg unter den Füßen auf, verdunkelte die Lampe, umſchleierte die Augen, umgab jedes Antlitz mit einem Nebelſchleier. Auch die Waggons, in die man nach ſtundenlangem Warten einſtieg, waren davon durchdrungen. — Sidonie öffnete das Fenſter und ſah auf die dunkle Ebene, die endloſe ſchwarze Linie des Horizontes hinaus, bis in der Nähe der Feſtungswerke die Laternen der äußeren Boulevards wie zahlloſe Sterne aufleuchteten.

Damit war der traurige Feiertag aller dieſer armen Leute abgeſchloſſen, denn bei dem Anblick der Stadt fiel jedem die Arbeit des folgenden Tages wieder ein. Auch Sidonie, ſo freudlos ihr Sonntag geweſen war, beklagte nun ſein Ende; ſie gedachte der Reichen, für welche das ganze Leben aus Feiertagen beſteht, und undeutlich wie im Traume ſtieg das Bild der langen, ſchattigen Gartenwege vor ihr auf, die ſie heute geſehen hatte. Auf ihrem feinen Kies luſtwandelten jene Glücklichen, während draußen vor dem Parkgitter, im Staube der Landſtraße der Sonntag der

Armen haſtigen Schrittes vorüberging und kaum Zeit fand, einen Augenblick ſtillzuſtehen, um jene Reichen zu betrachten und zu beneiden.

So war das Leben der kleinen Chèbe vom dreizehnten bis zum ſiebzehnten Jahre.

Ohne die mindeſte Aenderung herbeizuführen gingen dieſe Jahre dahin. Madame Chèbes Kaſchmirſhawl hatte ſich noch mehr abgenutzt und das lila Kleidchen hatte noch einige Auffriſchungen erfahren, das war alles. Außerdem aber begann Franz, der inzwiſchen ein junger Mann geworden war, die heranwachſende Sidonie mit ſtiller Erregung zu betrachten und ſie mit Aufmerkſamkeiten zu überhäufen, die ſeine Liebe allen verſtändlich machten, nur dem kleinen Mädchen nicht.

Ueberhaupt ſchien nichts im ſtande, der kleinen Chèbe Intereſſe einzuflößen. Im Atelier that ſie ſchweigend und gewiſſenhaft ihre Pflicht, ohne dabei an die Zukunft oder den Erwerb zu denken. Alles, was ſie that, machte den Eindruck, als ob es nur in Erwartung andrer Dinge geſchähe.

Franz dagegen arbeitete ſeit einiger Zeit mit ungewöhnlichem Eifer, mit jener Anſpannung, die einem fernen Ziele zuſtrebt. So geſchah es, daß er mit einundzwanzig Jahren als „Zweiter" und mit dem Grade eines Ingenieurs aus der Ecole centrale entlaſſen wurde.

Am Abend dieſes denkwürdigen Tages führte Risler die Familie Chèbe ins Gymnaſetheater und während der ganzen Vorſtellung tauſchten er und Madame Chèbe, hinter dem Rücken der Kinder, vielbedeutende Zeichen und Blicke aus. Beim Fortgehen legte Madame Chèbe feierlich Sidoniens Arm in den des jungen Mannes, und ſah dabei aus, als ob ſie zu dem Verliebten ſagen wollte: „Vorwärts, mein Junge, die Geſchichte ins reine zu bringen iſt deine Sache."

Franz verſuchte denn auch wirklich, das zu thun.

Es iſt ein weiter Weg vom Gymnaſetheater nach dem Marais. Nach wenigen Schritten iſt der Glanz der Boule-

vards verſchwunden, die Trottoirs werden immer dunkler und menſchenleerer. Franz begann von der Aufführung zu ſprechen ... er liebte ſo gefühlvolle Stücke, wie das heutige.

„Und Sie, Sidonie?"

„Ich? Sie wiſſen ja, Franz, daß es mir nur auf das Koſtüm ankommt."

Das war denn auch wirklich das einzige, worauf ſie im Theater acht gab; ſie gehörte nicht zu den empfindſamen Weſen à la Bovary, die eine Blumenleſe ſchön klingender Liebesbeteuerungen und ein konventionelles Ideal aus dem Theater heimtragen. Nein! was in ihr durch das Schauſpiel geweckt wurde, war nur ein wahnſinniges Verlangen nach Eleganz und Luxus, und das einzige, was ſie daraus forttrug, waren neue Kleiderſchnitte und Haarfriſuren. Die übertrieben modernen Anzüge der Schauſpielerinnen, ihre Art zu gehen, ihre gezierte Sprache erſchienen Sidonie als höchſte Feinheit; dazu der brutale Glanz der Vergoldungen, die Lichter, die Wagenreihe vor dem Eingange, alles das ungeſunde Lärmen und Treiben, welches durch ein beliebtes Stück veranlaßt wird — das war es, was ihr gefiel, was ſie intereſſierte.

„Wie gut haben ſie die Liebesſcene geſpielt!" begann Franz Risler aufs neue, und als er das Wort „Liebe" ausſprach, beugte er ſich zärtlich zu dem hübſchen Köpfchen nieder, aus deſſen weißwollener Kapuze das lockige Haar hervorquoll.

Sidonie ſeufzte.

„Ach ja, die Liebesſcene! ... und die Schauſpielerin hatte ſo ſchöne Diamanten!"

Es entſtand eine kurze Pauſe; die Erklärung wurde dem armen jungen Manne ſchwer; er fand die rechten Worte nicht und plötzlich überfiel ihn unüberwindliche Angſt, ſo daß er die Entſcheidung hinausſchob.

„Wenn wir an der Porte Saint Denis vorüber ſind ... wenn wir den Boulevard verlaſſen haben," ſagte er zu ſich ſelbſt. Aber als ſie dort ankamen, plauderte Sidonie von ſo gleichgültigen Dingen, daß ihm das Wort auf den Lippen

erſtarrte, oder ſie wurden durch einen Wagen aufgehalten, ſo daß die Eltern wieder herankamen.

Endlich, als ſie den Marais erreichten, nahm er ſeinen Mut zuſammen: „Höre mich an, Sidonie . . . ich liebe dich . . .“ — — — — — — — — — — — — — — —

Mutter und Tochter Delobelle waren dieſen Abend lange aufgeblieben. Die beiden fleißigen Frauen hatten ſich gewöhnt, ihren Arbeitstag bis tief in die Nacht zu verlängern, und ihre Lampe war immer eine der letzten, welche in der ſtillen Rue de Braque ausgelöſcht wurden, und niemals gingen ſie vor der Heimkehr des großen Mannes zu Bette, für den in der warmen Kaminaſche ein kräftiges Abendbrot bereit ſtand.

Solange er in Thätigkeit geweſen war, hatte das ſeine Berechtigung. Schauſpieler eſſen früh zu Mittag und verlaſſen die Bühne mit einem Heißhunger, den ſie befriedigen müſſen, wenn ſie nach Hauſe kommen. Delobelle ſpielte nun zwar ſchon lange nicht mehr, da er jedoch, wie er zu ſagen pflegte, nicht das Recht hatte, dem Theater zu entſagen, nährte er ſeine Chimäre mit allen möglichen Angewohnheiten, die den Schauſpielern eigen ſind. Auch das Abendeſſen nach der Heimkehr gehörte dazu, und ebenſo, daß dieſe nicht eher erfolgte, als bis das letzte Boulevardtheater ſeine Gaslaternen ausgelöſcht hatte. Ohne Abendeſſen und zu derſelben Stunde zu Bett zu gehen, wie andre Bürgersleute, hieß ſeiner Meinung nach auf den Kampf verzichten. — Zum Teufel auch — er verzichtete nicht!

An dem Abend, von dem wir erzählen, war der Schauſpieler noch nicht heimgekommen, und die Seinigen warteten arbeitend und plaudernd auf ſein Erſcheinen. Trotz der ſpäten Stunde waren ſie lebhaft angeregt, denn ſie hatten den ganzen Abend von Franz geſprochen, von ſeinem Erfolge und der Zukunft, die ihn erwartete.

„Das einzige, was ihm noch fehlt, iſt eine gute, kleine Frau,“ meinte Mutter Delobelle.

Auch Déſirée war derſelben Meinung: Franz brauchte

nichts mehr zu ſeinem Glücke, als eine gute, kleine, thätige Frau, die arbeitſam und fröhlichen Mutes war und in der Liebe zu ihm ſich ſelbſt vergaß. Wenn Déſirée das mit ſo großer Beſtimmtheit ausſprach, ſo geſchah es, weil ſie mit der Frau, deren Franz Risler bedurfte, auf dem vertrauteſten Fuße ſtand. Sie war nur um ein Jahr jünger als er, gerade das richtige Verhältnis, daß der Mann älter iſt, als die Frau, ſie aber doch mit mütterlicher Sorgfalt ihm zur Seite ſtehen kann.

War ſie hübſch? . . .

Nein, das eigentlich nicht, aber auch nicht häßlich, und anmutig trotz ihres Gebrechens — denn ſie hinkte, die arme Kleine. Dabei war ſie feinſinnig, klug und liebte ihn ſo ſehr. Niemand außer Déſirée konnte wiſſen, wie innig die Zuneigung des kleinen Weſens für Franz Risler war, ſeit wie vielen Jahren ſie bei Tag und Nacht an ihn dachte. Er ſelbſt ſchien das nicht bemerkt zu haben und hatte nur Augen für das Backfiſchchen Sidonie. Aber was lag daran? Stille Liebe iſt ſo beredt — verſchwiegene Empfindung kann ſo mächtig wirken . . . wer weiß, ob nicht eines Tages . . .

Und wieder einmal nahm die kleine Lahme, indes ſie ſich über die Arbeit beugte, ihren Flug in das Gebiet der Träume, in welchem ſie häufig vom Krankenſeſſel aus, einen Schemel unter den Füßen, weite Reiſen machte. — Wunderbare, glückſelige Reiſen, von denen ſie mit dem Vertrauen einer geliebten Frau, auf den Arm Franz Rislers geſtützt, lächelnd heimkehrte. Auch ihre Hände nahmen teil an dieſen Träumen, und das Vögelchen, deſſen zerdrückte Schwingen ſie wieder glättete, ſah bald danach aus, als ob es ſich an der Reiſe beteiligen, leicht und fröhlich wie ſie ſelbſt in alle Weite hinaus fliegen wolle.

Plötzlich wurde die Thür geöffnet.

„Ich ſtöre doch nicht?" fragte eine triumphierende Stimme.

Die Mutter, die ein bißchen eingeſchlafen war, ſchrak empor.

„Sie, Monſieur Franz? . . . Bitte, treten Sie näher . . . wir warten noch auf meinen Mann, wie Sie ſehen. Die

Künſtler ſind nun einmal Nachtvögel ... Setzen Sie ſich und eſſen Sie mit ihm zu Abend."

„Nein, ich danke ſehr!" antwortete Franz, deſſen Lippen vor Gemütsbewegung blaß waren. „Ich danke ſehr ... aufhalten will ich mich nicht ... aber ich ſah noch Licht durch die Thürſpalten und komme nur, um Ihnen zu ſagen ... um Ihnen ein großes Ereignis mitzuteilen, über das Sie ſich freuen werden ... weiß ich doch, daß Sie mich lieb haben ..."

„Großer Gott! was gibt es denn?"

„Ihre Verlobung beehren ſich anzuzeigen, Franz Risler und Sidonie Chèbe."

„Wirklich! ... und ich habe eben erſt geſagt, daß Sie zu Ihrem Glücke nichts weiter brauchten, als eine gute kleine Frau!" rief Mama Delobelle, indem ſie aufſtand und ihm um den Hals fiel.

Déſirée war unfähig, auch nur ein Wort zu ſagen. Sie beugte ſich nur noch tiefer auf ihre Arbeit, und da Franz nur ſein eignes Glück vor Augen hatte und da Mama Delobelle nur das Zifferblatt der Uhr beobachtete, um die Rückkehr des großen Mannes zu berechnen, bemerkte niemand, wie tief bewegt die kleine Lahme war, wie blaß ihr Geſicht, und wie krampfhaft das Vögelchen zitterte, das mit zurückgeſunkenem Kopfe, wie zum Tode verwundet, in ihren Händen lag.

Viertes Kapitel.

Geſchichte der kleinen Chèbe. — Die Johannisnürmchen von Savigny.

Savigny-ſur-Orge.

„Meine liebe Sidonie!

„Geſtern ſaß ich etwas verſtimmt am Tiſche des großen, Dir bekannten Eßzimmers, deſſen Thüren nach der mit Blumen bedeckten Terraſſe offen ſtanden. Großpapa war den ganzen

Morgen übler Laune geweſen und meine arme Mutter wagte nicht ein Sterbenswort zu ſagen, ſo eingeſchüchtert wird ſie durch die finſteren Brauen, die hier im Hauſe das Kommando führen. Ich bedachte, daß es traurig iſt, in den ſchönen Sommertagen und ſo ſchöner Umgebung allein zu ſein, und daß es mir angenehm ſein würde, jetzt — nachdem ich das Kloſter verlaſſen habe, und die ganze gute Jahreszeit auf dem Lande zubringen werde — wieder, wie ehemals, jemand zu haben, mit dem ich Wald und Heckenwege durchſtreifen kann.

„Georges kommt wohl von Zeit zu Zeit heraus, aber immer ſehr ſpät, nur zum Mittageſſen und fährt am nächſten Morgen, noch ehe ich aufwache, wieder mit Papa in die Stadt. Ueberdies iſt Monſieur Georges ein ernſter Mann geworden; er arbeitet in der Fabrik und Geſchäftsſorgen umdüſtern ſeine Stirne. So weit war ich in meinen Betrachtungen gekommen, als ſich plötzlich Großpapa zu mir wendete und fragte: ‚Was iſt denn aus deiner kleinen Sidonie geworden? Es wäre mir angenehm, wenn ſie auf einige Zeit hierher käme.‘

„Wie mich das freute, kannſt Du Dir wohl denken: Welch ein Glück, ſich wiederzuſehen und die Freundſchaft wieder anzuknüpfen, die nur das Leben gelockert hat, nicht unſre Schuld. Wieviel werden wir uns zu erzählen haben und wie ſehr bedürfen wir der Heiterkeit, die Du uns mitbringſt — Du, die allein im ſtande iſt, dem gefürchteten Großpapa die Stirne zu glätten. Unſer ſchönes Savigny iſt gar zu öde! Denke Dir, daß ich zuweilen einen Anfall von Eitelkeit habe; ich putze mich, kräusle mein Haar, ziehe ein elegantes Kleid an und gehe in den Alleen ſpazieren, bis mir einfällt, daß ich mich nur für Schwäne, Enten, meinen Hund Kiß und die Kühe ſo ſchön gemacht habe, die ſich nicht einmal umſehen, wenn ich auf der Wieſe an ihnen vorüberkomme. Dann gehe ich ärgerlich nach Hauſe, um ein Linnenkleid anzuziehen, ſehe im Pachthofe, in Küche und Speiſekammer nach dem Rechten — und ich glaube wirklich, daß mir die Langeweile gut gethan hat, und daß ich einſt eine gute Hausfrau ſein werde.

„Glücklicherweiſe iſt die Jagdzeit nahe und ich hoffe, daß ſie mir einige Zerſtreuungen bringen wird. Georges und mein Vater, die beide eifrige Jäger ſind, werden häufiger kommen, und dann wirſt Du hier ſein. — Denn, nicht wahr, Du antworteſt mir gleich, daß wir Dich erwarten dürfen. Herr Risler ſagte neulich, Du befändeſt Dich nicht gut. — Die Luft von Savigny wird Dir wohl thun.

„Alle Hausgenoſſen erwarten Dich und ich vergehe vor Ungeduld. Deine Claire."

Nachdem ſie dieſen Brief geſchrieben hatte, ſetzte Claire Fromont einen großen Strohhut auf, denn es war ein ſchöner, heißer Tag zu Anfang Auguſt, und trug ihre Einladung ſelbſt nach dem Briefkaſten, aus welchem der Poſtbote die Korreſpondenz der Schloßbewohner jeden Morgen im Vorübergehen mitnahm.

Der Kaſten befand ſich am Ende des Parkes, an einer Biegung der Landſtraße. Einen Augenblick blieb Claire ſtehen, um die Bäume am Wege und die umliegenden, im Sonnenſchein ſchlummernden Wieſen zu betrachten. In der Ferne brachten Schnitter die letzten Garben ein, noch weiter hin wurde gepflügt, aber für das junge Mädchen wurde der ſchwermütige Eindruck dieſer lautloſen Arbeit durch die Vorfreude auf das Wiederſehen der Freundin verdrängt, und kein Windhauch kam von den Hügeln am Horizonte herüber, keine warnende Stimme erklang aus den Baumwipfeln, keine Ahnung hielt ſie davon ab, den verhängnisvollen Brief fortzuſchicken. Sobald ſie wieder im Schloſſe war, ging ſie eifrig ans Werk, ein hübſches Zimmer neben dem ihrigen für Sidonie einrichten zu laſſen.

Von dem grünen, mit Glycinien und Geißblatt umrankten Gartenpförtchen des Schloſſes legte der Brief ſeinen Weg nach Paris glücklich zurück und gelangte denſelben Abend, mit dem Poſtſtempel von Savigny und wie durchhaucht von friſcher Landluft, in die fünfte Etage der Rue de Braque.

Das war ein Ereignis! Dreimal wurde der Brief gelesen und acht Tage lang blieb er, bis zur Abreise, auf dem Kaminsims neben den Heiligtümern der Madame Chèbe, einer Stutzuhr und zwei Schalen aus der Kaiserzeit, ausgestellt. Für Sidonie war er wie ein wunderbarer, entzückender, verheißungsvoller Roman, den sie ohne ihn zu öffnen lesen konnte, indem sie nur das weiße Couvert betrachtete, das mit Claires Namenschiffre geschmückt war.

Von ihrer Heirat war jetzt nicht mehr die Rede. Die Hauptsache war jetzt, sich für den Besuch im Schlosse auszurüsten. Damit hatte man vollauf zu thun, mußte überlegen, zuschneiden, Kleider anprobieren, eine kleidsame Haartracht auswählen. Armer Franz! . . . wie schwer wurde ihm das Herz bei diesen Vorbereitungen. Der Ausflug nach Savigny schob die Hochzeit — die Sidonie ohnehin, warum wußte er nicht — zu verzögern suchte, noch weiter hinaus. Besuchen durfte er sie nicht, und wer mochte sagen, wie lange sie ausblieb, wenn sie dort von Vergnügen und Festlichkeiten umgeben war?

Die beiden Delobelles wurden die Vertrauten des verzweifelnden Bräutigams und er achtete weder darauf, wie schnell Désirée aufstand, wenn er erschien, um ihm an ihrer Seite am Arbeitstische Platz zu machen, noch wie lebhaft gerötet ihr Gesicht, wie glänzend ihre Augen waren, wenn sie sich wieder setzte.

Seit einigen Tagen wurde nicht mehr in „Käfern und Vögeln für Modeartikel" gearbeitet. Mutter und Tochter säumten rosa Volants für Sidoniens Kleid, und niemals hatte die kleine Lahme mit solcher Freude genäht. Sie war nicht umsonst die Tochter Delobelles!

Von ihrem Vater hatte Désirée die Fähigkeit geerbt, sich in Täuschungen einzuwiegen, ihre Hoffnungen bis an die Grenzen des Möglichen festzuhalten und selbst darüber hinaus. Während Franz ihr sein Liebesleid klagte, sagte sie sich, daß er nach Sidoniens Abreise täglich kommen würde

— wenn auch nur, um von der Abweſenden zu ſprechen, daß ſie ihn wieder und wieder an ihrer Seite haben werde, daß ſie miteinander aufbleiben würden — den Vater zu erwarten, und daß ihm vielleicht eines Abends, während er ſie beobachtete, zum Bewußtſein kommen würde, welch ein Unterſchied zwiſchen dem Frauenherzen iſt, das liebt, und dem, das ſich nur lieben läßt.

Der Gedanke, daß jeder ihrer Stiche Sidoniens ungeduldig erwartete Abreiſe beſchleunige, gab ihrer Nadel eine ungewöhnliche Arbeitskraft und mit Schrecken ſah der arme Liebende, wie Volants und Rüſchen ſichtlich wuchſen und ſich zu kleinen wellenartigen Bergen aufhäuften.

Sobald das roſa Kleid fertig war, reiſte Mademoiſelle Chèbe nach Savigny ab.

Herrn Gardinois' Schloß lag im Thale der Orge, am Ufer des lieblichen, launenhaften Flüßchens, das zwiſchen Mühlen, Inſelchen, Schleuſen und weiten Raſenflächen hinfließt. Das Herrenhaus, ein altes Gebäude aus der Zeit Ludwig XV. mit niedrigen Mauern und hohem Dach, trug das ſchwermütige Gepräge veralteter Vornehmheit. Breite Freitreppen, verroſtete Eiſengitter, alte, vom Regen zerfreſſene Steinvaſen, mit blühenden Blumen gefüllt; ſoweit das Auge reichte, lange zerbröckelnde Mauern, die ſich an einem ſanften Abhange bis an den Fluß hinunter zogen und von den maſſigen Schieferdächern des Schloſſes überragt wurden. In ihrer Umfriedigung lagen auch die Backſteingebäude der Meierei und der herrliche Park mit ſeinen Linden, Eſchen, Pappeln und Kaſtanienbäumen, deren dichte, dunkle Maſſen nur hie und da durch die Wölbung einer Allee unterbrochen wurden.

Den ſchönſten Schmuck des alten Beſitztums bildete jedoch das Waſſer, das ſeine Stille belebte und ihm etwas Feſtliches verlieh. Savigny beſaß außer dem Fluſſe mehrere Quellen, Brunnen und große Teiche, die den Sonnenuntergang in aller Herrlichkeit wiederſpiegelten und ſich dem alten,

mooſigen, einem verwitterten Steine am Bachufer gleichenden Bauwerk vortrefflich anpaßten.

Leider waren, wie in vielen der bewunderungswürdigen Sommerwohnungen bei Paris, deren ſich die Parvenus des Handels und der Börſe bemächtigt haben, die Schloßbewohner nicht in Harmonie mit ihrem Aufenthalt.

Seitdem der alte Gardinois ſein Schloß gekauft hatte, war er emſig bemüht, das Schöne, das ihm der Zufall in die Hände gegeben, nach Möglichkeit zu zerſtören. Er ließ der Ausſicht wegen Bäume fällen, verunſtaltete ſeinen Park durch geſchmackloſe Zäune, um Vagabunden den Eintritt zu wehren, und verwendete ſeine ganze Sorgfalt auf einen prachtvollen Nutzgarten, der ihm einen reichen Ertrag an Früchten und Gemüſen lieferte und ihm infolgedeſſen mehr als alles übrige wie ſein Eigentum, ein gutes Ackerland — des Bauern Stolz und Freude — erſchien.

Auch die großen Säle, deren Wandgemälde im Herbſtnebel verblaßten, die mit Waſſerroſen überwucherten Teiche, die Brückchen und Muſchelgrotten hatten nur Wert für ihn, weil ſie die Bewunderung der Fremden erregten und überdies zu dem Dinge gehörten, das der Eitelkeit des ehemaligen Viehhändlers ſchmeichelte: zu dem Schloſſe nämlich.

Da ihn ſein vorgerücktes Alter am Jagen und Fiſchen verhinderte, brachte er ſeine Zeit mit Ueberwachung der erbärmlichſten Kleinigkeiten zu. Das Futter der Hühner, der Preis des letzten Grummets, die Zahl der ausgedroſchenen, in einem prachtvollen Speicher aufgeſtapelten Garben, gaben ihm zu tagelangem Schelten Veranlaſſung, und wer von ferne das ſchöne Savigny erblickte, das Schloß in der Mitte des Abhanges, das Flüßchen, das am Fuße desſelben einen breiten Spiegel bildete, die hohen von Epheu bewachſenen Terraſſen, die gewaltigen Grundpfeiler, die den Parkmauern als Stütze dienten, ahnte ſchwerlich, wie engherzig und geiſtesarm der Beſitzer aller dieſer Herrlichkeiten war.

Monſieur Gardinois, der ſich in Paris in der Unthätig-

keit des Reichtums langweilte, blieb das ganze Jahr über draußen, wo ihm während der Sommermonate die Familie Fromont Gesellschaft leistete. Madame Fromont, seine Tochter, war eine sanfte, beschränkte Frau, die des Vaters rohe Tyrannei von Jugend auf an blinden Gehorsam gewöhnt hatte. Auch ihrem Gatten gegenüber verharrte sie in derselben gedrückten Haltung, und alle seine Güte, alle seine unwandelbare Nachsicht war nicht im stande, das verschüchterte Wesen aufzurichten, das immer demütig, schweigsam, gleichgültig und unzurechnungsfähig blieb. Da sie sich nie um Geschäftsangelegenheiten gekümmert hatte, war sie reich geworden, ohne etwas davon zu bemerken und ohne es zu genießen. Ihre schöne Wohnung in Paris und das prächtige Schloß ihres Vaters waren ihr nur unbequem; sie machte sich darin so klein wie nur irgend möglich, ihr ganzes Dasein wurde von ihrer einzigen Leidenschaft, ihrer wahnsinnigen Ordnungsliebe ausgefüllt und ihre einzige Beschäftigung war, eigenhändig und ohne Aufhören Spiegel, Thüren und Vergoldungen abzustäuben und blank zu reiben.

Wenn die sonderbare Frau im Hause nichts zu säubern fand, nahm sie Uhrketten, Ringe und Broschen vor, reinigte ihre Kameen, ihre Perlen, und hatte im Trauringe ihren und ihres Mannes Namenszug so lange blank geputzt, bis die Buchstaben vollständig verschwunden waren. Ihre Manie begleitete sie auch nach Savigny. In den Gartenwegen suchte sie die trockenen Zweige zusammen, kratzte mit der Spitze des Sonnenschirmes das Moos von den Bäumen, hätte die Baumblätter abstäuben, die alten Stämme abkehren mögen und fühlte eine Regung von Neid, wenn sie mit der Eisenbahn an den Reihen kleiner, weißgetünchter Villen mit glänzenden Messingschildern und einer blanken Glaskugel in den kleinen, langgestreckten Gärten, die wie Kommodeschubladen aussahen, vorüberkam — das war ihr Ideal eines Landhauses.

Auch ihr Mann, der nur im Fluge und immer von Geschäftsangelegenheiten in Anspruch genommen nach Savigny

kam, hatte wenig Genuß davon; Claire war die einzige, die ſich in ſeinem herrlichen Park wirklich heimiſch fühlte. Sie kannte jedes Winkelchen desſelben, hatte — wie alle einſamen Kinder, die auf ſich ſelbſt angewieſen ſind, ihre Lieblingspflanzen, deren Gedeihen ſie überwachte, ihre Lieblingswege und Plätze, ihre Lieblingsbäume und ihre Lieblingsbank zum Leſen. Die Tiſchglocke überraſchte ſie oft am andern Ende der Beſitzung, dann kam ſie atemlos, vergnügt, wie gebadet in friſcher Luft zum Eſſen. Es war als ließen die Schatten der hohen Hecken, die ſo oft über ihre Stirne glitten, einen ſanften Ernſt darauf zurück und in ihren großen Augen ſpiegelte ſich das geheimnisvoll aufleuchtende Grün der Teiche.

Die Schönheit dieſer Beſitzung hatte das junge Mädchen vor der Kleinlichkeit und Trivialität ihrer Hausgenoſſen bewahrt. Der alte Gardinois konnte ſie ſtundenlang von der Schlechtigkeit ſeiner Lieferanten und Dienſtboten unterhalten oder ihr vorrechnen, um wie viel er in jedem Monat, jeder Woche, jedem Tage, jeder Minute beſtohlen werde, während ſich ihre Mutter in lauten Klagen über Mäuſe, Motten, Staub und Feuchtigkeit erging, die ſämtlich auf die Zerſtörung ihres Eigentums erpicht und gegen ihre Schränke verſchworen ſein müßten. Aber nicht eine Silbe dieſer blödſinnigen Geſpräche haftete in Claires Gedächtnis; ein raſcher Gang um den Raſenplatz, eine Leſeſtunde am Teich gaben dieſer edeln, kraftvollen Seele Ruhe und Gleichgewicht wieder.

Für den Großvater war Claire ein ſeltſames Weſen, das nicht in ſeinen Familienkreis gehörte. Schon als Kind war ſie ihm durch ihre großen, klaren Augen, ihr gerades Urteil läſtig geworden, vor allem aber vermißte er in ihr die Gleichgültigkeit und Unterwürfigkeit ſeiner Tochter.

„Die wird 'mal ebenſo hochmütig und wunderlich wie ihr Vater," ſagte er, wenn er verdrießlich war.

Nein, viel beſſer gefiel ihm die kleine Chèbe, die zuweilen mit nach Savigny kam, um im Garten zu ſpielen. Hier fühlte er ſich einer verwandten Natur gegenüber, einem

Weſen, das aus demſelben gewöhnlichen Stoff gebildet war, wie er ſelbſt und das ſchon damals durch einen lächelnden Zug um die Mundwinkel Regungen des Neides und der Begehrlichkeit verriet. Ueberdies zeigte das kleine Mädchen ein Erſtaunen, eine naive Bewunderung für ſeinen Reichtum, die der Eitelkeit des Parvenus ſchmeichelten, und wenn er ſie zuweilen neckte, antwortete ſie ihm mit den drollig-witzigen Wendungen eines Pariſer Vorſtadtkindes und das ausdrucksvolle Mienenſpiel ihres feinen, blaſſen Geſichtchens gab der Trivialität der Ausdrucksweiſe einen gewiſſen pikanten Reiz. So kam es, daß der gute Mann ſie nicht vergeſſen hatte.

Jetzt beſonders, als Sidonie nach langer Abweſenheit mit ihren welligen Haaren, ihrer zierlichen Geſtalt, ihrem lebhaften, ausdrucksvollen Geſichtchen — Vorzügen, welche die etwas gezierte Anmut eines Ladenmädchens würzte — in Savigny erſchien, gefiel ſie ſehr. Der alte Gardinois, der voll Erſtaunen ſtatt des Kindes, das er erwartete, ein erwachſenes Mädchen ankommen ſah, fand ſie hübſcher und beſſer angezogen, als ſeine Enkelin.

In der That war Sidoniens Haltung als ſie in der großen Kutſche von der Eiſenbahn abgeholt wurde, gar nicht übel; es fehlte ihr nur, was ihre Freundin ſo ſchön und reizend erſcheinen ließ: der ruhige Anſtand, die ſichere Gewandtheit, das ungekünſtelte Weſen. Sidonie war gewiſſermaßen ihrer Kleidung gleich; geringer, billiger Stoff, aber nach dem Geſchmack des Tages verwendet; wertloſer Flitterkram, wenn man will, dem aber die Mode, dieſe launenhafte, bezaubernde Fee, Farbe, Form und Ausputz gegeben hatte. Paris liefert für dieſe Art der Kleidung eine beſondre Art von Geſichtern, denen jeder Anzug, jede Haartracht ſteht, weil ſie keinen beſondern Charakter haben; zu dieſen Geſichtern gehörte das der kleinen Chèbe.

Welch ein Entzücken war es für ſie, als der Wagen in die lange, dunkle Allee hundertjähriger Ulmen einbog, an deren Ende das Gitterthor von Savigny für ſie geöffnet

ſtand. Von dieſem Tage an wurde ihr das märchenhafte Daſein zu teil, das ſie ſo lange nur geträumt hatte; von jeder Art Luxus ſah ſie ſich umgeben, in der prächtigen Einrichtung der hohen Gemächer, dem Reichtum der Gewächshäuſer und des Pferdeſtalles, in allen jenen Kleinigkeiten, in denen er ſich gleichſam zum köſtlichen Parfüm verdichtet, von welchem ein Tropfen genügt, um das ganze Zimmer zu durchduften. So wirkten auf ſie die Blumenkörbe der Tafel, der gemeſſene Ton der Dienſtboten, der Ausdruck der Gleichgültigkeit und Langeweile, in dem Madame Fromont das Anſpannen befahl.

Und wie behaglich fühlte ſie ſich inmitten der verfeinerten Lebensgewohnheiten der Reichen! Das war die ihr zuſagende Exiſtenz; es kam ihr vor, als ob ſie niemals eine andre gekannt hätte.

Plötzlich wurde ſie durch einen Brief Franz Rislers ihrer Trunkenheit entriſſen und in die Wirklichkeit zurückgerufen, auf ihr zukünftiges elendes Daſein als Frau eines kleinen Beamten verwieſen, an die ärmliche kleine Wohnung erinnert, die ſie mit ihrem Gatten im oberen Stockwerk eines düſteren Hauſes bewohnen würde, deſſen dumpfe, vom Hauch der Armut erfüllte Luft ſie ſchon jetzt zu atmen glaubte.

Sollte ſie ihre Verlobung löſen?

Das war leicht geſchehen, da ſie nur durch ein Verſprechen gebunden war. Aber ob ſie es nicht zu bereuen hatte, wenn ſie den Bewerber zurückſtieß?

In ihrem von Ehrgeiz bethörten Köpfchen tauchten allerlei ſeltſame Einfälle auf. Zuweilen, wenn Großvater Gardinois — der ihr zu Ehren ſeine altmodiſchen Jagdjoppen und wollenen Weſten abgelegt hatte — mit ihr ſcherzte und ſich ein Vergnügen daraus machte, ihr zu widerſprechen, um eine ihrer pikanten Antworten zu erhalten, ſah ſie ihm, ohne etwas zu erwidern, ſtarr in die Augen. Ach! wenn er doch nur zehn Jahre jünger geweſen wäre! — Aber der Gedanke, Madame Gardinois zu werden, nahm ſie nicht

lange in Anſpruch, denn bald traten eine neue Perſönlichkeit und neue Hoffnungen in ihr Leben ein.

Georges Fromont, der bisher eigentlich nur Sonntags nach Savigny gekommen war, hatte — ſeit Sidoniens Ankunft — begonnen, ſich beinahe täglich zum Diner einzuſtellen.

Er war ein großer, ſchlanker, blaſſer, junger Mann von eleganter Haltung. Früh verwaiſt, war er von ſeinem Onkel Fromont erzogen, ſollte dereinſt ſein Nachfolger im Geſchäft und aller Wahrſcheinlichkeit nach Claires Gatte werden. Dieſe vorausbeſtimmte Zukunft ließ ihn ziemlich kalt. Für den Handel intereſſierte er ſich nicht und zu Claire hatte er jene brüderliche Zuneigung, jenes durch gemeinſame Erziehung bedingte Vertrauen, das — von ſeiner Seite wenigſtens — wärmere Gefühle ausſchloß.

Im Verkehr mit Sidonie dagegen fühlte er ſich gleichzeitig befangen, verſchüchtert und angeregt, hatte den Wunſch, zu gefallen, war ein andrer Menſch, als bisher. Sie beſaß jene gemachte, etwas birnenhafte Anmut, welche dieſem jungen Lebemann gefallen mußte, und es währte nicht lange, bis ſie den Eindruck bemerkte, den ſie auf ihn hervorbrachte.

Wenn die beiden jungen Mädchen im Park ſpazieren gingen, dachte immer Sidonie zuerſt an den Pariſer Zug. Dann eilten ſie an das Gitterthor, um nach den Ankommenden zu ſehen, und Georges' erſter Blick fiel immer auf Mademoiſelle Chèbe, die etwas hinter ihrer Freundin ſtand, aber mit jener Haltung und Miene, welche die Aufmerkſamkeit herausfordern. Dies ſtumme Spiel wurde eine Weile fortgeſetzt; ſie ſprachen nicht von Liebe, aber jedes Wort, jedes Lächeln, das ſie austauſchten, war ein Geſtändnis, oder ein Abwehren.

An einem bewölkten, ſchwülen Sommerabend, als die Freundinnen gleich nach dem Diner in einem der langen Heckenwege ſpazieren gingen, geſellte ſich auch Georges zu ihnen. Sie plauderten von gleichgültigen Dingen, während ſie den Kies unter ihren langſamen Schritten knirſchen ließen, als vom Schloſſe her Madame Fromonts Stimme nach der

Tochter rief. Georges und Sidonie blieben allein und gingen, den weißleuchtenden Weg verfolgend, langsam weiter, ohne zu sprechen oder sich einander zu nähern.

Ein warmer Hauch zog durch die Hecken, die Wellen des Teiches schlugen leise an die Pfeiler der kleinen Brücke und die vom Winde verstreuten Blüten der Akazien und Linden durchdufteten die schwere Luft; eine gewitterschwüle, zitternde Atmosphäre umgab die beiden, und aus der Tiefe ihrer verschleierten Augen brach hin und wieder eine Glut, dem Wetterleuchten gleich, das am Horizont aufzuckte.

„Oh! die schönen Johanniswürmchen!" rief Sidonie; das geheimnisvolle Getön, das in ihr Schweigen hineinklang, bedrückte sie.

Rings um den Rasenplatz schwebten die ruhelosen, grünlichen Funken und erleuchteten einzelne Grashalme. Sie bückte sich, um einen derselben auf ihren Handschuh zu legen; Georges kniete dicht neben ihr nieder und, tief auf den Rasen gebeugt, so daß ihre Haare, ihre Wangen sich streiften, sahen sie sich im Licht der Glühwürmchen eine Minute lang an. Wunderbar reizend erschien sie ihm, in dem grünlichen Schimmer, der zu ihrem geneigten Antlitz aufleuchtete und sich in den Wellen des feinen lockigen Haares verlor. Leise legte er den Arm um ihre Hüfte, und als er fühlte, daß sie zurücksank, preßte er sie leidenschaftlich an sich.

„Was sucht ihr denn?" fragte plötzlich eine Stimme; Claire stand im Dunkeln hinter ihnen.

Georges erschrak so heftig, daß er zitterte und mit seiner zugeschnürten Kehle kein Wort zu sagen vermochte. Sidonie dagegen stand ruhig auf und erwiderte, indem sie ihre Röcke schüttelte: „Johanniswürmchen . . . sieh nur, wie viele heute abend da sind . . . und wie sie glänzen . . ."

Auch ihre Augen strahlten in ungewöhnlichem Glanze.

„Das kommt wohl vom Gewitter," murmelte Georges, noch immer bebend.

Das Gewitter war in der That dem Ausbruch nahe.

Hin und wieder trieb der Wind ein Gemiſch von Staub und Blättern von einem Ende des Heckenweges zum andern. Nach wenigen Schritten kehrten die drei in den Salon zurück. Die jungen Mädchen nahmen ihre Arbeit zur Hand, Georges verſuchte eine Zeitung zu leſen und Madame Fromont rieb ihre Ringe blank, während der alte Gardinois mit ſeinem Schwiegerſohn im angrenzenden Zimmer Billard ſpielte.

Wie lang wurde Sidonie dieſer Abend! Sie ſehnte ſich unbeſchreiblich nach dem Alleinſein, um ihren Gedanken nachhängen zu können. Und als ſie endlich in ihrem ſtillen Zimmer war und das Licht, das am Träumen hindert, weil es die Wirklichkeit zu grell beleuchtet, gelöſcht hatte, überließ ſie ſich ihrem Freudentaumel, ihren Zukunftsplänen. Sie wurde von Georges geliebt ... von Georges Fromont, dem Erben der Fabrik ... er heiratete ſie ... und ſie wurde reich! ... In dieſer kleinlichen, habgierigen Seele hatte der erſte Liebeskuß nur den Gedanken an Luxus, an Geld und Gut geweckt.

Um ſich von dem Ernſt der Neigung, die ſie eingeflößt hatte, zu überzeugen, rief ſie ſich die Scene im Heckengange bis in die kleinſten Einzelheiten zurück. Den Ausdruck in Georges Blick, die Glut ſeiner Umarmung, die Mund an Mund geſtammelten Liebesſchwüre und jenes magiſche Licht, das ſie in dieſem feierlichen Augenblick umfing. Oh, die Johanniswürmchen von Savigny!

Die ganze Nacht glitzerten ſie wie Sterne vor ihren geſchloſſenen Augen. Der ganze Park war bis in ſeine dunkelſten Alleen damit angefüllt. Zu Feuerrädern vereinigt, leuchteten ſie von den Raſenflächen, von den Bäumen, aus den Gebüſchen. Ueber den Kies der Wege, über die Wellen des Teiches waren grüne Funken verſtreut und alle dieſe mikroſkopiſchen Lichter tauchten ganz Savigny in feſtliche Beleuchtung, um die Verlobung von Georges und Sidonie zu feiern.

Als ſie am folgenden Morgen aufſtand, war ihr Plan gefaßt. Daß Georges ſie liebte, war gewiß — aber ob er beabſichtigte, ſie zu heiraten? — das bezweifelte die ſchlaue

Kreatur, aber es erſchreckte ſie nicht. Sie fühlte ſich ſtark genug, um Georges' ebenſo ſchwache als leidenſchaftliche Kinderſeele zu lenken. Sie brauchte ihm nur Widerſtand zu leiſten ... und das that ſie denn auch.

Während einiger Tage war ſie kalt, gleichgültig, gleichſam blind für ihn und ohne Gedächtnis. Er ſehnte ſich, ſie zu ſprechen, den ſeligen Augenblick noch einmal zu erleben, ſie aber wich ihm aus, wußte immer einen dritten zwiſchen ſich und ihn zu ſchieben. Nun begann er ihr zu ſchreiben.

Er trug ſeine Briefe in eine kleine Felſenſpalte neben einer klaren Quelle am Ende des Parkes, die das „Phantom" genannt wurde und von einem Strohdach beſchattet war.

Sidonie fand das reizend. Wenn der Abend gekommen war, mußte ſie lügen, einen Vorwand finden, um allein nach der Quelle gehen zu können. Der Schatten, den die Bäume auf ihren Weg warfen, das nächtliche Dunkel, die raſche Bewegung, die ſeeliſche Aufregung verurſachten ihr wonniges Herzklopfen. Dann fand ſie den Brief, vom Tau benetzt, vom eiſigen Hauch der Quelle durchdrungen und ſo weiß glänzend im Mondenſchein, daß ſie ihn ſchnell verbarg, um nicht überraſcht zu werden.

Und welche Freude, ihn zu öffnen, wenn ſie allein war, die zauberiſchen Buchſtaben zu entziffern, die Liebesworte zu leſen, die vor ihren Augen in blendenden gelben und blauen Lichtkreiſen glänzten, als ob ſie den Brief im vollen Sonnenſchein läſe.

„Ich liebe Dich ... liebe mich auch," ſchrieb Georges in allen Tonarten.

Anfangs antwortete ſie ihm nicht; aber als ſie fühlte, daß er ganz gefeſſelt, ganz ihr eigen und durch ihre Kälte der Verzweiflung nahe war, gab ſie ihm die bündige Erklärung: „Ich werde nur meinen Gatten lieben."

Ja, ſie war ſchon ein vollendetes Weib, die kleine Ehèbe!

Fünftes Kapitel.

Wie die Geſchichte der kleinen Chèbe zu Ende ging.

Der September war gekommen. Die Jagdzeit hatte eine zahlreiche, lärmende, ziemlich gewöhnliche Geſellſchaft im Schloſſe vereinigt. Müde und behaglich, wie ſchlaftrunkene Bauern, ſaßen die reichen Kleinbürger bei endloſen Mahlzeiten. In der kalten Abenddämmerung des Herbſtes fuhr man den Jägern auf der Landſtraße entgegen. Von den Stoppelfeldern ſtiegen Nebel empor, und während das aufgeſcheuchte Wild mit leiſem Angſtſchrei über die Ackerfurchen jagte, ſchien die Nacht aus den Wäldern vorzudringen, deren finſtere, die Ebene umgrenzende Maſſen im Dunkel höher und höher aufwuchſen.

Die Wagenlaternen wurden angezündet, und in warme Decken gehüllt fuhr man ſchnell nach Hauſe, während der friſche Wind die Geſichter umwehte. Der glänzend erleuchtete Saal füllte ſich mit Menſchen und lautem Gelächter.

Claire Fromont, die ſich von der Roheit dieſer Umgebung abgeſtoßen fühlte, ſprach nur wenig; Sidonie dagegen ſtrahlte im vollen Glanze. Die Bewegung hatte ihr blaſſes Geſicht gerötet, ihren Augen lebhafteren Ausdruck gegeben. Sie lachte gut, verſtand vielleicht etwas zu viel und war für die hier verſammelten Gäſte das einzige Weib in der Geſellſchaft. Der Beifall, den ſie errang, berauſchte Georges immer mehr, aber je leidenſchaftlicher er ſie ſuchte, um ſo zurückhaltender zeigte ſie ſich, bis er endlich beſchloß, ſie zu heiraten. Er ſchwur es ſich zu, mit alle dem übertriebenen Feuer, das ſchwache Charaktere aufzubieten pflegen, als wollten ſie damit die Einwendungen und Hinderniſſe im voraus bekämpfen, denen ſie — wie ihnen nur zu wohl bewußt iſt — eines Tages erliegen werden.

Für die kleine Chèbe war dies die ſchönſte Zeit ihres Lebens, denn abgeſehen von allen ehrgeizigen Plänen fand

ihre kokette, verschlagene Natur einen eignen Reiz in diesem heimlichen Liebesverhältnis, das sich unter Festlichkeiten und Gastmählern fortspann.

Niemand in ihrer Umgebung hatte die leiseste Ahnung davon. Claire befand sich in dem jugendfrischen, gesunden Lebensabschnitt, in welchem sich die nur halberschlossene Seele, mit Lüge und Verrat noch völlig unbekannt, in blindem Vertrauen allen ihr Naheſtehenden hingibt. Der ältere Fromont dachte nur an sein Geschäft; seine Frau putzte in leidenschaftlichem Eifer ihre Schmucksachen; nur die durchdringenden Augen des alten Gardinois waren einigermaßen zu fürchten. Aber Sidonie amüsierte ihn, und selbst wenn er etwas gemerkt hätte, wäre er nicht der Mann dazu gewesen, ihrem Glück in den Weg zu treten.

So war sie denn voller Siegesfreude, als ein plötzlich hereinbrechendes unheilvolles Ereignis ihre Hoffnungen vernichtete.

Eines Sonntagmorgens wurde Monsieur Fromont, der auf den Anstand gegangen war, zum Tode verwundet nach Hause gebracht. Ein Schuß, der einem Reh gegolten, hatte ihn an der Schläfe getroffen.

Das Schloß geriet in die höchste Verwirrung. — Alle Jäger, darunter der Unbekannte, der den Unglücksschuß gethan, kehrten eilig nach Paris zurück. Claire, halb sinnlos vor Schmerz, verließ das Zimmer nicht mehr, in dem ihr Vater mit dem Tode rang, und Risler, der von dem Unfall benachrichtigt worden war, kam schnell nach Savigny, um Sidonie abzuholen.

Am Abend vor der Abreise hatte sie mit Georges eine letzte Zusammenkunft an der Phantomquelle; ein peinliches, flüchtiges Abschiednehmen, das die Nähe des Todes verdüsterte. Dennoch schwuren sie sich ewige Liebe und verabredeten, auf welche Weise sie sich schreiben könnten; dann trennten sie sich.

Eine traurige Heimfahrt!

Urplötzlich mußte sie in ihr Alltagsleben zurückkehren,

begleitet von dem verzweifelnden Risler, für den der Tod seines geliebten Prinzipals ein unersetzlicher Verlust war. Zu Hause angekommen, mußte sie ausführlich erzählen von den Schloßbewohnern, den Gästen, den Gesellschaften und Festlichkeiten, von dem unseligen, letzten Ereignis. — Welch eine Qual für sie, die nur von einem Gedanken erfüllt, so dringend der Einsamkeit, des Schweigens bedurfte. Aber das war noch nicht das Schlimmste.

Vom ersten Tage an hatte Franz seinen früheren Platz wieder eingenommen und seine Blicke, die nur sie suchten, seine Worte, die nur an sie gerichtet waren, peinigten sie und schienen ihr unerträglich anspruchsvoll.

Trotz seiner Schüchternheit und seines Mangels an Selbstvertrauen glaubte der arme Junge als erklärter, ungeduldiger Bräutigam im vollen Rechte zu sein, und die kleine Chèbe mußte sich hin und wieder ihren Träumen entreißen, um diesen ungestümen Gläubiger zu beruhigen und den Zahlungstermin weiter und weiter hinauszuschieben.

Endlich aber kam der Tag, an dem dies nicht länger möglich war.

Sie hatte Franz versprochen, ihn zu heiraten, sobald er eine Anstellung gefunden haben würde. Nun sollte er im Süden, bei den Hochöfen von Grand' Combe als Ingenieur angestellt werden. Für einen bescheidenen Haushalt hatte er da genug. — Auszuweichen ging nicht mehr an; sie mußte Wort halten, oder einen Vorwand finden . . . welchen Vorwand aber?

In dieser höchsten Not fiel ihr Désirée ein, denn obwohl die kleine Lahme sie niemals ins Vertrauen gezogen hatte, wußte Sidonie um deren innige Liebe zu Franz. Mit den Augen einer Kokette, hellen, glänzenden Spiegeln, die jede Regung andrer wiedergeben, ohne jemals verraten zu lassen, was in der eignen Seele vorgeht, hatte sie diese Neigung längst erkannt, und vielleicht hatte das Bewußtsein, daß Franz von einer andern geliebt wurde, ihr seine Liebe

erträglicher gemacht. Wie man Bildſäulen auf Gräber ſtellt, um den düſteren Eindruck derſelben zu mildern, ſo wurde ihr die dunkle Zukunft durch die bleiche, zarte Geſtalt der kleinen Déſirée erhellt — jetzt aber gab ſie ihr einen nicht nur bequemen, ſondern ehrenhaften Anlaß, ihr Wort zu löſen.

„Nein, Mama," ſagte ſie eines Tages zu Madame Chèbe, „ich bringe es nicht über das Herz, eine Freundin, wie ſie, unglücklich zu machen. Ich hätte geradezu Gewiſſensbiſſe darüber. Arme Déſirée! Haſt du denn nicht bemerkt, wie elend ſie ausſieht, ſeit ich wieder hier bin, und wie flehend ſie mich anblickt? Nein, ich kann ihr den Kummer nicht bereiten, kann und will ſie ihres Franz nicht berauben."

Madame Chèbe, ſo ſehr ſie die Großherzigkeit ihrer Tochter bewunderte, fand das Opfer übertrieben und machte allerlei Einwendungen.

„Nimm dich in acht, liebes Kind ... wir haben kein Vermögen ... ein Bewerber, wie Franz, wird ſich ſo leicht nicht wieder finden."

„Gut ... dann heirate ich gar nicht!" erklärte Sidonie, und da ihr der angegebene Vorwand genügend ſchien, hielt ſie mit Energie daran feſt und ließ ſich weder durch die Thränen des armen Franz umſtimmen, den allerlei dunkle Andeutungen zur Verzweiflung brachten, noch durch die Bitten Rislers, den Madame Chèbe in tiefſtem Vertrauen von den Beweggründen ihrer Tochter unterrichtet hatte und der ſich nun auch gedrungen fühlte, ihren edeln Opfermut zu bewundern.

„Darfſt ſie nicht anſchuldigen ... ſie hat ein Engelsgemüt!" ſagte er zu ſeinem Bruder, während er ihn zu tröſten ſuchte.

„Ja, gewiß, ſie iſt ein Engel!" fügte Madame Chèbe ſeufzend hinzu, ſo daß der arme verratene junge Mann ſich nicht einmal beklagen durfte. In ſeiner Verzweiflung beſchloß er, Paris zu verlaſſen, und da ihm in ſeinem Verlangen, weit weg zu gehen, die Grand' Combe noch zu nahe war, bewarb er ſich um den Poſten eines Bauaufſehers in Ismailia, bei den Kanalarbeiten des Iſthmus von Suez,

erhielt ihn und reiſte ab, ohne von Déſirées Neigung etwas zu wiſſen oder wiſſen zu wollen. Und doch hatte die arme Kleine, als er Abſchied von ihr nahm, die hübſchen ſchüchternen Augen mit einem Blick zu ihm aufgeſchlagen, in dem deutlich zu leſen war: „Wenn ſie dich nicht liebt ... ich liebe dich!“

Aber Franz Risler verſtand ſich nicht darauf, in dieſen Augen zu leſen.

Herzen, die im Leiden geübt ſind, beſitzen glücklicherweiſe eine unerſchöpfliche Geduld. Auch die kleine Lahme begab ſich — nachdem der geliebte Freund gegangen war — mit der vom Vater geerbten, durch weiblichen Zartſinn veredelten Hoffnungsfreudigkeit tapfer an die Arbeit und ſagte ſich ſelbſt: „Ich will auf ihn warten!“ Und dann ließ ſie ihre Vögelchen die Flügel ausbreiten, als ob ſie eins nach dem andern weit in die Ferne, nach Ismailia in Aegypten ſenden wollte.

Franz Risler ſchrieb, ehe er ſich in Marſeille einſchiffte, einen letzten, halb komiſchen, halb rührenden Brief an Sidonie, in welchem ſich allerlei techniſche Angaben mit herzzerreißenden Abſchiedsworten vereinigten. Der unglückliche Ingenieur teilte ihr mit, daß er gebrochenen Herzens auf dem Transportſchiff Sahib, „einem Dampfer von fünfzehnhundert Pferdekraft“ abreiſe — als ob er hoffe, daß die hohe Summe der Pferdekräfte den Sinn ſeiner Ungetreuen erweichen und ſie mit ewiger Reue erfüllen werde. Sidonie war jedoch durch ganz andre Dinge in Anſpruch genommen.

Das Schweigen Georges Fromonts fing an ſie zu beunruhigen. Seit ihrer Abreiſe von Savigny hatte ſie nur einmal Nachricht von ihm erhalten, dann nicht wieder, und alle Briefe, die ſie ſchrieb, blieben ohne Antwort. Durch Risler wußte ſie zwar, daß Georges mit Geſchäften überhäuft war, und daß die Leitung der Fabrik, die ihm durch den Tod des Onkels zugefallen war, ſeine Kräfte weit überſtieg ... aber ein Wort hätte er ſchreiben müſſen.

Vom Flurfenſter aus, wo ſie ihren Beobachterpoſten wieder einnahm — der Rückkehr zu Mademoiſelle Le Mire

hatte ſie ſich zu entziehen gewußt — ſuchte die kleine Chèbe ihren Geliebten zu entdecken, überwachte ſein Kommen und Gehen in Höfen und Gebäuden oder ſah ihn, wenn die Stunde des Abendzuges nach Savigny gekommen war, in den Wagen ſteigen, um ſich zu ſeiner Tante und Couſine zu begeben, welche die erſten Monate der Trauerzeit bei dem Großvater auf dem Lande verleben wollten.

Das alles erregte und ängſtigte ſie, und die Nähe der Fabrik machte Georges Sichfernhalten noch empfindlicher für ſie. Sie ſagte ſich, daß ſie nur die Stimme zu erheben brauche, um von ihm gehört zu werden und ihn zum Aufblicken zu veranlaſſen; ſagte ſich, daß nur eine einzige Mauer zwiſchen ihnen liege ... und doch waren ſie jetzt ſo weit voneinander!

Erinnerſt du dich jenes traurigen Winterabends, kleine Chèbe, als der wackere Risler mit aufgeregtem Geſicht und dem Ausruf: „Große Neuigkeiten!" bei euch eintrat?

Es waren wirklich große Neuigkeiten, die er brachte!

Georges Fromont hatte ihm ſoeben mitgeteilt, daß er ſich, dem letzten Willen ſeines verſtorbenen Onkels zufolge, mit ſeiner Couſine Claire verheiraten werde und — da er ſich unfähig fühle, die Fabrik allein zu leiten — den Beſchluß gefaßt habe, Risler zu ſeinem Compagnon zu machen. Die Geſchäftsfirma ſollte demnach von jetzt an „Fromont junior und Risler senior" lauten.

Wie haſt du es angefangen, kleine Chèbe, deine Faſſung zu bewahren, als du erfahren mußteſt, daß die Fabrik deinen Händen entglitt, und daß eine andre deinen Platz einnehmen würde? ... Welch ein ſchrecklicher Abend! ... Mutter Chèbe ſaß mit ihrer Flickarbeit am Tiſche; Vater Chèbe bemühte ſich, am Kamin ſeine vom Regen durchnäßten Kleider zu trocknen; die ärmliche Wohnung war wie erfüllt von Mißbehagen, die Lampe brannte ſchlecht; die ſchnell beendigte Mahlzeit hatte einen widrigen Speiſengeruch zurückgelaſſen und Risler ſaß da, aufgeregt, freudetrunken ...

hörte nicht auf zu ſprechen und Pläne zu machen. — Das alles ſchnürte dir das Herz zuſammen und der Verrat des Treuloſen wurde noch bitterer, wenn du den Reichtum, der deiner danach greifenden Hand entging, der elenden Dürftigkeit gegenüberſtelltest, in der zu leben du verurteilt warſt!

Sidonie verfiel darüber in lange, ſchwere Krankheit. Oft, wenn ſie, in ihrem Bette liegend, die Fenſterſcheiben hinter den zugezogenen Vorhängen klirren hörte, glaubte ſie, daß Georges' Hochzeitskutſchen unten in den Straßen vorüberführen, geriet in nervöſe, lautloſe, unerklärliche Krämpfe, und es war, als ob ein Zornesfieber ſie verzehre.

Endlich wurde die Krankheit durch Zeit, Jugendkraft, die Pflege der Mutter, vor allem durch die Sorgſamkeit Déſirées — welche von dem ihr gebrachten Opfer unterrichtet war — beſiegt; aber Sidonie blieb noch lange ſehr ſchwach, in tiefe Schwermut verſunken und zu heftigem, nervöſem Weinen geneigt. Bald verlangte ſie weit fort zu reiſen und Paris zu verlaſſen; ein andermal wünſchte ſie ins Kloſter zu gehen. Ihre Umgebung fragte ſich und ſuchte den Grund dieſes ſeltſamen Gemütszuſtandes zu finden, der noch beängſtigender war als die Krankheit, und plötzlich entſchloß ſich Sidonie, der Mutter die Urſache ihrer Schwermut zu entdecken.

Sie liebte den älteren Risler, hatte bisher nicht gewagt, es zu geſtehen ... er aber war es, den ſie von jeher im Herzen getragen, nicht Franz.

Alle waren von dieſer Eröffnung aufs höchſte überraſcht, niemand mehr, als Risler ſelbſt. Aber die kleine Chèbe war ſo hübſch und ſah ihn mit ſo ſanften Blicken an, daß ſich der gute Menſch ſofort raſend in ſie verliebte. Vielleicht hatte dieſe Neigung auch — ohne daß er ſich derſelben bewußt war — ſchon ſeit längerer Zeit in ſeinem Herzen geſchlummert. — — — — — — — — — — — — —

So war es gekommen, daß jetzt, am Abend ihres Hochzeitstages, die junge Madame Risler im weißen Braut-

anzuge mit triumphierendem Lächeln zu dem Flurfenſter hinüberſah, das gleichſam zehn Jahre ihres Lebens umrahmte. Dies ſtolze Lächeln, dem ſich jenes tiefe Mitleid, jene ſtille Verachtung beimiſchten, welche die eben Reichgewordene für die Dürftigkeit ihres bisherigen Daſeins empfand, galt augenſcheinlich dem blaſſen, armen Kinde, das ſie dort oben im Dunkel der Nacht zu erblicken glaubte, und ſie ſagte ihm, auf die Fabrik hindeutend: „Was meinſt du nun, kleine Chèbe? ... Du ſiehſt, daß ich jetzt hier bin!“

Sechſtes Kapitel.

Der Empfangstag meiner Frau.

Mittagszeit: Der Marais geht zum Frühſtück.

Mit dem mächtigen Angelus-Läuten von Saint Paul, Saint Gervais, Saint Denis und Saint Sacrement vereinigt ſich — aus den Höfen emporſteigend — der ſchrille Ton der Fabrikglocken. Jede derſelben hat ihren eigentümlichen Klang, ihre ganz individuelle Ausdrucksweiſe. Es gibt traurige und heitere, lebhafte und ſchläfrige Glocken. Einige ſind reich und glücklich, denn ſie erklingen für Hunderte von Arbeitern; andre ſind arme, ſchüchterne Weſen, ſcheinen ſich hinter ihren Gefährtinnen zu verbergen und ſich ſo klein als möglich zu machen, als fürchteten ſie, die Aufmerkſamkeit des Bankerotts zu erregen. Auch Lügnerinnen gibt es unter ihnen, freche Geſchöpfe, die übermäßig wichtig thun und der Nachbarſchaft einreden möchten, daß ſie einem anſehnlichen Hauſe dienen, welches zahlreiche Hände beſchäftigt.

Die Glocke der Fromontſchen Fabrik iſt, Gott ſei Dank, nicht von dieſer Art, ſondern ein gutes, altes, etwas riſſiges Ding, das ſeit mehr als vierzig Jahren im ganzen Marais geachtet wird und nur Sonntags oder in Zeiten des Aufruhrs zu feiern pflegt.

Sobald ihre Stimme ertönt, zieht eine ganze Schar von

Arbeitern aus dem Thorweg des ehemaligen Edelhofes, um ſich in die umliegenden Wirtshäuſer zu zerſtreuen, indes ſich die Lehrlinge zu den Maurergeſellen auf das Trottoir ſetzen. Um eine halbe Stunde für ihre Spiele zu gewinnen, frühſtücken ſie ſo ſchnell als möglich und begnügen ſich mit dem, was den Armen und Obdachloſen in den Straßen von Paris feilgeboten wird, Kaſtanien, Nüſſen, Aepfeln, während die Maurer große, mit Mehl und Gipsſtaub bedeckte Brote vertilgen. Sehr eilig haben es die Frauen; ſie laufen ſo ſchnell ſie können; bald haben ſie Kinder, nach denen ſie in der Bewahranſtalt oder zu Hauſe ſehen müſſen, bald einen alten Vater, eine Mutter, außerdem die Wirtſchaft zu beſorgen. Halb erſtickt von der dumpfen Luft der Arbeitsſäle, mit geröteten, geſchwollenen Lidern, das Haar von dem feinen, zum Huſten reizenden Staube der Samttapeten bedeckt, winden ſie ſich, einen Korb am Arm, haſtig durch das Menſchengewühl, in dem die Omnibuſſe nur langſam von der Stelle kommen.

In der Nähe des Thorwegs, auf einem Steine, der ehemals den Reitern zum Aufſteigen diente, ſitzt Risler und ſieht lächelnd dem Fortgehen der Arbeiter zu. Die achtungsvolle Vertraulichkeit aller dieſer wackeren Leute, die er ſchon gekannt hat, als er ſelbſt arm und gering war wie ſie, thut ihm wohl; das von ſo vielen herzlichen Stimmen wiederholte: „Guten Tag, Herr Risler!“ erwärmt ihm das Herz. — Auch die Kinder begrüßen ihn ohne jede Scheu und die langbärtigen Zeichner, die halb Arbeiter, halb Künſtler ſind, ſchütteln ihm im Vorbeigehen die Hand und nennen ihn Du. — In dem allen liegt vielleicht eine zu große Vertraulichkeit; der wackere Risler hat vielleicht die Anſprüche, zu denen ſeine neue Stellung berechtigt, nicht gehörig begriffen, und ich weiß jemand, der dies Sichgehenlaſſen höchſt unſchicklich findet. — Aber dieſer „Jemand“ kann ihn hier nicht ſehen und der Prinzipal macht ſich das zu nutze und begrüßt den zuletzt aus der Fabrik kommenden Buchführer Sigismund,

einen alten, ſteifen Burſchen mit rotem Geſicht und hohem Halskragen, der aus Furcht vor Schlagflüſſen in jedem Wetter barhaupt einhergeht, mit herzhafter Umarmung.

Risler und er ſind Landsleute und ihre gegenſeitige Wertſchätzung ſtammt aus der fernen Zeit, als ſie beide in die Fabrik eingetreten waren und in dem kleinen Milchladen an der Ecke zu frühſtücken pflegten. Jetzt geht Sigismund Planus allein dorthin, um ſich von der an der Wand hängenden Schiefertafel, die als Speiſezettel dient, ein Gericht auszuwählen.

Aufgepaßt! der Wagen Fromonts junior fährt in den Thorweg. Der junge Mann iſt den ganzen Morgen umhergefahren, und während er nun mit ſeinem Compagnon dem hübſchen, im Garten gelegenen Hauſe zugeht, das ſie gemeinſchaftlich bewohnen, ſprechen ſie freundlich von Geſchäftsangelegenheiten.

„Ich war bei Prochaſſons," ſagt Fromont junior; „ſie haben mir neue Muſter vorgelegt ... ſehr hübſche Sachen, das iſt nicht zu leugnen ... Wir müſſen uns zuſammennehmen; die Konkurrenz wird bedenklich."

Aber Risler fürchtet nichts; er verläßt ſich auf ſein Talent, ſeine Erfahrung und endlich — das ſagt er jedoch im engſten Vertrauen — auf die neue, verbeſſerte Druckmaſchine, mit welcher er beinahe zuſtande gekommen iſt und die wirklich ... nun, es wird ſich ja zeigen. Während dieſes Geſprächs treten ſie in den wohlgepflegten Garten, deſſen Kugelakazien faſt ſo alt ſind wie die Gebäude des Hofes und deſſen ſchwarze Umfaſſungsmauern von herrlichem, altem Epheu verhüllt werden.

Neben Fromont junior hat Risler senior das Anſehen eines Handlungsdieners, der dem Prinzipal Bericht erſtattet. So oft er ſprechen will, bleibt er ſtehen und ſeine ſchwerfälligen Gebärden ſind gleichſam die Verkörperung ſeines langſamen Denkens, ſeiner ungeſchickten Ausdrucksweiſe. Gut, daß er das roſige Geſicht nicht ſieht, welches dort oben,

hinter einem Fenſter des zweiten Stockes hervorlauſcht und alles beobachtet.

Madame Risler erwartet ihren Mann zum Frühſtück und ärgert ſich über ſein langes Ausbleiben. Sie winkt ihm zu: „Beeile dich doch!“ aber er ſieht es nicht; ſeine ganze Aufmerkſamkeit wird durch das Kind — Georges' und Claires Töchterchen in Anſpruch genommen, das ſich, von Spitzen umhüllt, auf dem Arm ſeiner Amme des Sonnenſcheins freut.

„Wie hübſch ſie iſt ... ganz Ihr Ebenbild, Madame Schorſch!“

„Finden Sie das, lieber Risler? Alle meine Bekannten ſind der Meinung, die Kleine ſähe ihrem Vater ähnlich.“

„Ein bißchen, ja ... im ganzen aber ...“

Und nun ſtehen ſie alle da, der Vater, die Mutter, Risler, die Amme, und ſuchen eifrig nach einer Aehnlichkeit in dieſer kleinen Skizze eines Menſchenangeſichtes, das ſie mit unklaren, von Licht und Leben geblendeten Augen anſieht. Sidonie beugt ſich aus dem halbgeöffneten Fenſter, um zu ſehen, was ſie thun und warum ihr Mann nicht heraufkommt.

Eben hat Risler das Kindchen auf die Arme genommen, wiegt das hübſche Bündelchen weißer Stoffe und hellfarbiger Bänder hin und her, indem er wie ein zärtlicher Großvater das kleine Geſchöpf durch Poſſen und Liebkoſungen zum Lachen und Lallen zu bringen ſucht. Wie alt der gute Mann dabei ausſieht und wie häßlich, wie lächerlich iſt es, wenn er ſeine vierſchrötige Geſtalt dem Kinde zuliebe niederduckt, ſeine rauhe Stimme mäßigt!

Sidonie ſtampft mit dem Fuße. „Einfaltspinſel!“ murmelt ſie vor ſich hin und ſchickt, des Wartens müde, hinunter, den „Herrn“ zum Frühſtück rufen zu laſſen. Aber die Unterhaltung iſt ſo gut im Gange, daß der „Herr“ ſich derſelben nicht zu entziehen, dem Lachen und Vogelgezwitſcher kein Ende zu machen weiß. Endlich gelingt es ihm, die Kleine der Amme zurückzugeben; herzlich lachend eilt er

die Treppe hinauf, lacht noch, als er das Speiſezimmer betritt, wird aber durch den Blick ſeiner Frau ſofort umgeſtimmt.

Mit der Miene einer Märtyrin ſitzt Sidonie am Tiſche, vor den auf einer Kohlenpfanne warm geſtellten Schüſſeln und ihre Haltung verrät, daß ſie die feſte Abſicht hat, übler Laune zu ſein.

„Kommſt du wirklich? ... Wie gütig von dir!"

Etwas beſchämt ſetzt ſich Risler nieder.

„Sei nicht böſe, mein Lämmchen ... das Kind war ſo allerliebſt ..."

„Ich habe dich gebeten, mir nicht ſo alberne Namen zu geben, das ſchickt ſich nicht ..."

„Ich dachte, wenn wir allein ſind ..."

„Das iſt ganz einerlei! Du wirſt freilich nie begreifen, was wir unſrer Stellung ſchuldig ſind ... und die natürliche Folge davon iſt, daß ich von niemand mit der Achtung behandelt werde, die mir gebührt. Selbſt der alte Achilles grüßt kaum, wenn ich an der Portierloge vorbeigehe ... Warum ſollte er auch? ... Ich bin ja keine Fromont, habe keine Equipage ..."

„Aber Lämmchen, liebe Sidonie, wollt' ich ſagen ... du weißt doch, Kleine ... ich meine, du ſollteſt nicht vergeſſen, daß du den Wagen der Madame Schorſch zu deiner Verfügung haſt ... ſie hat ihn erſt neulich wieder angeboten."

„Wie oft ſoll ich dir wiederholen, daß ich dieſer Perſon keinen Dank ſchulden will!"

„Aber Sidonie ..."

„Ja natürlich! ich weiß es ja und niemand darf daran zweifeln: Madame Fromont iſt ſo gut, wie der liebe Gott! — Ich aber muß mich darein ergeben, im eignen Hauſe eine Null zu ſein, mich demütigen, mit Füßen treten zu laſſen!"

„Liebes Kind, ich bitte dich ..." und der arme Risler verſucht, ſich ins Mittel zu legen, ſeine liebe Madame Schorſch zu verteidigen; aber er iſt ungeſchickt, macht die Sache nur ſchlimmer und bringt es ſo weit, daß Sidonie

heftig losbricht: „Dies Weib mit der ſtillen Miene, das laß dir geſagt ſein, iſt ebenſo boshaft als hochmütig, und mich haßt ſie, davon habe ich mich überzeugen müſſen. Solange ich nur die arme kleine Sidonie war, der ſie die zerbrochenen Spielſachen und abgelegten Kleider zuwarf, ging alles gut. Aber daß ich nun auch Herrin im Hauſe bin, ärgert und verdrießt ſie. Von oben herab erteilt mir Madame ihre Ratſchläge und tadelt mein Thun und Laſſen. Es iſt nicht recht, daß ich mir eine Kammerjungfer genommen habe ... natürlich! war ich doch bisher gewöhnt, mich ſelbſt zu bedienen. — Sie benutzt jede Gelegenheit, mir weh zu thun. — Du ſollteſt nur hören, in welchem Tone ſie ſich, wenn ich Mittwochs zu ihr komme, in Gegenwart ihrer Gäſte, nach der „guten Madame Chèbe“ erkundigt. Nun ja, ich bin eine Chèbe und ſie iſt eine Fromont, aber ich glaube doch, daß das eine ſo gut iſt, wie das andre. Mein Großvater war Apotheker ... und was iſt der ihre? Ein Bauer, der ſich durch Wucher bereichert hat. Aber wenn ſie's mit ihrem Hochmut zu weit treibt, ſage ich ihr das eines ſchönen Tages und ſage ihr auch, daß ihr kleines Mädchen, auf das ſie ſo eitel ſind, dieſem alten Gardinois ähnlich ſieht, und der iſt, weiß Gott, nichts weniger als ſchön ...“

„Meinſt du?“ ſagt Risler, der faſt nichts zu erwidern weiß.

„Ja, freilich ... und es ſieht dir ganz ähnlich, dies elende Ding zu bewundern. Es iſt beſtändig krank und wimmert die ganze Nacht wie eine kleine Katze, ſo daß ich nicht ſchlafen kann. Dafür habe ich tagsüber das Klavier der Mama und ihre Rouladen, tra, la, la, la! Wenn es wenigſtens luſtige Muſik wäre.“

Risler hat das beſſre Teil erwählt: er ſagt kein Wort mehr, und als er nach einer Weile bemerkt, daß Sidonie ſich beruhigt, weiß er ſie durch Schmeicheleien vollends umzuſtimmen.

„Wie hübſch du heute ausſiehſt ... willſt wohl Beſuche machen?“

„Nein," antwortet Sidonie mit einem gewiſſen Stolz, „nicht Beſuche machen, ſondern Beſuch empfangen will ich, mein Tag iſt heute . . ."

Und gleichſam als Antwort auf die verwunderte Miene ihres Gatten fügt ſie hinzu: „Nun ja, mein Empfangstag . . . da Madame Fromont den ihrigen hat, darf ich wohl auch den meinigen haben . . ."

„Gewiß, gewiß!" antwortet der gute Risler, indem er ſich mit leiſem Unbehagen umſieht; „darum alſo ſtehen überall im Vorzimmer, im Salon ſo viele Blumen."

„Ja, ich habe ſie vom Dienſtmädchen im Garten pflücken laſſen. War das vielleicht unrecht? — Du ſagſt es nicht, aber ich bin überzeugt, daß du es findeſt. — Ich war der Meinung, daß die Gartenblumen uns ebenſogut gehören, wie den Fromonts."

„Verſteht ſich . . . aber es wäre doch wohl . . . ich meine, du hätteſt . . ."

„Um Erlaubnis bitten etwa? . . . mich noch tiefer demütigen wegen ein paar elender Chriſantemums und zwei oder drei grüner Zweige? . . . Uebrigens habe ich die Blumen nicht heimlich abpflücken laſſen, und ſobald Madame Fromont heraufkommt . . ."

„Sie kommt? das iſt hübſch von ihr."

Sidonie fährt unwillig auf.

„Wieſo, hübſch von ihr? . . . das fehlte gerade noch, daß ſie nicht käme! . . . Gehe ich denn nicht jeden Mittwoch hinunter und langweile mich mit ihren albernen, gezierten Frauenzimmern?"

Von welcher Bedeutung Madame Fromonts Empfangstage für ſie geweſen ſind, verſchweigt Sidonie, und doch haben ſie ihr gleichſam als wöchentlich erſcheinende Anſtandsregeln und Modeberichte gedient. Durch ſie hat Sidonie gelernt, wie man in den Salon tritt, ſich verbeugt und Abſchied nimmt; wie ein Blumentiſch geordnet, ein Rauchtiſch eingerichtet wird; hier hat ſie die neueſten Moden geſehen

und die beſten Bezugsquellen erfahren. Sie hat dann auch alle Freundinnen Claire Fromonts, von denen ſie eben ſo verächtlich geſprochen, dringend eingeladen, ſie zu beſuchen, und hat ſie bei der Feſtſtellung ihres Empfangstages zu Rat gezogen.

Ob ſie wohl kommen werden? ... und ob ſich Madame Fromont junior erdreiſten wird, den erſten Freitag der Madame Risler senior zu verſäumen? ... Sidonie iſt in fieberhafter Spannung.

„So beeile dich doch!" mahnt ſie immer aufs neue; „wie, um Gottes willen, iſt's möglich, ſo lange zu frühſtücken!"

Der wackere Risler hatte in der That die Gewohnheit, ſehr langſam zu eſſen, bei Tiſch die Pfeife anzuzünden und dazu, in kleinen Zügen, ſeinen Kaffee zu ſchlürfen. Heute muß er dieſem geliebten Herkommen entſagen, muß — wegen des Tabaksrauches — die Pfeife im Futteral ſtecken laſſen und nach dem letzten Biſſen in aller Eile die Kleider wechſeln. Seine Frau beſteht darauf, daß er ſich im Laufe des Nachmittags einſtellt, um die Damen zu begrüßen.

Welch ein Aufſehen in der Fabrik, als Risler an einem Wochentage in ſchwarzem Frack und weißer Halsbinde erſcheint.

„Gehſt du zur Hochzeit?" ruft ihm der Kaſſierer Sigismund aus ſeinem Verſchlage zu.

Und Risler antwortet nicht ohne Stolz: „Nein ... meine Frau hat ihren Empfangstag."

Bald iſt das ganze Haus davon unterrichtet und der alte Achilles, der den Garten zu beſorgen hat, brummt, denn zur Feier dieſes Ereigniſſes ſind den Lorbeerbäumen im Treppenflur mehrere Zweige abgebrochen worden.

Solange Risler im Lichte der hohen Fenſter am Zeichenbrett ſitzt, zieht er den unbequemen Staatsrock aus und ſchlägt die Manſchetten zurück; aber der Gedanke, daß ſeine Frau Beſuch erwartet, läßt ihm keine Ruhe; von Zeit zu Zeit wirft er ſich wieder in Gala, um in ſeine Wohnung hinauf zu gehen.

„Iſt jemand gekommen?" fragt er ſchüchtern.

„Nein, Monsieur, bis jetzt nicht.“

In dem schönen roten Salon — denn sie haben einen roten Damastsalon mit einer Konsole zwischen den Fenstern, einem Tisch in der Mitte und einem hübschen, hellgrundigen Teppich — hat sich Sidonie, als Dame, die empfängt, in einem Kreise von Stühlen und Lehnsesseln niedergelassen. Hier und da liegen Bücher und Wochenschriften; dazwischen steht ein muldenförmiges Arbeitskörbchen mit seidenen Troddeln, ein Kryſtallglas mit einem Veilchenstrauß und der Blumentisch ist mit Blattpflanzen geschmückt. Die Einrichtung in der unteren Etage, bei Fromonts, ist nachgeahmt, aber es fehlt der Geschmack, der die feine Grenzlinie zwischen dem Auserwählten und Gewöhnlichen festzuhalten weiß. Man hat hier gleichsam die mittelmäßige Kopie eines guten Genrebildes vor Augen. Auch Sidoniens Kleid ist zu neu, so daß sie mehr wie ein Gast als wie Herrin des Hauses aussieht; in Rislers Augen ist jedoch alles herrlich, ohne Makel, und er will das beim Eintritt in den Salon eben aussprechen, als ihn ein unwilliger Blick seiner Gattin erschreckt und zum Schweigen bringt.

„Schon vier Uhr, wie du siehst“, sagt sie und deutet mit zorniger Gebärde auf die Standuhr. „Nun kommt niemand mehr! ... Am meisten ärgert es mich natürlich, daß Claire nicht heraufkommt ... zu Hause ist sie, das weiß ich, das kann ich hören.“

In der That hat Sidonie seit Mittag schon jedes Geräusch im untern Stock, das Wimmern des Kindes, das Oeffnen der Thüren, belauscht. Risler ginge am liebsten fort, um dem Wiederaufnehmen der Frühstücksunterhaltung zu entfliehen, aber Sidonie gibt das nicht zu. Wenn sie von allen andern im Stich gelassen wird, soll er wenigstens ihr Gesellschaft leisten, und so bleibt er denn geduldig auf seinen Platz gebannt, wie jemand, der aus Furcht, den Blitz auf sich herab zu ziehen, keine Bewegung zu machen wagt. Sidonie dagegen ist sehr aufgeregt; sie geht im Salon auf

und nieder, ſchiebt einen Stuhl beiſeite, rückt ihn wieder an die frühere Stelle, wirft im Vorbeigehen einen Blick in den Spiegel, klingelt der Magd und ſchickt ſie zu dem alten Achilles hinunter, ſich zu erkundigen, ob niemand nach Madame Risler gefragt hat. Der alte Mann iſt ſo boshaft! möglicherweiſe ſchickt er die Beſucher wieder fort, indem er behauptet, Sidonie wäre nicht zu Hauſe.

Aber nein! der Portier verſichert, daß niemand dageweſen iſt.

Verdrießliches Schweigen! Sidonie ſteht am linken, Risler am rechten Fenſter; ſie ſehen den kleinen Garten, den die Dämmerung zu verhüllen beginnt, ſehen den ſchwarzen Rauch, der aus den Fabrikſchornſteinen zum ſchwerbewölkten Himmel aufſteigt, ſehen, wie zuerſt Sigismunds Fenſter im Erdgeſchoß hell wird. Mit peinlicher Sorgfalt zündet der Kaſſierer ſelbſt die Lampe an; ſein großer Schatten bewegt ſich vor der Flamme hin und her und biegt ſich in der Nähe des Gitters zuſammen, und allen dieſen bekannten Vorgängen gelingt es, Sidonie für einen Augenblick zu zerſtreuen.

Plötzlich fährt ein kleines Coupé in den Garten und hält vor dem Hauſe. Alſo doch noch Beſuch! In dem hübſchen Durcheinander von Seide, Blumen, Schmelz, Franſen und Pelzwerk, das raſch die Freitreppe heraufkommt, hat Sidonie die Frau eines reichen Bronzehändlers erkannt. Welche Ehre, einen ſolchen Gaſt zu empfangen! ... Eilig nimmt das Ehepaar Platz — Monſieur am Kamin, Madame in einem Seſſel, wo ſie mit erheuchelter Gleichgültigkeit eine Zeitſchrift zu durchblättern beginnt. Verlorene Mühe! Die ſchöne Beſucherin kommt gar nicht zu Sidonie ... ſie iſt im unteren Stockwerke geblieben.

Oh, wenn Madame Georges hören könnte, was die ehemalige Freundin von ihr und ihren Freundinnen ſagt!

In dieſem Augenblick wird die Thür geöffnet und das Dienſtmädchen meldet: „Mademoiſelle Planus!“

Es ist die Schwester des Kassierers, eine einfache, bescheidene alte Jungfer, die es für ihre Pflicht gehalten hat, der Prinzipalin ihres Bruders die Aufwartung zu machen, und nun von dem Empfang, der ihr zu teil wird, geradezu verblüfft ist. Die beiden Eheleute sind ganz Freude, ganz Herzlichkeit. „Wie liebenswürdig, daß Sie gekommen sind! ... Bitte, setzen Sie sich doch ans Feuer.“ — Man überhäuft sie mit Aufmerksamkeiten, interessiert sich für jedes ihrer Worte. Das Lächeln des guten Risler hat etwas Warmes, Dankbares, und selbst Sidonie bietet ihre ganze Liebenswürdigkeit auf; sie ist hocherfreut, sich der ihr einst Gleichstehenden im vollen Glanze zeigen zu können, noch mehr aber durch den Gedanken beglückt, daß die unter ihr Wohnenden hören müssen, sie hätten hier oben Besuch. Sie macht denn auch mit dem Rücken der Stühle und dem Fortschieben des Tisches so viel Lärm wie nur irgend möglich, und als das alte Fräulein endlich, geblendet, entzückt, bezaubert, Abschied nimmt, wird sie mit raschelnden Volants bis an die Treppe begleitet und, über das Geländer gebeugt, ruft ihr Sidonie so laut als möglich nach, daß sie jeden Freitag zu Hause zu finden ist ... „bitte, vergessen Sie nicht, jeden Freitag!“

Es ist völlig Abend geworden; im Salon brennen die großen Lampen; nebenan deckt das Mädchen den Tisch. Es ist aus ... Madame Fromont junior kommt nicht.

„Diese alberne Prise!“ ruft Sidonie, bleich vor Wut. „Nicht einmal unsre achtzehn Stufen kann sie sich herauf bemühen ... Madame findet natürlich, daß wir für sie nicht vornehm genug sind ... aber ich werde mich schon rächen ...“

Und je länger sie ihrem Zorn in ungerechten Anklagen Luft macht, um so gemeiner wird ihr Ton, um so lebhafter erinnert der Klang ihrer Stimme an die Sprache der Vorstädte und die Lehrjahre bei Mademoiselle Le Mire.

Unglücklicherweise erlaubt sich Risler eine Bemerkung.

„Wer weiß ... vielleicht ist das Kind unwohl geworden ...“

Wütend, als ob ſie ihn beißen wolle, wendet ſich Sidonie nach ihm um.

„Wirſt du mich endlich mit dem Kinde in Ruhe laſſen! Uebrigens biſt du an allem ſchuld, was mir paſſiert ... du weißt mir nun einmal keine Achtung zu verſchaffen!“

Mit dieſen Worten wirft ſie die Thür ihres Schlafzimmers zu, daß die Lampenglocken klirren und alle Nippſächelchen auf den Brettern zittern, während Risler, der regungslos mitten im Salon ſtehen geblieben iſt, voll Beſtürzung ſeine weißen Manſchetten, ſeine großen, mit Lackleder bekleideten Füße betrachtet und mechaniſch vor ſich hinmurmelt: „Der Empfangstag meiner Frau!“

Siebentes Kapitel.

Echte Perlen und falſche Perlen.

„Was hat ſie nur? ... Was kann ich ihr gethan haben?“ fragte ſich Claire Fromont immer wieder, wenn ſie an Sidonie dachte.

Sie hatte von dem, was in Savigny zwiſchen ihrer Freundin und Georges vorgegangen war, nichts erfahren, und ihr reiner Sinn, ihr ſtilles, klares Gemüt machten ſie unfähig, das neidiſche, begehrliche Weſen zu verſtehen, das ſich ſeit fünfzehn Jahren ihr zur Seite entfaltete. Dennoch — ohne daß ſie ſich deſſen deutlich bewußt war — beängſtigte ſie der kalte, rätſelhafte Blick, der ſie aus dieſem hübſchen Geſichtchen anlächelte, und wenn Sidoniens ſeltſame, einer Jugendfreundin gegenüber geradezu unnatürliche Höflichkeit plötzlich einem kaum verhaltenen Aerger, einem herben, ſchneidenden Tone wich, geriet Claire in eine Beſtürzung, der ſich hin und wieder ein ſeltſames Vorgefühl, die unbeſtimmte Ahnung eines großen Unglücks zugeſellten. Ja gewiſſermaßen ſind alle Frauen Hellſeherinnen und ſelbſt den treueſten unter ihnen werden oft — trotz ihrer völligen

Unkenntnis des Böſen — plötzliche Erleuchtungen von wunderbarer Deutlichkeit zu teil.

Hin und wieder, wenn Claire Fromont eine längere Unterredung mit der Jugendfreundin gehabt hatte, oder wenn ihr, bei einer unerwarteten Begegnung, das Geſicht derſelben ihre wahre Empfindung verriet, begann ſie wohl ernſtlicher über die kleine ſeltſame Sidonie nachzudenken, aber die unabweislichen Anforderungen des täglichen Lebens, die ihre Thätigkeit und ihre Neigungen vollſtändig in Anſpruch nahmen, ließen ihr nicht Zeit, ſich um ſcheinbare Kleinigkeiten zu kümmern.

Es gibt Zeiten im Leben des Weibes, die an plötzlichen Wandlungen ſo reich ſind, daß auch Geſichtskreis und Anſchauungen dadurch völlig verändert werden.

In früheren Tagen hätte ſich Claire um dieſe Freundſchaft gegrämt, die wie von böswilliger Hand zerriſſen, von ihr abfiel. Aber nun hatte ſie mit dem Vater das liebſte, faſt das einzige Herzensglück ihres jungen Lebens verloren. Dann hatte ſie geheiratet; das Kind, mit ſeinen holden, alles verdrängenden Anſprüchen war ihr geboren und zu alledem hatte ſie die Mutter bei ſich, die ſeit dem plötzlichen Tode des Gatten völlig kindiſch geworden war. — In dieſem ſo nach allen Seiten ausgefüllten Leben gab es wenig Raum für Sidoniens Launen; ſelbſt über ihre Heirat mit Risler hatte Claire keine Zeit gefunden, ſich zu wundern. Er war wohl eigentlich zu alt für ſie ... aber da ſie ſich lieb hatten, kam nichts darauf an.

Jede Regung von Mißgunſt über den Aufſchwung in der geſellſchaftlichen Stellung der kleinen Chèbe, die jetzt gewiſſermaßen ihresgleichen geworden, war ſelbſtverſtändlich Claires edler Natur unmöglich. Sie hatte im Gegenteil den herzlichen Wunſch, die junge Frau, die mit ihr unter einem Dache lebte, gleichſam an ihrem eignen Daheim Anteil hatte, glücklich und geachtet zu ſehen. Mit liebevoller Sorgſamkeit ſuchte ſie deren Schritte zu leiten und ſie in die

Formen der Geſellſchaft einzuweihen — wie eine begabte Provinzbewohnerin, der es nur an Erfahrung fehlt, um ſich richtig zu benehmen.

Das Erteilen ſolcher Ratſchläge iſt jedoch unter zwei jungen, hübſchen Frauen eine ſchwierige Aufgabe. Mochte Claire Fromont, wenn ſie die Freundin vor einem großen Diner in ihre Schlafſtube nahm, noch ſo freundlich lächeln, während ſie ſagte: „Zu viel Schmuck, liebes Herz ... auch vergiß nicht, daß Blumen im Haar nur zu ausgeſchnittenen Kleidern getragen werden", Sidonie wurde jedesmal rot vor Zorn und hatte, während ſie der Ratgeberin dankte, eine neue Beleidigung in ihrem Gedächtnis zu verzeichnen.

Uebrigens wurde Sidonie im Fromontſchen Umgangskreiſe mit einer gewiſſen Kälte aufgenommen. Dem Faubourg Saint Germain macht man ſeine Anſprüche zum Vorwurf, aber auch der Marais hat die ſeinigen!

Alle dieſe reichen Kaufmannsfrauen und Fabrikantentöchter kannten die Geſchichte der kleinen Chèbe und würden ſie auch ohne das aus ihrer Haltung, ihrem Benehmen erraten haben.

Sidonie mochte ſich noch ſo viele Mühe geben, ihr Weſen behielt etwas vom Ladenmädchen. Ihre erkünſtelte, hin und wieder unterthänige Zuvorkommenheit erinnerte an den erzwungenen höflichen Ton der Verkäuferinnen, nahm ſie aber eine hochmütig-verächtliche Miene an, ſo glich ſie einer jener erſten Ladenmamſellen, welche in eleganten Modemagazinen in ſchwarzſeidenen Kleidern prangen, die ſie abends in der Garderobe des Geſchäftes abgeben müſſen, tagsüber aber aus ſtolz aufgetürmten Locken voll Nichtachtung auf die geringeren Leute niederſehen, welche ſich erdreiſten, von ihren Preiſen etwas abzuhandeln.

Sidonie hatte das Gefühl, beobachtet, beurteilt, getadelt zu werden, und der Mangel an Sicherheit trieb ſie mehr und mehr in eine feindſelige Haltung. Die Namen, die ſie nennen hörte, die Feſte, Vergnügungen und Bücher, von denen geſprochen wurde, waren ihr unbekannt. Claire that

zwar, was ſie konnte, um ihre Schutzbefohlene zu unterrichten, ſie mit Freundeshand in ihren Lebenskreis einzuführen und darin zu halten; aber viele der Damen fanden Sidonie hübſch und das genügte, um ihr das Eindringen in dieſe Geſellſchaft zum Vorwurf zu machen. Andre, die auf die Stellung des Gatten, auf ihren Reichtum ſtolz waren, demütigten die kleine Parvenue durch verächtliches Schweigen oder unverſchämt-höfliche Herablaſſung.

Sidonie bezeichnete ſie mit den Worten: „Claires Freundinnen", was im Grunde „meine Feindinnen" bedeutete. Ihr Zorn gegen ſie alle richtete ſich aber gegen eine einzige.

Die beiden Compagnons hatten keine Ahnung von dem Verhältnis zwiſchen ihren beiden Frauen. Risler senior, der in die Erfindung ſeiner Druckpreſſe verſunken war, blieb oft bis mitten in die Nacht am Zeichenbrette, indes Fromont junior ſeine Tage zum größten Teil außerhalb des Hauſes zubrachte, im Klub frühſtückte und ſich nur ſelten in der Fabrik ſehen ließ. Er hatte ſeine Gründe dazu.

Mit Sidonie unter einem Dache zu leben, wurde ihm zur Qual. Die leidenſchaftliche Neigung, die er für ſie empfunden und dem letzten Willen ſeines Onkels zum Opfer gebracht hatte, beſchäftigte ſeine Erinnerung und erfüllte ihn mit brennender Sehnſucht nach dem für immer Verlorenen, und da er ſich ſchwach fühlte, ergriff er die Flucht. Er war eine weiche, haltloſe Natur, ſcharfſichtig genug, ſich ſelbſt zu kennen, aber zu ſchwach, ſich zu beherrſchen. An Rislers Hochzeitstage hatte er in der Nähe der Braut — obwohl er damals erſt ſeit einigen Monaten verheiratet war — alle Aufregungen des Gewitterabends von Savigny noch einmal durchlebt und hatte ſeitdem, ohne ſich darüber Rechenſchaft zu geben, ſorgſam vermieden, Sidonie zu ſehen oder von ihr zu ſprechen. Da ſie aber unglücklicherweiſe dasſelbe Haus bewohnten und die Frauen zehnmal täglich zuſammenzukommen pflegten, waren zufällige Begegnungen kaum zu verhüten, und ſo griff der junge Mann, um ſeiner Pflicht treu zu

bleiben, zu dem ſeltſamen Auskunftsmittel, ſeiner Häuslichkeit zu entfliehen und außerhalb derſelben Zerſtreuung zu ſuchen.

Claire ſah darin nichts Ungehöriges, denn ſchon ihr Vater hatte ſie an das beſtändige Hin und Her des Geſchäftslebens gewöhnt. Während ihr Gatte abweſend war, füllte die junge Hausfrau und Mutter ihre Tage durch allerlei Aufgaben, durch Handarbeiten, durch Spazierfahrten mit dem Kinde, durch langes Verweilen in ſonnig-milder Luft aus, und wenn ſie heimkehrte, war ſie ſo beſeligt von dem Gedeihen ihrer Kleinen, ſo erfriſcht von dem fröhlichen Leben der Kinderſchar, die ſie im Freien beobachtet hatte, daß noch lange ein Widerſchein dieſer Luſt in ihren ernſten Augen leuchtete.

Auch Sidonie ging häufig aus und oft, wenn Georges' Coupé abends in den Thorweg einfuhr, mußte Madame Risler, die eben erſt in glänzender Toilette von weiten Stadtwegen nach Hauſe kam, haſtig beiſeite treten. Der Boulevard, die Schaufenſter, ihre Einkäufe, die ſie, um das ungewohnte Glück des Geldausgebens auszukoſten, erſt nach langem Wählen zu machen pflegte, hielten ſie ſo lange fern. Dann wurde auf der Treppe ein Gruß, ein kalter Blick gewechſelt, Georges trat ſchnell, wie Zuflucht ſuchend, in ſeine Wohnung und verbarg die Erſchütterung, die er eben erlitten, unter den Liebkoſungen, mit denen er ſein Kind überhäufte. — Sidonie dagegen ſchien ſich an nichts zu erinnern, ſchien für die feige, nachgiebige Natur dieſes Mannes nur Verachtung zu fühlen. Außerdem wurde ſie jetzt durch andre Intereſſen in Anſpruch genommen.

Zwiſchen die Fenſter im roten Salon hatte ihr Mann ein Klavier ſtellen laſſen. Nach langem Ueberlegen hatte ſich Sidonie entſchloſſen, Singſtunden zu nehmen — Klavier ſpielen zu lernen, war es doch wohl etwas zu ſpät — und zweimal wöchentlich, von zwölf bis ein Uhr mittags, erſchien Madame Dobſon, eine hübſche, blonde, ſentimentale Geſangslehrerin. Wenn dann in der Stille der angrenzenden Höfe die bei offnen Fenſtern geſungenen, zehnmal wiederholten,

langezogenen a . . a . . a, c . . c . . c . . erklangen, hätte man die Fabrik für ein Mädchenpenſionat halten können.

Eine Art Schulmädchen war es denn auch, das ſich dort abmühte; eine haltloſe, unerfahrene, kindiſche Seele, die noch alles zu lernen hatte, um ſich zum echten Weibe auszubilden. Freilich begnügte ſich ihr Ehrgeiz mit der Oberfläche der Dinge.

„Claire Fromont ſpielt Klavier, ich werde ſingen; ſie gilt für eine elegante, feingebildete Frau . . . dafür will ich auch gelten."

Aber anſtatt ſich nun wirklich zu bilden, brachte ſie ihre Tage damit zu, von einem Laden zum andern zu pilgern. Ihre Hauptfrage war: „Was wird dieſen Winter getragen?" und immer fiel ihre Wahl auf die Prachtſtücke der Schaufenſter, auf alles, was die Augen der Vorübergehenden anlockte. Von den falſchen Perlen, die ihr ſo lange durch die Hände gegangen waren, ſchien ihr etwas an den Fingerſpitzen hängen geblieben zu ſein, etwas von deren trügeriſchem Glanz, deren hohler Gebrechlichkeit. Sie ſelbſt glich einer dieſer runden, glänzenden, ſchön gefaßten, glänzenden Perlen, die ein ungeübtes Auge täuſchen können, während Claire Fromont eine echte Perle war, von ebenſo tiefem als ſanftem Feuer. Der Unterſchied wurde fühlbar, ſobald man ſie nebeneinander ſah. Die eine, das ließ ſich nicht verkennen, mußte von früheſter Kindheit an Perle geweſen ſein — eine kleine Perle, deren Wachstum durch reine, edle Naturkräfte genährt war, bis ſie ein Kleinod von ſeltenem Wert geworden. Die andre dagegen war im vollen Sinne des Wortes „Pariſer Arbeit", ein Werk der großen Stadt, die ſo viel unechtes Material zu reizenden, glänzenden, vergänglichen Nichtigkeiten verwendet, ein Produkt jenes Kleinhandels, dem ſie einſt angehört hatte.

Am meiſten beneidete Sidonie die ehemalige Freundin um das Kind, das hübſche, von den Wiegenvorhängen bis zur Haube der Amme reich bebänderte Püppchen. Die ſüßen Pflichten der Mutter, die ſo viel Geduld und Selbſtverleug-

nung verlangen, kamen dabei nicht in Betracht; sie dachte weder an schlaflose Nächte und mühsames Einwiegen, noch an des Kindes heiteres Erwachen und sein schimmerndes Morgenbad. Nein — nur zum Spazierengehen wünschte sie sich das Kind; es ist so hübsch, wenn im Straßengewühl der jungen Mutter solch ein kleines, mit Schärpe und wallender Feder geschmücktes Wesen nachgetragen wird.

Sie aber hätte sich nur von den Eltern oder von ihrem Manne begleiten lassen können und so ging sie lieber allein. Der wackere Risler war gar zu komisch in seiner Verliebtheit, spielte mit seiner Frau wie mit einer Puppe, faßte sie unter das Kinn, kniff sie in die Wangen, umkreiste sie mit unartikulierten Freudentönen, oder verfolgte sie mit großen, gerührten Augen, wie ein treuer, dankbarer Hund. Dieser albernen Liebe schämte sie sich, und die Eltern waren ihr bei der Verfolgung ihrer gesellschaftlichen Bestrebungen geradezu ein Hindernis. Sie hatte sich derselben denn auch gleich nach der Hochzeit gewissermaßen entledigt, indem sie ihnen in Montrouge ein Häuschen gemietet. Damit war den häufigen Ueberfällen des Vaters Chèbe im langen Ueberzieher, wie den endlosen Besuchen der guten Mutter Chèbe, die mit der Wiederkehr bessrer Tage in die alte Gewohnheit des Schwatzens und Nichtsthuns zurückfiel, ein Ziel gesetzt.

Nur zu gern hätte Sidonie auch die Familie Delobelle fortgeschafft, deren Nachbarschaft sie belästigte. Aber für den alten Schauspieler war der Marais, wegen der Nähe der Boulevard-Theater, ein bequemer Mittelpunkt, während Désirée, wie alle, die sich ins Haus gefesselt fühlen, an der bekannten Umgebung festhielt. Selbst der melancholische Hof, der im Winter schon um vier Uhr nachmittags dunkel wurde, war ihr ein Freund, ein vertrautes Gesicht, das ihr, wenn es von einem Sonnenstrahl gestreift wurde, freundlich zuzulächeln schien. Aus dem Wege zu schaffen waren sie also nicht, aber Sidonie suchte sich damit zu helfen, daß sie nicht mehr zu ihnen ging.

So wäre denn ihr Leben einſam und eintönig geweſen, hätte ihr nicht Claire Fromont hin und wieder Zerſtreuungen verſchafft. Aber auch darüber ärgerte ſich Sidonie.

„Soll mir denn alles von ihr kommen?“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, und wenn ſie zur Tiſchzeit aus der unteren Etage ein Theaterbillet bekam oder eine Einladung für den Abend, ſo blieb ſie während des Ankleidens — trotz ihrer Freude, ſich zeigen zu können — unabläſſig darauf bedacht, ihre Nebenbuhlerin zu verdunkeln. Dieſe Gelegenheiten wurden jedoch immer ſeltener, da Claire ſich mehr und mehr ihrem Kinde widmete. Kam aber Großpapa Gardinois nach Paris, ſo verſäumte er nie, die beiden Familien zu vereinigen. Der alte Bauer fühlte ſich am behaglichſten in Geſellſchaft der kleinen Chèbe, die vor ſeinen Scherzen nicht erſchrak; er führte die beiden Ehepaare zu Philippe, ſeinem Lieblingsreſtaurant, wo er Wirt, Kellner und Kellermeiſter kannte, verthat viel Geld und beſchloß den Abend mit ſeinen Gäſten in einer vorausbeſtellten Loge der komiſchen Oper oder des Palais Royal.

Im Theater lachte er laut, ſprach ebenſo vertraulich mit den Logenſchließerinnen wie mit den Kellnern bei Philippe, verlangte mit lauter Stimme Fußbänke für ſeine Damen und wollte beim Fortgehen Pelze und Ueberzieher früher haben als alle andern — als ob er unter den Zuſchauern der einzige geweſen wäre, der es zu drei Millionen gebracht hatte.

Zu dieſen etwas gewöhnlichen Abendpartieen, von denen ſich ihr Mann ſo oft als möglich losmachte, zog ſich Claire Fromont mit dem ihr eignen Takt ſtets ſehr einfach an, ſo daß ſie kaum beachtet wurde. Sidonie dagegen hißte alle Segel auf, ſetzte ſich auf einen Vorderplatz, belachte die Späße des alten Gardinois und fühlte ſich überglücklich, aus dem zweiten oder dritten Rang, wo ſie früher zu ſitzen pflegte, in dieſe ſchönen, mit Spiegeln geſchmückten Proſceniumslogen herabgeſtiegen zu ſein, deren Samtbrüſtung eigens für ihre hellen Handſchuhe, ihr Opernglas von Elfen-

bein und ihren Goldflitterfächer gemacht ſchien. Der herkömmliche Aufputz ſolcher öffentlichen Lokale, das Rot und Gold der Wandbekleidungen war in ihren Augen wirkliche Pracht und ſie paßte ſo gut in dieſelbe hinein, wie eine hübſche Papierblume in ein Filigrangefäß.

Eines Abends, als im Palais Royal ein beliebtes Stück gegeben wurde, fiel inmitten der geſchminkten Berühmtheiten mit verſchwindend kleinen Hüten und rieſenhaften Fächern, die ihre gemalten Geſichter und ausgeſchnittenen Kleider in den Parterrelogen zur Schau ſtellten, Sidoniens Haltung, ihre Toilette, ihr Blick und ihr Lachen allgemein auf. Unter dem Einfluß jener magnetiſchen Strömung, die ſich in Schauſpielhäuſern ſo oft bemerklich macht, richteten ſich nach und nach alle Operngläſer auf die Loge, in der ſie ſaß, ſo daß Claire Fromont ſich davon beläſtigt fühlte und mit ihrem Mann, der ſie unglücklicherweiſe an dieſem Abend begleitet hatte, den Platz wechſelte.

Der junge, elegante Georges machte an Sidoniens Seite durchaus den Eindruck des zu ihr paſſenden Gefährten, indes der hinter ihnen ſitzende ſtille, ſchüchterne Risler zu Claire Fromont zu gehören ſchien, die in ihrem einfachen, etwas dunkeln Anzuge einer den Opernball inkognito beſuchenden Dame glich.

Beim Hinausgehen hatte jeder der beiden Aſſociés ſeiner Nachbarin den Arm geboten. Eine der Logenſchließerinnen ſagte zu Sidonie, indem ſie Georges bezeichnete: „Ihr Herr Gemahl“ und die junge Frau bebte vor Freude.

„Ihr Herr Gemahl!“

Dieſe einfachen Worte genügten, ſie völlig in Verwirrung zu bringen und allerlei verbrecheriſche Regungen in der Tiefe ihrer Seele wachzurufen. Während ſie die Gänge und das Foyer durchſchritten, betrachtete ſie ihren Mann, der mit „Madame Schorſch“ vor ihr herging, fand Claires Anmut durch ſeine ſchwerfällige Erſcheinung gleichſam verdunkelt und verwiſcht und ſagte ſich ſelbſt: „Wie häßlich mag ich

mich an seiner Seite ausnehmen!“ und mit klopfendem Herzen malte sie sich aus, welch ein schönes, glückliches, bewundertes Paar sie und der Mann gewesen wären, dessen Arm jetzt unter ihrem Arme zitterte.

Und zum erstenmal, als jetzt das blaue Coupé am Theater vorfuhr, um Georges und Claire abzuholen, stieg der Gedanke in ihr auf, daß diese Frau sie doch eigentlich von dem ihr gebührenden Platze verdrängt habe und daß sie vollkommen im Rechte sei, wenn sie den Versuch machte, ihn wiederzugewinnen.

Achtes Kapitel.

Die Brauerei der Rue Blondel

Seit seiner Heirat hatte Risler den Besuch der Brauerei aufgegeben. So gern es Sidonie gesehen hätte, wenn er abends in einen eleganten Klub, in eine Gesellschaft reicher, gut gekleideter Männer gegangen wäre, so unerträglich war ihr der Gedanke, daß er in den Pfeifenqualm und zu den Gefährten seiner Vergangenheit, Sigismund Planus, Delobelle und ihrem Vater, zurückkehren könnte. Geradezu unglücklich war sie darüber, und so schwer es ihm wurde, er gab es auf. Für Risler war die kleine, in einem verlorenen Winkel des alten Paris gelegene Brauerei gleichsam ein Stückchen Heimat gewesen; die kleine Rue Blondel mit ihrem geringen Wagenverkehr, den hohen, vergitterten Parterrefenstern und dem frischen Geruch der Droguerieläden erinnerte an gewisse Gäßchen in Basel oder Zürich, und da der Besitzer der Brauerei ein Schweizer war, bestand ein großer Teil der Stammgäste aus seinen Landsleuten. Wenn die Thür geöffnet wurde, sah man in einen großen, niedrigen, von Pfeifenqualm und harten deutschen Lauten erfüllten Saal, an dessen Balkendecke geräucherte Schinken hingen. An den Wänden standen große Bierfässer, der Fußboden war dick mit Säge-

ſpänen bedeckt und auf dem Schenktiſch ſtanden große Salatnäpfe mit rötlichen, wie Kaſtanien ausſehenden Kartoffeln neben Körben voll friſcher, mit Salz beſtreuter, goldig glänzender Bretzeln.

Hier hatte Risler zwanzig Jahre lang ſeine Pfeife gehabt — eine lange Pfeife, die, mit ſeinem Namen bezeichnet, am Hakenbrett der Stammgäſte hing — und ſeinen Tiſch, an welchem einige ſeiner Landsleute beſcheiden Platz nahmen, um in ſchweigender Bewunderung den endloſen, ihnen ganz unverſtändlichen Auseinanderſetzungen der Herren Chèbe und Delobelle zuzuhören. Seit Risler nicht mehr kam, waren auch dieſe beiden aus verſchiedenen guten Gründen der Brauerei untreu geworden. Einer dieſer Gründe war, daß Monſieur Chèbe jetzt zu weit weg wohnte, denn dank der Großmut ſeiner Kinder ſah er den Traum ſeines Lebens erfüllt.

„Wenn ich einmal reich werde," pflegte der kleine Mann zu ſagen, als er in der traurigen Wohnung im Marais hauſte, „will ich vor einem Thore von Paris, beinahe auf dem Lande, mein eignes Häuschen haben und meinen eignen kleinen Garten, den ich ſelbſt umgrabe und begieße. Das wird mir viel beſſer bekommen als die Aufregungen der Hauptſtadt."

Dies Häuschen hatte er nun — aber glücklich fühlte er ſich nicht, das kann ich verſichern.

Es lag in Montrouge, am Rondenwege. „Schweizerhäuschen mit Garten" ſtand auf dem Mietzettel, deſſen Quadrat gleichſam der Plan der Beſitzung zu ſein ſchien. Die ländlich ausſehenden Tapeten waren neu, der Anſtrich überall friſch, eine Regentonne, die neben der Laube von wildem Wein angebracht war, diente zum Begießen und erſetzte den fehlenden Teich. Zu allen dieſen Vorzügen kam, daß dieſes Paradies nur durch eine Hecke von einem ganz gleichen „Schweizerhaus mit Garten" getrennt war, das der Kaſſierer Sigismund Planus mit ſeiner Schweſter bewohnte. Für Madame Chèbe war dieſe Nachbarſchaft ſehr angenehm, denn ſobald ſie ſich langweilte, begab ſie ſich mit einem

Vorrat von Strickereien und Flickereien in die Laube der alten Jungfer und blendete ſie mit der Schilderung vergangener Tage voll Glück und Glanz. Ihrem Gatten ſtanden leider derartige Zerſtreuungen nicht zu Gebot.

Anfangs ging alles gut. Es war mitten im Sommer und Monſieur Chèbe, der ſich beſtändig in Hemdärmeln zeigte, war mit der Einrichtung beſchäftigt. Jeder Nagel, der im Hauſe eingeſchlagen werden ſollte, wurde zum Gegenſtand reiflicher Ueberlegung, endloſer Diskuſſionen. Ebenſo war es im Garten. Anfangs hatte er beſchloſſen, einen engliſchen Park daraus zu machen mit immergrünen Raſenflächen und verſchlungenen Pfaden zwiſchen dichtem Gebüſch. Wenn das Buſchwerk nur nicht ſo verteufelt lange Zeit zum Wachſen brauchte!

„Es wäre doch vielleicht beſſer, einen Nutzgarten anzulegen", ſagte der ungeduldige kleine Mann und nun träumte er von Gemüſebeeten, Stangenbohnen und Pfirſichſpalieren. Ganze Vormittage war er mit Hacken beſchäftigt, runzelte die Stirn mit ſorgenvoller Miene und trocknete ſich gefliſſentlich in Gegenwart ſeiner Frau die Stirn, damit ſie ihm ſagen ſollte: „Ruhe dich doch aus ... du wirſt dich tot arbeiten."

Das Ende vom Liede war, daß der Garten eine Art Miſchling wurde, Parkanlagen und Gemüſebeete, Blumen und Früchte enthielt. Monſieur Chèbe verſäumte denn auch nie, wenn er nach Paris ging, ſein Knopfloch mit einer Roſe ſeines Blumengartens zu ſchmücken.

Solange das Wetter ſchön blieb, wurden die guten Leute nicht müde, das Untergehen der Sonne hinter den Feſtungsmauern, die Länge der Tage und die erquickende Landluft zu preiſen. Hin und wieder, wenn ſie abends am offnen Fenſter ſaßen, ſangen ſie zweiſtimmige Lieder, und beim Anblick der Sterne, die gleichzeitig mit den Gaslaternen der Ringbahn aufleuchteten, wurde Ferdinand lyriſch geſtimmt. Um ſo trauriger aber ſah es aus, als die Regenzeit kam und an Ausgehen nicht mehr zu denken war! Madame Chèbe, eine Vollblut-Pariſerin, ſehnte ſich nach den

engen Straßen des Marais, nach ihren Marktgängen auf den Platz des Blancs-Manteaux, ihren Einkäufen in den Läden des Stadtviertels.

Da saß sie nun am Fenster auf ihrem Arbeitsplatze und Beobachtungsposten, sah in den kleinen, feuchten Garten hinaus, wo sich verblühte Winden und Kapuzinerkresse lebensmüde von den Stengeln lösten, sah die lange, gerade Linie der Böschungen und weiterhin an einer Straßenecke die Station der Pariser Omnibusse, auf deren lackierten Außenseiten in verlockenden Inschriften zu lesen war, wohin sie fuhren. So oft sich einer dieser großen Wagen in Bewegung setzte und abfuhr, blickte sie ihm nach, wie der nach Cayenne oder Numea verbannte Beamte dem nach Frankreich heimkehrenden Postschiffe mit den Augen folgt; in Gedanken fuhr sie mit, wußte, wo er stillhielt, um welche Ecken er zu biegen hatte und wo seine Räder die Scheiben der Ladenfenster in Gefahr brachten.

Geradezu fürchterlich wurde Monsieur Chèbe in dieser Gefangenschaft. An Gartenarbeiten war nicht mehr zu denken; Sonntags blieben die Festungswerke verödet; er konnte nicht mehr wie bisher in gestickten Pantoffeln, mit der Miene eines reichen Hausbesitzers aus der Nachbarschaft zwischen den Arbeitergruppen umhergehen, die, mit ihren Angehörigen im Grase gelagert, die mitgebrachten Vorräte verzehren. — Gerade das fehlte ihm am meisten, denn er wurde förmlich gequält von dem Verlangen, andre mit sich und seinen Angelegenheiten zu beschäftigen. Seit ihm das versagt war, wußte er nichts mit sich anzufangen, und da er niemand hatte, vor dem er sich wichtig machen, niemand dem er seine Pläne und Erlebnisse mitteilen oder von dem Unfall erzählen konnte, der den Herzog von Orleans betroffen hatte — dasselbe, wissen Sie, war ihm in seiner Jugend widerfahren — so blieb dem unglücklichen Ferdinand nichts weiter übrig, als seine Frau mit Vorwürfen zu überhäufen.

„Deine Tochter hat uns in die Verbannung geschickt . . . Deine Tochter schämt sich unsrer . . .“

Den ganzen Tag war nichts weiter zu hören, als „Deine Tochter ... Deine Tochter ... Deine Tochter ...“ denn in seiner Erbitterung gegen Sidonie verleugnete er sie und bürdete die ganze Verantwortlichkeit für dies abscheuliche, unnatürliche Kind seiner Gattin auf. Eine wahre Erleichterung war es für die arme Madame Chèbe, wenn ihr Mann einen der Omnibusse an der Station bestieg, um Delobelle, der immer zum Flanieren bereit war, aufzusuchen und den Groll gegen Tochter und Schwiegersohn in seinen Busen auszuschütten.

Auch der berühmte Delobelle war mit Risler unzufrieden und geneigt, von ihm zu sagen: „Er ist ein Waschlappen!“

Der große Mann hatte sich nämlich der Hoffnung hingegeben, in dem neubegründeten Haushalt eine große Rolle zu spielen, in Fragen der Eleganz und des Anstandes die entscheidende Stimme zu haben. Statt dessen behandelte ihn Sidonie mit verletzender Kälte und Risler nahm ihn nicht einmal mehr mit in die Brauerei. Dennoch beschwerte sich der Schauspieler nicht allzu laut, und so oft er mit dem alten Freunde zusammentraf, überhäufte er ihn mit Schmeicheleien und Verbindlichkeiten, denn er hatte die Absicht, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Delobelle war des Wartens auf den einsichtsvollen Direktor und die ersehnte Rolle müde und hatte beschlossen, selbst ein Theater zu kaufen und zu leiten; das Kapital dazu sollte ihm Risler geben. Auf dem Boulevard du Temple war in diesem Augenblick ein kleines Theater zu verkaufen, dessen Direktor Bankerott gemacht hatte. Delobelle begann Risler darauf hinzuweisen, bemerkte: „Da ließe sich 'was machen,“ und Risler, der ihm mit seinem gewöhnlichen Phlegma zuhörte, gab zur Antwort: „Ja, das könnte möglicherweise für Sie passen.“ — Eine direkte Anfrage Delobelles hatte er nicht sogleich mit entschiedenem Nein zurückzuweisen gewagt, hatte sich hinter ein: „Ich werde sehen ... später vielleicht“ geflüchtet und endlich das unglückselige Wort fallen lassen: „Man müßte einen Kostenanschlag haben.“

Darauf hatte der Schauſpieler acht Tage lang hart gearbeitet, Pläne gezeichnet und Zahlen zuſammengeſtellt. Frau und Tochter ſaßen an ſeiner Seite, ſahen ihm voll Bewunderung zu und berauſchten ſich an dieſem neuen Traume. Im ganzen Hauſe hieß es: „Monſieur Delobelle wird ein Theater kaufen;" auf dem Boulevard, im Schauſpieler-Kaffeehauſe war es Tagesgeſpräch. Delobelle gab zu verſtehen, daß er das nötige Kapital gefunden habe, und die Folge davon war, daß er von einer Anzahl ſtellenloſer Schauſpieler umdrängt wurde, ehemaligen Kameraden, die ihn vertraulich auf die Schulter ſchlugen und ſich ihm mit den Worten: „Alter Junge, du weißt doch noch . . ." in Erinnerung brachten. Delobelle verſprach Engagements, frühſtückte im Kaffeehauſe, ſchrieb daſelbſt allerlei Briefe, grüßte die Eintretenden mit freundlicher Handbewegung, führte in den Winkeln lebhafte, vertrauliche Zwiegeſpräche und ſchon hatten ihm zwei ſchäbige Dramatiker ein Stück in ſieben Bildern vorgeleſen, das er für die Eröffnung ſeiner Bühne paſſend fand. Er ſagte bereits „Mein Theater" und erhielt Briefe, die an den „Herrn Direktor Delobelle" adreſſiert waren.

Nachdem er Proſpekt und Koſtenanſchläge fertig hatte, ging er damit zu Risler in die Fabrik, fand denſelben aber ſehr beſchäftigt und wurde von ihm in die Rue Blondel beſtellt. Delobelle, der erſte, der abends in der Brauerei erſchien, ſetzte ſich an den ehemaligen Stammtiſch, beſtellte einen Krug Bier mit zwei Gläſern und wartete. Er wartete lange, das Auge in zitternder Ungeduld der Thüre zugewendet — Risler kam nicht. So oft jemand eintrat, fuhr der Schauſpieler in die Höhe; er hatte ſeine Papiere auf den Tiſch gelegt, und ſah ſie immer aufs neue durch, wobei er allerlei Gebärden machte und Kopf und Lippen bewegte.

Das Unternehmen war einzig in ſeiner Art — ein glänzendes Geſchäft. Schon ſah er ſich auf der Bühne — denn das war die Hauptſache — ſah ſich auf ſeinem eignen Theater in Rollen auftreten, die eigens für ihn geſchrieben,

ſeinem Talente angepaßt waren und alle Effekte in ſich vereinigten . . .

Plötzlich öffnete ſich die Thür und inmitten des Pfeifenqualms erſchien Monſieur Chèbe. Dies Zuſammentreffen war dem einen ebenſo unangenehm wie dem andern, denn auch Chèbe wünſchte ſeinen Schwiegerſohn in einer wichtigen Angelegenheit zu ſprechen, hatte ihm das geſchrieben, ihn aufgefordert, nach der Brauerei zu kommen, und hinzugefügt, es handle ſich um eine Ehrenſache, über die ſie ſich unter vier Augen, Mann gegen Mann ausſprechen müßten.

Dieſe ſogenannte Ehrenſache war übrigens weiter nichts, als daß Monſieur Chèbe ſein Häuschen in Montrouge gekündigt und ſtatt deſſen in der Rue du Mail, alſo in einem der beſten Geſchäftsviertel von Paris, einen Laden nebſt Halbetage gemietet hatte. — Einen Laden? — Mein Gott, ja! und nun war er in einiger Sorge wegen dieſes dummen Streiches, beſonders in Unruhe, wie ſich ſeine Tochter dazu ſtellen würde. Der Laden war bedeutend teurer als das Haus in Montrouge und bedurfte überdies bedeutender Reparaturen. Darum wünſchte Chèbe, der ſeinen Schwiegerſohn kannte, zuerſt mit ihm zu ſprechen; er gab ſich der Hoffnung hin, ihn für die Sache gewinnen, ihm die Verantwortlichkeit für ſeinen häuslichen Staatsſtreich zuſchieben zu können — aber an Rislers Stelle fand er Delobelle.

Verdrießlich, mit dem böſen Blicke zweier Hunde, die an einem Futternapfe zuſammentreffen, ſahen ſie ſich an. Jeder begriff, wen der andre hier zu finden wünſchte, und ſie verſuchten auch nicht, ſich darüber zu täuſchen.

„Iſt mein Schwiegerſohn nicht hier?“ fragte Chèbe, indem er die auf dem Tiſche liegenden Papiere mit einem Seitenblick ſtreifte und die Worte mein Schwiegerſohn gleichſam unterſtrich, um anzudeuten, daß Risler nur ihm, keinem andern gehöre.

„Ich erwarte ihn,“ antwortete Delobelle, ſchob ſeine Schriftſtücke zuſammen und fügte mit wichtiger, geheimnis-

voller Miene in ſeiner theatraliſchen Weiſe hinzu: „Es handelt ſich um eine Sache von höchſter Bedeutung.“

„Mir geht es ebenſo!“ verſicherte Monſieur Chèbe und ſeine drei Haare ſträubten ſich, wie die Stacheln eines Igels. Dann ſetzte er ſich neben Delobelle, beſtellte wie dieſer einen Krug Bier mit zwei Gläſern, ſteckte die Hände in die Taſchen und lehnte ſich mit dem Rücken an die Wand, um in dieſer geſpreizten Stellung ebenfalls zu warten. Die beiden leeren Gläſer, die nebeneinander ſtehend für denſelben nicht Anweſenden beſtimmt waren, ſchienen ſich drohend anzuſehen.

Risler kam noch immer nicht.

Die beiden ſtummen Trinker wurden ungeduldig, rückten auf dem Diwan hin und her, und jeder hoffte, daß der andre des Wartens müde werden ſollte.

Endlich kam ihre üble Laune zum Ausbruch und es verſtand ſich von ſelbſt, daß ihr der arme Risler zum Opfer fiel.

„Wie unſchicklich, einen Mann meines Alters ſo lange warten zu laſſen!“ begann der kleine Chèbe, der ſein hohes Alter nur bei ſolchen Gelegenheiten geltend zu machen pflegte.

„Es ſieht wirklich aus, als ob man uns zum beſten haben wollte,“ erwiderte Delobelle.

„Wer weiß ... Monſieur hat vielleicht Tiſchgäſte!“ meinte der andre.

„Und was für Gäſte!“ fiel der berühmte Delobelle, in deſſen Seele peinliche Empfindungen erwachten, verächtlich ein.

„Soviel iſt gewiß ...“ begann Monſieur Chèbe aufs neue und damit rückten ſie zuſammen und begannen vertraulich zu plaudern. Beide hatten gegen Risler und Sidonie allerlei auf dem Herzen, das ſprachen ſie jetzt aus. Dieſer Risler war, trotz ſeines gutmütigen Weſens, im Grunde doch nur ein Egoiſt, ein Emporkömmling; ſie ſpotteten über ſeine Ausſprache, ſeine Haltung, ahmten einige ſeiner Angewohnheiten nach, kamen endlich auf ſeinen Eheſtand und flüſterten ſich in gedämpftem Tone allerlei lächerliche Geſchichtchen über ihn zu. Sie waren wieder die beſten Freunde.

Monſieur Chèbe ging weit in ſeinen Bemerkungen.

„Er mag ſich nur in acht nehmen! Es iſt die größte Thorheit, daß er die Tochter in ſolcher Weiſe von den Eltern fernhält. Paſſiert ihm etwas, ſo darf er uns keine Vorwürfe machen. Wenn eine Tochter nicht mehr das Beiſpiel der Eltern vor Augen hat ... Sie verſtehen mich.“

„Gewiß ... gewiß!“ antwortete Delobelle. „Um ſo mehr, da Sidonie ſehr kokett geworden iſt. — Aber was wollen Sie, ihm geſchieht nur, was er verdient hat ... wie durfte ein Mann in ſeinem Alter ... ſtill! da iſt er ...“

Risler war eingetreten und kam, rechts und links Hände ſchüttelnd, auf ſie zu.

Die drei Freunde begrüßten ſich mit einer gewiſſen Verlegenheit. Risler entſchuldigte ſich ſo gut er konnte. Er hatte ſich zu Hauſe verſpätet. Sidonie hatte Geſellſchaft; — Delobelle ſtieß Chèbe mit dem Fuße unter dem Tiſche an, und während er ſprach, ſah er unbehaglich auf die beiden leeren Gläſer, die für ihn bereit ſtanden, und wußte nicht, vor welches er ſich ſetzen ſollte.

Delobelle war großmütig.

„Sie haben miteinander zu reden, meine Herren; bitte genieren Sie ſich nicht!“ Und indem er Risler zublinzelte, fügte er flüſternd hinzu: „Ich habe die Papiere mitgebracht.“

„Die Papiere?“ fragte der andre erſtaunt.

„Die Koſtenanſchläge!“ flüſterte der Schauſpieler, dann drückte er ſich mit auffallend zur Schau getragener Diskretion in eine Ecke, ſtützte den Kopf in die Hände, mit denen er ſich gleichzeitig die Ohren zuhielt, und vertiefte ſich in ſeine Papiere.

Die beiden andern begannen zu plaudern, erſt leiſe, dann lauter, denn Monſieur Chèbes ſcharfe, kreiſchende Stimme ließ ſich nicht lange mäßigen. Er war, zum Teufel auch, noch nicht alt genug, ſich ins Grab zu legen! In Montrouge hätte er freilich vor Langeweile ſterben müſſen. Nein, die Rue du Mail oder du Sentier, der rege Geſchäftsverkehr jener Stadtviertel, das war, was er brauchte.

„Gut ... aber was ſoll der Laden?“ wagte Risler ſchüchtern einzuwerfen.

„Der Laden? was der Laden ſoll?“ wiederholte Monſieur Chèbe, rot wie ein Oſterei, in den höchſten Tönen ſeiner Stimmlage, „den Laden, Herr Risler, brauche ich, weil ich Kaufmann bin ... und nicht allein Kaufmann, ſondern einer Kaufmannsfamilie entſproſſen ... Oh! was Sie ſagen wollen, weiß ich ſchon, weiß es ganz genau! ... Ich habe augenblicklich kein Geſchäft ... aber wer iſt daran ſchuld? ... Wenn die Leute, die mich in Montrouge, in der Nähe der Irrenanſtalt von Bicêtre eingeſperrt haben, ſo vernünftig geweſen wären, mir das nötige Kapital zur Begründung eines Geſchäftes vorzuſtrecken ...“ Hier gelang es Risler, ihn zum Schweigen zu bringen, und fortan wurden nur noch abgeriſſene Sätze ihrer Unterhaltung hörbar: „Bequemeren Laden ... hohe Decke ... leichteres Atmen ... Zukunftspläne ... rieſiges Unternehmen ... ſeiner Zeit weitere Aufſchlüſſe geben ... gar viele werden ſich wundern ...“ Während Delobelle dieſe abgeriſſenen Sätze auffing, ſchien er ſich mehr und mehr in ſeine Schriftſtücke zu vertiefen und zeigte den runden Rücken eines Mannes, der durchaus nichts hören will. Risler, der ſich in großer Verlegenheit befand, trank — um äußerlich ſeine Haltung zu bewahren — hin und wieder einen Schluck Bier. Endlich, als ſich Monſieur Chèbe, aus triftigen Gründen, beruhigt hatte, wendete ſich ſein Schwiegerſohn mit freundlichem Lächeln zu dem berühmten Delobelle; dieſer warf ihm jedoch einen kalten, ſtrengen Blick zu, der zu fragen ſchien: „Soll ich ewig warten?“

„Großer Gott ... er hat recht!“ dachte der arme Risler, wechſelte Stuhl und Glas und ſetzte ſich dem Schauſpieler gegenüber. Aber Monſieur Chèbe beſaß nicht Delobelles Lebensart; anſtatt beſcheiden beiſeite zu rücken, ſchob er ſein Bier näher heran, drängte ſich zwiſchen die beiden, und der große Mann, der in ſeiner Gegenwart nicht ſprechen wollte, ſteckte zum zweitenmale ſeine Papiere in die Taſche,

indem er zu Risler gewendet sagte: „Wir wollen später darauf zurückkommen.“

Es wurde sehr spät, ehe das geschah, denn Monsieur Chèbe hatte sich selbst gesagt: „Mein Schwiegersohn ist so gutmütig ... wenn ich ihn mit diesem Glücksjäger allein lasse, kann niemand wissen, was der ihm abschwatzt.“

So blieb er denn, um Risler zu beaufsichtigen. Der Schauspieler war wütend; die Besprechung auf einen andern Tag verschieben? ... unmöglich! Risler hatte eben erzählt, daß er am folgenden Morgen auf vier Wochen nach Savigny gehe.

„Auf vier Wochen nach Savigny?“ fragte der kleine Chèbe empört; er fürchtete, daß ihm sein Schwiegersohn entschlüpfen könnte. „Was wird dann aus den Geschäften?“

„Ich komme täglich mit Georges in die Stadt ... Herr Gardinois verlangt danach, seine kleine Sidonie wiederzusehen.“

Monsieur Chèbe schüttelte den Kopf; er fand das höchst unvorsichtig. Geschäft ist nun einmal Geschäft ... Man muß immer da sein ... darf seinen Posten unter keiner Bedingung verlassen! ... Wie leicht könnte nachts in der Fabrik Feuer ausbrechen. Mit weiser Miene bemerkte er denn auch: „Das Auge des Herrn, mein Bester, das Auge des Herrn!“ während der Schauspieler, dem diese Abwesenheit ebenfalls unbequem war, seine großen Augen rollen ließ und ihnen einen herrschgewaltigen Ausdruck gab — den Ausdruck, der „das Auge des Herrn“ bezeichnet.

Endlich, gegen Mitternacht, wurde der tyrannische Schwiegervater durch den letzten Omnibus nach Montrouge entführt und Delobelle konnte sprechen.

„Hier ist vor allen Dingen der Prospekt,“ sagte er, um nicht gleich mit der Geldfrage beginnen zu müssen, und die Lorgnette auf der Nase, las er, als ob er auf der Bühne stände, in hochpathetischem Tone: „Wenn wir mit kaltem Blute den Grad des Verfalls betrachten, bis zu welchem in Frankreich die dramatische Kunst herabgesunken ist, wenn wir die Entfernung bemessen, durch welche das Theater Molières

von ..." ſo ging das weiter mehrere Seiten lang. Risler hörte eifrig rauchend zu und wagte nicht, ſich zu regen, denn alle Augenblicke warf ihm der Vorleſende über die Brillengläſer einen Blick zu, um ſich von dem Eindruck ſeiner Worte zu überzeugen. Unglücklicherweiſe wurde, als er noch mitten im Leſen war, das Lokal geſchloſſen. Man löſchte die Lampen aus — die letzten Gäſte mußten gehen. Aber die Koſtenanſchläge? Die Freunde beſchloſſen, ſie unterwegs vorzunehmen. Unter jeder Laterne ſtanden ſie ſtill, und der Schauſpieler ließ ſeine Ziffern aufmarſchieren: ſo und ſo viel für das Haus, ſo viel für Beleuchtung, ſo viel für Armenſteuer, ſo viel für Gagen. Zu dieſem Poſten gab er einen Kommentar.

„Das beſte bei der Geſchichte iſt, daß wir keinen erſten Heldenſpieler zu bezahlen haben," ſagte er. „Die Heldenrollen übernimmt Bibi ... (wenn Delobelle von ſich ſelbſt ſprach, pflegte er ſich ſo zu nennen). Ein erſter Heldenſpieler wird mit zwanzigtauſend Franken bezahlt. Da wir ſie nicht zu zahlen haben werden, iſt's, als ob Sie zwanzigtauſend Franken in die Taſche ſteckten ... habe ich nicht recht? . . was meinen Sie?"

Risler gab keine Antwort und ſah halb zerſtreut, halb verlegen aus, als ob er in Gedanken mit andern Dingen beſchäftigt wäre. Delobelle, der mit ſeinen Berechnungen zu Ende gekommen war und mit Schrecken bemerkte, daß ſie der Ecke der Rue des Vieilles Haudriettes immer näher kamen, ermannte ſich endlich zu der unumwundenen Frage: ob Risler das Geſchäft machen wolle, oder nicht?

„Kurz geſagt, nein!" antwortete Risler, von einem Heldenmut beſeelt, den ihm teils die Nähe der Fabrik einflößte, teils der Gedanke, daß ſein häusliches Glück auf dem Spiele ſtehe. Delobelle erſtarrte; er war der Ueberzeugung geweſen, daß alles ſo gut wie abgemacht ſei, und ſah nun, mit den Papieren in der Hand, tief erſchüttert, ſeinen Gefährten mit großen Augen an.

„Nein," wiederholte Risler; „ich kann auf Ihren Vorschlag nicht eingehen ... das Warum will ich Ihnen erklären."

Langsam, mit seiner gewöhnlichen Schwerfälligkeit setzte der wackere Mann seinem Zuhörer auseinander, daß er nicht reich sei und — obwohl er Associé eines großen Handelshauses geworden — kein verfügbares Kapital besitze. Georges und er bezogen monatlich eine gewisse Summe aus der Kasse des Hauses, und wenn zum Jahresschluß Inventur gemacht wurde, teilten sie den Gewinn. Was sich Risler bisher erspart gehabt, war durch die Einrichtung seines Hausstandes verschlungen; Inventur fand erst in vier Monaten statt; woher also die dreißigtausend Franken nehmen, die beim Ankauf des Theaters, zur ersten Anzahlung augenblicklich da sein mußten? Ueberdies konnte das Unternehmen fehlschlagen.

„Unmöglich! ... dafür steht Bibi gut!" ... Bei diesen Worten richtete sich der arme Bibi hoch auf; aber Risler blieb fest und alle Beweisgründe, alles Zureden Bibis stieß auf denselben abweisenden Bescheid: „Vielleicht später ... in zwei oder drei Jahren."

Der Schauspieler kämpfte lange, verteidigte sein Terrain Schritt für Schritt. Er wollte neue Kostenanschläge machen ... das Unternehmen ließ sich wohl auch billiger in Gang bringen.

„Es wäre immer noch zu teuer für mich," fiel Risler ein. „Auch mein Name gehört mir nicht mehr ... er ist ein Teil der Firma geworden und ich habe nicht das Recht, ihn zu verpfänden ... Bedenken Sie, wenn ich Bankerott machte!" — Seine Stimme zitterte, als er das Wort „Bankerott" aussprach.

„Es würde ja alles unter meinem Namen gehen," erwiderte Delobelle, der sich durch keinerlei Ahnungen beirren ließ. Er versuchte alles mögliche; rief die heiligen Interessen der Kunst zu Hilfe und ging selbst so weit, von hübschen, kleinen Schauspielerinnen zu sprechen, deren verheißungsvolle Blicke ...

Mit lautem Auflachen fiel ihm Risler ins Wort: „Oho, Spaßvogel, der Sie sind! ... mit solchen Dingen dürfen Sie mir nicht kommen. Vergessen Sie nicht, daß wir beide verheiratet sind, daß es sehr spät ist und daß unsre Frauen auf uns warten. Und nun keine Feindschaft ... nicht wahr? ... ich habe Ihren Vorschlag durchaus nicht zurückgewiesen, das lassen Sie sich gesagt sein. Wenn unsre Inventur gemacht ist, kommen Sie wieder, dann sprechen wir weiter über die Angelegenheit ... Aha, eben löscht Vater Achilles das Gas aus ... ich muß mich beeilen, daß ich ins Haus komme. Gute Nacht!"

Es war über ein Uhr morgens, als der Schauspieler heimkam. Wie gewöhnlich erwarteten ihn auch heute Frau und Tochter bei der Arbeit, aber es lag eine fieberhafte Aufregung in ihrem Wesen, die ihnen sonst nicht eigen war. Die große Schere, mit welcher Mutter Delobelle den Draht zu durchschneiden pflegte, geriet jeden Augenblick in ein seltsames Zittern, und die Schnelligkeit, mit der sich die zarten Finger Désirées beim Zusammenstellen eines Kopfputzes bewegten, war geradezu Schwindel erregend. Selbst die langen Federn der Kolibris, die vor ihr auf dem Tische lagen, schienen glänzender, farbenprächtiger zu sein, als sonst ... eine mächtige Zauberin, Hoffnung genannt, war diesen Abend flüchtig dagewesen, hatte sich nicht gescheut, die fünf dunkeln Treppen hinaufzusteigen und hatte die Thür der kleinen Wohnung halb geöffnet, um einen strahlenden Blick hineinzuwerfen. Wie mancherlei Täuschungen das Leben gebracht haben mag, dieser Zauberglanz blendet uns immer aufs neue.

„Ach! wenn es dem Vater doch gelänge!" sagte Madame Delobelle von Zeit zu Zeit, als wollte sie eine Uebermacht glückseliger Gedanken, denen sie sich träumend überlassen hatte, in wenige Worte zusammenfassen.

„Es wird ihm gelingen, verlaß dich darauf! Monsieur Risler ist so gut ... ich möchte für ihn einstehen, und auch Sidonie hat uns lieb, obwohl sie uns seit ihrer Heirat etwas

vernachläſſigt. Aber man muß auf die Verhältniſſe Rückſicht nehmen ... überdies werde ich nie vergeſſen, was ſie für mich gethan hat."

Bei der Erinnerung an das, was Sidonie für ſie gethan, arbeitete die kleine Lahme noch fieberhafter als bisher. Wie elektriſiert bewegten ſich ihre Finger, als ſtrebten ſie, etwas Flüchtiges, Unfaßbares zu halten, das Glück zum Beiſpiel oder die Liebe eines Menſchen, der keine Gegenliebe fühlt.

„Was hat ſie denn für dich gethan?" hätte die Mutter fragen müſſen, aber was die Tochter ſagte, war ihr im Augenblick ziemlich gleichgültig. Sie dachte nur an ihren großen Mann. „Denke nur, Kind, wie ſchön es wäre, wenn der Vater ein eignes Theater bekäme und wieder ſpielen könnte, wie in früheren Zeiten! Du kannſt dich nicht daran erinnern ... du warſt damals noch zu klein. Aber wenn du wüßteſt, welchen Beifall er hatte ... wie er herausgerufen wurde ... In Alençon hat er eines Abends von den Theaterabonnenten einen goldnen Kranz bekommen ... Er war aber auch herrlich zu jener Zeit ... und ſo heiter, ſo lebensfroh. Wer ihn jetzt wieder ſieht, wird ihn kaum erkennen, ſo ſehr hat das Unglück den Aermſten verändert ... Und doch, ich bin feſt überzeugt, daß er nur ein bißchen Erfolg zu haben brauchte, um wieder jung und fröhlich zu werden, Außerdem kann man mit einer Theaterdirektion viel Geld verdienen; der Direktor in Nantes hatte Equipage ... denke 'mal, wenn wir Equipage hätten ... Nein! denke nur ... Wie gut wäre das auch für dich ... du könnteſt ins Freie, könnteſt deinen Lehnſtuhl verlaſſen ... der Vater brächte uns aufs Land ... du ſäheſt Waſſer und Bäume, nach denen du ſo große Sehnſucht haſt ..."

„Ach ja, Bäume!" ſagte die arme kleine Gefangene mit leiſem Beben vor ſich hin.

In dieſem Augenblick wurde unten die Hausthür heftig zugeſchlagen und der gleichmäßige Schritt Monſieur Delobelles ertönte im Flur und auf den Treppen. Ein Augen-

blick ſtummer, atemloſer Spannung ... Mutter und Tochter wagten nicht, ſich anzuſehen, und die große Schere der Mama Delobelle zitterte ſo ſtark, daß ſie den Meſſingdraht an der falſchen Stelle abſchnitt.

Es war ein harter Schlag, der den armen Mann getroffen hatte, und während er in nächtlicher Stille die fünf Treppen hinaufſtieg, ſtand ihm ſein ganzes Elend vor Augen: ſeine zerſtörten Hoffnungen, das Demütigende der Abweiſung, der Spott ſeiner Kameraden, die Rechnung im Kaffeehauſe, wo er während der ganzen Zeit ſeiner Direktion auf Borg gefrühſtückt hatte, und die nun zu bezahlen war. Sein Herz blutete ... aber die Komödiantennatur war ſo mächtig in ihm, daß er auch dieſem wahren Schmerze die konventionelle, tragiſche Maske gab.

Sobald er die Schwelle überſchritten hatte, blieb er ſtehen und warf einen langen, verzweiflungsvollen Blick auf den Arbeitstiſch, ſein kleines Abendeſſen, das in der Ecke für ihn bereit ſtand, und die beiden lieben, angſtvollen Geſichter, die mit glänzenden Augen zu ihm aufſahen. Eine volle Minute lang ſprach der Schauſpieler nicht ein Wort — was eine minutenlange Pauſe auf der Bühne ſagen will, wiſſen wir alle — dann trat er drei Schritte vor, ſank auf einen niedrigen Stuhl neben dem Arbeitstiſche und ſtöhnte: „Ich bin verdammt!“ und ſchlug dabei ſo gewaltig mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Vögel und Käfer für Modewaren in alle vier Stubenecken flogen. Erſchreckt ſprang ſeine Frau vom Stuhle, um ängſtlich an ſeine Seite zu treten, während Déſirée mit einem Ausdruck der Angſt, die ihre Züge entſtellte, in ihrem Seſſel emporfuhr.

Der Schauſpieler fiel in ſich zuſammen, ließ die Arme ſchlaff herabhängen, ſenkte den Kopf auf die Bruſt und erging ſich in einem aus abgeriſſenen Ausrufungen beſtehenden Monologe, der, von Seufzern und theatraliſchem Aufſchluchzen unterbrochen, eine Reihenfolge leidenſchaftlicher Verwünſchungen gegen das grauſame, egoiſtiſche Bürgertum ent-

hielt, dem der Künſtler ſein Fleiſch und ſein Blut zur Speiſe dahingibt.

Sein ganzes Bühnenleben ließ er an ſich vorüberziehen: ſeine erſten Triumphe, den goldnen Kranz der Abonnenten in Alençon; ſeine Verheiratung mit „dieſer Heiligen“. Dabei zeigte er auf die arme Frau, die in Thränen aufgelöſt, mit zitternden Lippen neben ihm ſtand und jedes Wort des Gatten mit greiſenhaftem Kopfnicken begleitete.

Auch wer bis dahin nichts von der Lebensgeſchichte des berühmten Delobelle gewußt hätte, wäre nach dieſem Monologe im ſtande geweſen, ſeine Laufbahn in allen Einzelheiten nachzuerzählen. Er gedachte ſeiner Ankunft in Paris, ſeiner Enttäuſchungen, ſeiner Entbehrungen. Leider verriet der Vergleich ſeines dicken, blühenden Geſichts mit dem hagern, angegriffenen Geſicht ſeiner Frau und Tochter, daß nicht er die Entbehrungen getragen hatte. Aber darauf kam es dem Schauſpieler nicht an; er fuhr fort, ſich in hochtönenden Worten zu berauſchen.

„Oh!“ rief er aus, „ſo lange gekämpft zu haben ... zehn, fünfzehn Jahre lang ... während dieſe treuen Weſen mir zur Seite geſtanden, für mein tägliches Brot gearbeitet haben.“

„Papa, lieber Papa, ſprich nicht ſo!“ bat Déſirée mit gefalteten Händen.

„Ja, ja für mein tägliches Brot gearbeitet haben ... ich ſchäme mich deſſen nicht; denn um der Kunſt, um der heiligen Kunſt willen habe ich alle dieſe Opfer angenommen. Damit iſt es nun vorbei ... ich bin zu tief verwundet ... ich gebe es auf!“

„Was ſagſt du!“ rief Mutter Delobelle, indem ſie auf ihn zuſtürzte.

„Laß mich, ich bitte dich! ... Meine Kraft iſt erſchöpft ... den Künſtler in mir haben ſie getötet ... es iſt vorbei ... ich entſage der Bühne.“

Es war rührend zu ſehen, wie ihn Frau und Tochter mit den Armen umfaßten, ihn anflehten, weiter zu kämpfen,

ihn zu überzeugen ſuchten, daß er nicht das Recht habe, ſeine Künſtlerlaufbahn aufzugeben.

Eine Weile widerſtand Delobelle, dann ergab er ſich und verſprach, ihnen zuliebe noch eine Weile auszuharren; aber es hatte der inſtändigſten Bitten, der zärtlichſten Liebkoſungen bedurft, um ihn ſo weit zu bringen.

Eine Viertelſtunde ſpäter ſaß der große Mann, erſchöpft von ſeinem Monologe, erleichtert durch den Ausbruch ſeiner Verzweiflung, am Ende des Tiſches und verzehrte mit gutem Appetit ſein Abendeſſen. Die einzige Nachwirkung der letzten Stunden war jene leichte Abſpannung, die nach der Darſtellung einer großen, leidenſchaftlichen Rolle zurückzubleiben pflegt.

Aber der Schauſpieler, der eben ein volles Haus gerührt und auf der Bühne wirklich Thränen vergoſſen hat, vergißt ſeine Rolle, ſobald die Vorſtellung aus iſt, läßt ſeine Erregung wie Koſtüm und Perücke in der Garderobe zurück, während die Zuſchauer einen nachhaltigen Eindruck mitnehmen, mit rotgeweinten Augen und beklemmtem Herzen nach Hauſe gehen und von den aufgeregten Nerven noch lange wachgehalten werden.

Auch die kleine Déſirée und Mama Delobelle konnten dieſe Nacht nur wenig ſchlafen.

Neuntes Kapitel.

In Savigny.

Ein großes Unglück war der vierwöchentliche Aufenthalt der Familien Fromont und Risler in Savigny.

Nach zwei Jahren trafen Georges und Sidonie in der früheren Umgebung zuſammen — einem Beſitztum, das zu alt war, um ſich nicht gleich zu bleiben, und das mit ſeinem unveränderten Geſtein, ſeinen Teichen und Bäumen alles Flüchtigen, Vergänglichen zu ſpotten ſchien. Sie hätten edlere

Naturen, feſtere Charaktere ſein müſſen, um dieſem Wiederſehen nicht zu erliegen.

Claire Fromont war nie ſo glücklich geweſen, wie jetzt, hatte Savigny nie ſo ſchön gefunden. Welche Luſt, ihres Kindes Schritte auf den Raſenplätzen zu leiten, die ſie ſelbſt als kleines Mädchen ſo oft betreten hatte; ſich als junge Mutter in den Schatten der Bäume zu ſetzen, unter denen ſie — von ihrer Mutter behütet — einſt geſpielt, oder am Arme des Gatten alle die Winkelchen wieder aufzuſuchen, die der Schauplatz ihrer Kindheitsfreuden geweſen waren. Eine ſtille Befriedigung erfüllte ihre Seele; ſie genoß das volle Glück eines ruhigen Daſeins, das in ſtillem Behagen verfließt, und den ganzen Tag leuchteten ihre langen Morgenkleider zwiſchen dem Buſchwerk auf, während ſie langſam den kleinen Schritten des Kindes folgte, ſeine Freudenlaute zu verſtehen, ſeine Wünſche zu erfüllen ſuchte.

Sidonie ſchloß ſich dieſen mütterlichen Spaziergängen nur ſelten an. Sie gab vor, daß der Kinderlärm ſie ermüde, und ſtimmte darin mit dem alten Gardinois überein, der jeden Anlaß, ſeiner Enkelin weh zu thun, mit Freuden ergriff. Am beſten hoffte er dies Ziel zu erreichen, indem er ſich ausſchließlich mit Sidonie beſchäftigte und ſie noch mehr feierte, als bei ihrem erſten Beſuch. Die Equipagen, die ſeit zwei Jahren in der Remiſe ſtanden und wöchentlich nur einmal abgeſtaubt wurden, um die ſeidenen Polſter von Spinnweben zu befreien, wurden ihr zur Verfügung geſtellt. Dreimal täglich wurde angeſpannt, das eiſerne Gitterthor war in unaufhörlicher Bewegung und das ganze Hausweſen geriet in einen lebhafteren Schritt. Der Gärtner pflegte ſeine Blumen ſorgfältiger als bisher, weil Madame Risler ſich die ſchönſten auswählte, um ſie zum Diner ins Haar zu ſtecken. Beſuche kamen; Gouters und Landpartieen wurden veranſtaltet, bei denen zwar Madame Fromont junior den Vorſitz führte, deren Seele und Mittelpunkt jedoch die heitere Sidonie war. Hin und wieder machte ihr Claire

auch vollständig Platz, denn die Stunden, in denen die Kleine schlief oder ins Freie geführt wurde, durften durch kein Vergnügen beeinträchtigt werden. Bei solchen Gelegenheiten zog sich die junge Mutter jedesmal zurück, und häufig kam es vor, daß sie abends, wenn die beiden Associés von Paris erwartet wurden, nicht im stande war, mit nach dem Bahnhofe zu fahren.

„Bitte, entschuldige mich," sagte sie dann und begab sich in ihr Zimmer.

Sidonie war hocherfreut darüber; elegant, in träger Haltung schmiegte sie sich in die Kissen, ließ die Pferde dahinjagen, ohne ihren rasenden Galopp zu beachten, ohne zu denken.

Der frische Windhauch, der durch ihren Schleier drang, war die einzige Lebensempfindung, deren sie sich bewußt wurde. Hin und wieder nur weckte ein Wirtshaus am Wege, oder der Anblick schlecht gekleideter Kinder, die im Grase neben der Landstraße hingingen, eine unklare Erinnerung an ehemalige Sonntagsspaziergänge mit Risler und den Eltern, und der leise Schauder, der sie dabei durchrieselte, ließ sie noch inniger das Behagen der Gegenwart empfinden, die Freude an den frischen, weichen Stoffen, die sie umhüllten, an dem sanften Schaukeln des Wagens, das sie in glückselige Zuversicht einwiegte.

Am Bahnhofe warteten noch andre Equipagen. Sidonie erregte Aufmerksamkeit; zwei oder dreimal hörte sie in ihrer Nähe flüstern: „Das ist die junge Madame Fromont," und der Irrtum war begreiflich, wenn man die drei vom Bahnhofe heimfahren sah. Sidonie lachend und plaudernd neben Georges, im Fond des Wagens; Risler ihnen gegenüber, etwas bedrückt von der Pracht der Equipage, die großen Hände flach auf die Kniee gelegt und still vor sich hinlächelnd. Das Bewußtsein, für Madame Fromont gehalten zu werden, schmeichelte Sidoniens Eitelkeit und von Tag zu Tag fühlte sie sich wohler darin. Nach der Ankunft im Schlosse trennten sich die beiden Paare bis zur Tischzeit;

aber an der Seite ſeiner Frau, die ſtill den Schlaf des Kindes überwachte, beſchäftigte ſich Georges, unbefriedigt von dem ſtillen Behagen ſeiner Häuslichkeit, immer wieder mit der glänzenden Sidonie, deren Stimme in ſchmetternden Rouladen aus den Heckenwegen des Gartens heraufſchallte.

Indes ſein ganzes Schloß ſich nach den Launen einer jungen Frau umgeſtaltete, lebte der alte Gardinois in der bisherigen Weiſe, gelangweilt, unthätig, trotz ſeines Reichtums freudlos dahin. Das einzige, was ihm ein gewiſſes Vergnügen machte, war das Herumſpionieren. Das Thun und Laſſen der Dienſtboten, die Unterhaltungen in der Küche, ſoweit ſie ihn ſelbſt betrafen, der Korb mit Obſt und Gemüſe, den der Gärtner jeden Morgen zu liefern hatte, wurden ſorgfältig von ihm überwacht und nichts machte ihm ſo viel Freude, als wenn er jemand eines Fehltritts zu überführen vermochte. Es beſchäftigte ihn, gab ihm ein Gefühl von Wichtigkeit und gewährte ihm den Genuß, bei Tiſche ſeinen ſchweigenden Gäſten von der Unthat erzählen zu können, die Liſt zu ſchildern, die er bei der Entdeckung angewendet, die beſtürzte Miene des Schuldigen, ſeine Angſt und ſeine Bitten um Verzeihung.

Bei der Ueberwachung ſeiner Leute pflegte ſich der gute Mann beſonders einer ſteinernen Bank zu bedienen, die hinter einer ungeheuren Paulownia verſteckt lag. Hier ſaß er, ohne zu leſen oder zu denken, und beobachtete die Ein- und Ausgehenden. Für die Nachtzeit hatte er etwas andres ausgeſonnen: in die Decke der großen Vorhalle, zu der eine mit Blumen beſetzte Freitreppe führte, hatte er eine Oeffnung machen laſſen und ſie mit einem Schallrohr verſehen, das in ſein darüberliegendes Schlafzimmer mündete. Auf dieſe Weiſe hoffte er alles zu hören, was unten vorging, und ſelbſt die Geſpräche der Dienſtleute belauſchen zu können, wenn ſie abends auf der Freitreppe Luft ſchöpften.

Unglücklicherweiſe wurden jedoch alle Töne durch das Inſtrument verſtärkt, verlängert und durcheinander gemiſcht.

Legte Gardinois das Ohr an ſein Schallrohr, ſo hörte er den regelmäßigen Pendelſchlag einer großen Wanduhr, das Geſchrei des Papageis, der unten im Hauſe auf ſeiner Stange ſaß oder das Gluckſen irgend eines futterſuchenden Huhnes. Die menſchlichen Stimmen aber drangen nur als undeutliches Summen, wie das Murmeln einer Volksmenge an ſein Ohr; einzelnes darin zu unterſcheiden war unmöglich. So hatte er denn eine vergebliche Ausgabe gemacht und verbarg ſein wunderbares Schallrohr in den Falten ſeiner Bettvorhänge.

In einer ſtillen Sommernacht wurde der alte Mann, der eben eingeſchlafen war, durch das Knarren einer Thür wieder aufgeſchreckt. Um dieſe Stunde war das etwas Ungewöhnliches. Das ganze Haus lag in tiefem Schlafe; nur das Hin- und Hergehen der Wachthunde auf dem Kies der Gartenwege war zu hören, oder ihr plötzliches Stehenbleiben am Fuße eines Baumes, auf dem ein Käuzchen ſchrie. Welch gute Gelegenheit zur Verwertung des Schallrohres! Als Gardinois ſein Ohr daran legte, überzeugte er ſich, daß er ſich nicht getäuſcht hatte: das Geräuſch im Hauſe dauerte fort. Jetzt wurde eine Thüre geöffnet, dann eine andre. Der Riegel der Freitreppenthür wich nach einiger Anſtrengung, aber weder Pyramus noch Thisbe, nicht einmal Kiß, der böſe Neufundländer, rührten ſich. Leiſe ſtand Gardinois auf, um die ſeltſamen Diebe zu belauſchen, die das Haus verließen, ſtatt hereinzukommen, und was er durch die Latten ſeiner Jalouſieen erſpähte, war folgendes:

Ein großer, ſchlanker Mann, deſſen Wuchs und Haltung an Georges erinnerten, führte eine mit Spitzen verhüllte Dame am Arm. Auf der Bank unter der Paulownia, die in voller Blüte ſtand, machten ſie Halt.

Es war eine köſtliche, ſilberhelle Nacht. Der Mond, der ſich eben über die Wipfel der Bäume erhob, ſtreute tauſend Lichtfunken durch das dichte Laub. Die weißbeſchienenen Terraſſen, auf denen die zottigen Hunde umherliefen

und Nachtſchmetterlingen nachſpürten, die tiefen, glatten, weitgedehnten Gewäſſer, alles ſchimmerte in ſtummem, ruhigem Glanze, wie in einem Silberſpiegel und am Rande der Raſenplätze leuchteten hier und da Glühwürmchen auf.

Einen Augenblick blieben die nächtlichen Wanderer im Schatten der Paulownia, wie verſchlungen von der Dunkelheit, die der helle Mondſchein umgrenzte. Plötzlich traten ſie in das volle Licht heraus, gingen dicht aneinander geſchmiegt über die Terraſſe und verſchwanden zwiſchen den Heckenwänden.

„Dacht' ich's doch!" ſagte der alte Gardinois zu ſich ſelbſt, als er ſie erkannte. Und was brauchte er ſie noch zu erkennen? Hatte ihm nicht ſchon das Schweigen der Hunde und der Anblick des ſchlafenden Hauſes geſagt, welches Verbrechen frech, ſtraflos, ungeahnt allnächtlich durch die Wege ſeines Parkes ſchlich? — Aber das war ihm gleichgültig, der alte Bauer freute ſich ſogar über ſeine Entdeckung, ging, ohne Licht anzuzünden, ſtill vor ſich hinlachend, in ſein Bett zurück und in dem kleinen Gewehrzimmer, das er — in der Erwartung, mit Dieben zu thun zu haben — zum Beobachtungspoſten gewählt hatte, fiel das Mondlicht nur noch auf die Gewehrläufe an den Wänden und die Kaſten mit den Patronen aller Nummern.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die beiden hatten in der alten Umgebung ihr Lieben wiedergefunden; das letzte Jahr mit ſeinem Zögern, Sträuben und kraftloſen Widerſtreben ſchien nur eine Vorbereitung auf dieſe Wiedervereinigung geweſen zu ſein, und nachdem das Unrecht einmal begangen war, wunderten ſie ſich nur noch, daß ſie ſo lange gezaudert hatten. Georges beſonders war von raſender Leidenſchaft erfüllt — er betrog ſein Weib, ſeine beſte Freundin, betrog Risler, ſeinen Compagnon, den treuen Gefährten jeden Augenblicks.

Allein die Größe ſeines Vergehens und ſelbſt die nicht zu beſiegenden Vorwürfe ſeines Gewiſſens ſchienen ſeiner Liebe immer neue Nahrung zu geben. Sidonie erfüllte alle

ſeine Gedanken und er ſagte ſich ſelbſt, daß er bis jetzt nicht gelebt habe. Ihre Liebe dagegen war eigentlich nur ein Gemiſch von Eitelkeit und befriedigtem Haß. Was ihr am meiſten wohl that, war die Demütigung, die Claire durch ſie erlitt; hätte ſie ihr ſagen dürfen; „Dein Gatte betrügt dich ... betrügt dich mit mir!" ſo wäre ihre Freude noch größer geweſen. Was Risler betraf, ſo hatte er — ihrer Meinung nach — durchaus verdient, was ihm geſchah. Nach dem Jargon ihrer Lehrzeit, in dem ſie noch immer dachte, wenn ſie denſelben auch nicht mehr ſprach, war der arme Mann ein „alter Knacks", den ſie nur geheiratet hatte, um reich zu ſein. Daß „alte Knackſe" betrogen werden, verſteht ſich von ſelbſt.

Tagsüber gehörte Savigny Claire Fromont und dem Kinde, das fröhlich aufwuchs, im Sande umherlief und Vögeln und Wolken zulachte. Mutter und Kind mochten das Licht, die ſonnigen Gartenwege in Beſitz nehmen — die duftig-blauen Nächte aber gehörten dem Ehebruch, dem keck ſich eindrängenden Verbrechen, das flüſternd, mit unhörbaren Schritten, unter den geſchloſſenen Jalouſieen dahinſchlich, während das ſchlafende Haus ſtumm und blind zu werden und in ſteinerne Gefühlloſigkeit zu verſinken ſchien, als ob es ſich ſchäme, etwas zu hören oder zu ſehen.

Zehntes Kapitel.

Sigismund Planus zittert für ſeine Kaſſe.

„Ich Equipage, lieber Schorſch? ... ich Equipage? ... aber wozu denn?"

„Sie iſt Ihnen unentbehrlich, lieber Risler, mein Wort darauf. Unſre Verbindungen und Geſchäfte breiten ſich täglich weiter aus, das Coupé genügt nicht mehr. Ueberdies iſt es unpaſſend, wenn der eine Compagnon zu Wagen, der andre beſtändig zu Fuß geſehen wird. Glauben Sie mir, es iſt eine notwendige Ausgabe, die ſelbſtverſtändlich auf

das Conto der Handlung geschrieben wird. Also bitte, keine Einwendung mehr ... ergeben Sie sich darein!"

Eine Ergebung war es in der That, denn Risler hatte die Empfindung, einen Diebstahl zu begehen, indem er sich den unerhörten Luxus einer Equipage gestattete. Endlich ließ er sich jedoch durch Georges' Zureden bestimmen und dachte dabei: „Wie sich Sidonie freuen wird!"

Der arme Mann konnte freilich nicht ahnen, daß Sidonie schon vor Monatsfrist das Coupé bei Binder ausgesucht hatte, das Georges ihr schenken wollte, und das nun, um den Gatten nicht stutzig zu machen, auf das Conto der Handlung geschrieben wurde.

Der wackere Risler war so recht dazu gemacht, sein lebenlang betrogen zu werden. Seine angeborene Ehrlichkeit und das unbedingte Vertrauen, das er Menschen und Dingen entgegenbrachte — diese leicht zu durchschauenden Grundzüge seines Charakters wurden seit einiger Zeit noch durch den Eifer unterstützt, mit dem er an der Vollendung seiner Druckmaschine arbeitete. Diese Erfindung, die seiner Ansicht nach die ganze Tapetenfabrikation umgestalten mußte, sollte gleichsam seine Kapitaleinlage in dem Handlungshause von Fromont junior und Risler senior werden. Selbst wenn er seine Zeichnungen, sein kleines Atelier im Vorderhause verließ, behielt er das zerstreute Aussehen der Menschen, deren Geistesleben von dem Aeußerlichen weit abliegt. So war es denn ein großes Glück für ihn, daheim jetzt immer Ruhe und Frieden und seine Frau in guter Laune, geputzt und heiter zu finden. Ohne dem Grunde dieser Umwandlung nachzuspüren, empfand er mit stiller Befriedigung, daß die „Kleine" seit einiger Zeit anders gegen ihn war. Sie gestattete ihm die Wiederaufnahme seiner alten Gewohnheiten: die Pfeife beim Dessert, das Nachmittagsschläfchen, die Zusammenkünfte mit Delobelle und ihrem Vater in der Brauerei der Rue Blondel. Auch ihre Häuslichkeit war eine andre, schönere geworden. Von Tag zu Tag wurde das Behagliche

mehr und mehr vom Luxus verdrängt. Von den vielgeſehenen zierlichen Blumentiſchen im roten Salon ging Sidonie zu den feineren Modeliebhabereien, zu alten Möbeln und Majoliken über. Ihr Schlafzimmer war jetzt wie ein Schmuckkäſtchen mit blauer Seide ausgeſchlagen. Statt des Klaviers ſtand ein Flügel aus berühmter Fabrik im Salon, und nicht mehr zweimal in der Woche, ſondern Tag für Tag erſchien Madame Dobſon, ihre Geſanglehrerin, mit der Notenrolle in der Hand.

Dieſe junge Frau, eine Amerikanerin von Geburt, war eine ſonderbare Erſcheinung. Ihr Haar, von dem ſauern Blond einer Citrone, ſcheitelte ſich über einer hohen eigenſinnigen Stirn und blauen Augen von metalliſchem Glanze.

Da ihr Mann nicht geſtattete, daß ſie zum Theater ging, gab ſie Privatſtunden, ſang in einigen bürgerlichen Salons und hatte ſich durch das Leben und Atmen in der Gefühlswelt der Lieder zu einer hochgradigen Empfindſamkeit aufgeſchraubt. Sie war das perſonifizierte Lied; in ihrem Munde ſchienen die Worte „Liebe", „Leidenſchaft" achtzig Silben zu haben, ſo viel Ausdruck legte ſie hinein. Ja, der Ausdruck! er war die Hauptſache, ging Madame Dobſon über alles ... aber vergebens verſuchte ſie, ihn ihrer Schülerin Sidonie beizubringen.

Zu jener Zeit ſchwärmte ganz Paris für das ſchöne Lied „Chiquita"; auch Sidonie gab ſich Mühe, dasſelbe einzuſtudieren; den ganzen Morgen hörte man ſie ſingen:

„Iſt's möglich, du willſt dich vermählen?"
„Geliebte, du brichſt mir das Herz" ...

„Bri—i—ichſt mir das Herz" fiel Madame Dobſon ein, indem ſie, um das Brechen des Herzens anſchaulicher zu machen, den Ebenholztaſten langgezogene Töne entlockte, die hellen Augen zum Himmel erhob und im Uebermaß der Empfindung den Kopf zurückſinken ließ. Sidonie war nicht im ſtande, das zu lernen; ihre ſpöttiſchen Augen, ihre lebensfriſchen Lippen waren für die Empfindſamkeiten einer Aeolsharfe nicht geeignet. Offenbachſche oder Hervéſche Melodieen

mit ihren prickelnden, unerwarteten Uebergängen, deren Bedeutung eine Gebärde, eine Bewegung des Kopfes oder der Hüfte verstärkt, waren mehr nach ihrem Geschmack; aber sie wagte nicht, es ihrer gefühlvollen Lehrerin zu gestehen. Uebrigens war ihre Stimme, obwohl sie bei Mademoiselle Le Mire, auf allgemeines Verlangen, viel gesungen hatte, frisch und ziemlich hübsch geblieben.

Da sie sonst keine Bekannten hatte, befreundete sie sich mehr und mehr mit ihrer Gesanglehrerin, behielt sie zum Frühstück, fuhr mit ihr im neuen Coupé spazieren und ließ sich von ihr begleiten, wenn sie Putzsachen einkaufte. Madame Dobsons gefühlvoller Klageton schien Vertrauen zu fordern und zu Klagen zu ermutigen. Sidonie erzählte ihr von Georges, von ihrer Liebe und entschuldigte ihr Vergehen mit der Grausamkeit ihrer Eltern, die sie zu der Heirat mit einem reichen, so viel älteren Manne gezwungen hatten. Madame Dobson zeigte sich augenblicklich bereit, den Liebenden zu helfen; nicht etwa, daß sie bestechlich gewesen wäre, aber die kleine Frau hatte eine Leidenschaft für Leidenschaften und Liebesintriguen. Da sie in ihrer Ehe unglücklich war und einen Zahnarzt zum Manne hatte, von dem sie geprügelt wurde, war in ihren Augen jeder Ehemann ein Ungeheuer und der arme Risler erschien ihr wie ein abscheulicher Tyrann, den zu hassen und zu betrügen seine Frau in vollem Rechte war.

So wurde sie denn eine ebenso thatkräftige als nützliche Vertraute. Zwei- bis dreimal wöchentlich brachte sie ein Logenbillet für die große oder die italienische Oper oder für eins der kleineren Theater, die zuweilen mit einem sensationellen Stück „ganz Paris" veranlassen, Paris zu durchwandern. In Rislers Augen waren diese Billets ein Geschenk von Madame Dobson, die für Opern und Operetten jederzeit so viele bekam, wie sie haben wollte. Der Unglückliche ahnte nicht, daß jede solche Loge zu einer „ersten Vorstellung", die eben Mode war, seinen Associé zehn bis fünf-

zehn Louisdor gekoſtet hatte. Es war wirklich Kinderſpiel, dieſen Mann zu täuſchen, der ſich in unerſchütterlicher Leichtgläubigkeit jede Lüge gefallen ließ und mit den Verſtellungskünſten der Welt, in welcher ſeine Frau bereits anfing, Aufmerkſamkeit zu erregen, völlig unbekannt war. Dazu kam, daß er ſie nie mehr begleitete, denn als er ſie in den erſten Zeiten ihrer Ehe ein paarmal ins Theater geführt hatte, war er zu ihrer Beſchämung eingeſchlafen. Einfach und ſchwerfällig wie er war, konnte er ſich weder für das Publikum noch für das Stück intereſſieren und war Madame Dobſon von Herzen dankbar, daß ſie ſich mit ſo großer Liebenswürdigkeit dazu verſtand, ſeine Stelle zu erſetzen.

Wenn Sidonie, wie immer prachtvoll gekleidet, abends ausging, ſah er ſie voll Bewunderung an, ohne zu ahnen, wieviel dieſe koſtbaren Toiletten koſteten, und noch weniger, wer ſie bezahlte. Ohne jeden Verdacht ſaß er zeichnend am Kamin und erwartete ihre Heimkehr, indem er vergnügt zu ſich ſelber ſagte: „Nun amüſiert ſie ſich wieder einmal!“

In der unteren Etage, bei Fromonts, ſpielte dasſelbe Stück, nur mit umgekehrten Rollen; hier war es die Frau, die zu Hauſe blieb. Jeden Abend, wenn Sidonie fortgefahren war, wurde das Portal zum zweitenmal für das Fromontſche Coupé geöffnet, das den jungen Herrn nach ſeinem Klub brachte. Das iſt nicht anders! Der Großhandel geht ſeine eignen Wege; die bedeutendſten Geſchäfte werden im Klub, am Spieltiſche angeknüpft, man muß alſo hingehen, wenn nicht das Intereſſe der Firma leiden ſoll. Claire nahm das alles auf Treu und Glauben hin. War Georges weggefahren, ſo hatte ſie wohl einen Augenblick ſtiller Traurigkeit. Wie gern hätte ſie ihn zu Hauſe behalten oder wäre an ſeinem Arme zu einem gemeinſchaftlichen Vergnügen ausgegangen; aber der Anblick der Kleinen, die vor dem Feuer plapperte oder, wenn ſie ausgezogen wurde, mit den roſigen Füßchen ſtrampelte, brachte ihr Mutterherz ſchnell wieder zur Ruhe und das Hauptwort der Handels-

welt, „die Geſchäfte“, that das Seinige, ſie in ergebungsvoller Stimmung zu erhalten.

Georges und Sidonie trafen ſich im Theater und die erſte Empfindung, die ihnen das Zuſammenſein gewährte, war die der befriedigten Eitelkeit, denn ſie fielen auf, wurden angeſehen. Sidonie war jetzt wirklich ſehr hübſch; ihr pikantes Geſichtchen war ganz dazu gemacht, durch Modethorheiten und Uebertreibungen gehoben zu werden und ſie wußte ſich dieſelben ſo kunſtvoll anzupaſſen, als ob ſie eigens in ihrem Intereſſe erfunden wären. Nach kurzer Zeit gingen die beiden fort und ließen Madame Dobſon allein in der Loge. Sie hatten Avenue Gabriel, am Rond point der Champs-Elyſées, dieſem Paradieſe aller Mädchen, bei Mademoiſelle Le Mire ein paar luxuriöſe Zimmer gemietet, deren Stille nur hin und wieder durch eine vorüberrollende Equipage unterbrochen wurde und wo ſich ihre Liebe ſicher geborgen fühlte. Nach und nach aber, als Sidonie ſich an ihr Vergehen gewöhnte, wurde ſie kühner und ließ ihren Einfällen freien Lauf. In ihrer Lehrzeit hatte ſie von Bällen und berühmten Reſtaurants gehört und das Verlangen, ſie kennen zu lernen, war ebenſo lebhaft wie die Freude, mit der ſie durch weit geöffnete Flügelthüren in die Salons der großen Modiſtinnen trat, von denen ſie früher nur die Aushängeſchilder gekannt hatte. Was ſie zunächſt in ihrer Liebe ſuchte, war eine Entſchädigung für die Entbehrungen und Demütigungen ihrer erſten Jugend, und nichts war ihr angenehmer, wenn ſie aus dem Theater oder von einer Spazierfahrt im Bois de Boulogne zurückkam, als im Café Anglais, umgeben von prunkendem Laſter, zu ſoupieren. Von dieſen oft wiederholten Vergnügungen brachte ſie aber eine Art des Sprechens und Benehmens, gewagte Lieder und noch gewagtere Kleiderausſchnitte heim, welche der bürgerlichen Atmoſphäre des alten Handlungshauſes die ſcharf ausgeprägte Silhouette der damaligen Pariſer Cocotte aufzwangen.

In der Fabrik begann etwas ruchbar zu werden, denn die Frauen aus dem Volke, auch die ärmſten, verſtehen ſich darauf, den Preis einer Toilette nachzurechnen. Wenn Madame Risler um drei Uhr ausging, folgten ihr aus den Fenſtern der Werkſtätten fünfzig ſcharfe, neidiſche Augenpaare, die durch ihren ſchwarzen Samtdolman und ihre mit Schmelz überſäte Panzertaille bis auf den Grund ihres ſchuldbewußten Herzens zu ſehen vermochten.

Alle Geheimniſſe ihres thörichten Köpfchens flogen, wie die Bänder, die ihren entblößten Nacken ſchmückten, um Sidonie her, die keine Ahnung davon hatte, und ihre Füße, in zierlichen, goldledernen, zehnknöpfigen Stiefelchen, erzählten von den heimlichen Wegen, die ſie gingen, von teppichbelegten Treppen, die ſie nachts emporſtiegen, um zum Souper zu gehen, und von dem warmen Pelzwerk, das ſie umhüllte, wenn das Coupé, im vorüberhuſchenden Licht der Gaslaternen, um den See fuhr.

Die Arbeiterinnen flüſterten ſich ſpottend zu: „Seht doch nur, dieſe Zierlieſe! Iſt das eine Manier, ſich für die Straße anzuziehen? .. Jedenfalls hat ſie ſich nicht ſo geputzt, um zur Meſſe zu gehen! ... Wenn man bedenkt, daß ſie noch vor drei Jahren jeden Morgen in ihrem Regenmantel zur Arbeit ging und für zwei Sous heiße Kaſtanien in der Taſche hatte, um ſich die Finger zu wärmen ... jetzt aber fährt ſie im eignen Wagen!“ und manches arme Mädchen dachte, von Talkſtaub umweht, in der Hitze der Sommer und Winter rotglühenden Oefen an die Launen des Glücks, die dem Leben des Weibes oft urplötzlich eine andre Wendung geben, und begann von einer Zukunft voll Pracht und Herrlichkeit zu träumen, die möglicherweiſe auch ihr beſchieden war.

Für alle Welt war Risler ein betrogener Ehemann. Zwei Drucker der Fabrik — Stammgäſte der Folies dramatiques — behaupteten, Madame Risler mehrmals in ihrem Theater geſehen zu haben, und zwar in Begleitung eines männlichen Individuums, das ſich im Hintergrund der Loge

verbarg. Auch Vater Achilles erzählte seltsame Dinge. Niemand bezweifelte, daß Sidonie einen oder selbst mehrere Liebhaber hätte, nur an den jungen Fromont hatte man bisher nicht gedacht.

Dennoch gebrauchte sie im Verkehr mit ihm nicht die mindeste Vorsicht. Im Gegenteil ging sie mit einer gewissen Ostentation zu Werke und vielleicht wurde gerade dadurch ihr Geheimnis behütet. Wie oft hatte sie ihn auf der Freitreppe kühn und keck angesprochen, um das Stelldichein des Abends zu verabreden, wie oft sich das Vergnügen gemacht, ihn erbeben zu sehen, wenn sie ihm vor allen Leuten mit heißem Blick in die Augen sah. Hatte Georges seine erste Bestürzung überwunden, so wußte er ihr Dank für solche Kühnheiten, die er dem Uebermaße ihrer Leidenschaft zuschrieb ... das war jedoch ein Irrtum.

Was Sidonie, vielleicht halb unbewußt, damit bezweckte, war, daß Claire aufmerksam werden, ihre Fenstervorhänge zurückschieben und Verdacht schöpfen sollte. Die Herzensunruhe ihrer Nebenbuhlerin war das einzige, was ihr noch zur Vollendung ihres Glückes fehlte. Aber was sie auch thun mochte, Claire Fromont bemerkte nichts und lebte, wie Risler, in unerschütterlicher, heiterer Ruhe.

Der einzige, der sich ernsten Sorgen hingab, war der alte Kassierer Sigismund, und auch er dachte nicht an Sidonie, wenn er, die Feder hinter dem Ohre, eine Weile in seinen Berechnungen innehielt und die Augen durch das Gitter seines Verschlages auf den feuchten Boden des kleinen Gartens richtete. Er dachte dann nur an seinen Prinzipal, Monsieur Schorsch, der jetzt so viel Geld für seine persönlichen Ausgaben aus der Kasse nahm und dadurch Sigismunds Bücher in Unordnung brachte. Jedesmal hatte er einen andern Vorwand. Mit leichter, sorgloser Miene trat er an den Verschlag: „Haben Sie etwas Geld, lieber Planus? Das Bouillottespiel hat mir gestern abend wieder die Taschen geleert und ich möchte um solcher Kleinigkeit willen nicht nach der Bank schicken."

Sigismund Planus öffnete widerstrebend seine Kasse, um die verlangte Summe auszuzahlen, und erinnerte sich dabei mit Schrecken des Tages, als Georges, der damals kaum zwanzig Jahre alt war, seinem Onkel gestehen mußte, daß er einige tausend Franken im Spiel verloren habe. Von Stund an hatte der wackere Sigismund den Klub gehaßt und seine Mitglieder verachtet, und als kürzlich eines derselben, ein reicher Kaufmann, in die Fabrik gekommen war, hatte er ihm in seiner derben Offenheit gesagt: „Ich wollte, der Teufel holte Ihren Klub im Chateau d'Eau; in Zeit von zwei Monaten hat Monsieur Georges über dreißigtausend Franken dort verloren."

Der Kaufmann lachte.

„Sie irren sich, Vater Planus," antwortete er: „seit einem Vierteljahr wenigstens ist Ihr Prinzipal nicht bei uns gewesen."

Der Kassierer ließ die Sache fallen, aber ein entsetzlicher Gedanke stieg in ihm auf und gönnte ihm den ganzen Tag keine Ruhe.

Wo brachte Georges, wenn er nicht in den Klub ging, seine Abende zu und wo gab er das viele Geld aus? ... Sicherlich war ein Weib dabei im Spiele.

Sobald Sigismund Planus auf diesen Gedanken gekommen war, begann er ernstlich für seine Kasse zu zittern. Der alte, aus dem Kanton Bern gebürtige Bär, der sein lebenlang Junggeselle geblieben war, hatte von den Frauen im allgemeinen und von den Pariserinnen im besondern eine entsetzliche Angst und glaubte, um sein Gewissen zu beruhigen, vor allen Dingen Risler aufmerksam machen zu müssen. Anfangs begnügte er sich mit unbestimmten Andeutungen.

„Monsieur Schorsch gibt sehr viel Geld aus," sagte er eines Tages.

Risler schien das nicht zu beunruhigen.

„Das geht mich nichts an, lieber Sigismund ... er hat das Recht dazu," lautete seine Antwort, und sie drückte vollständig seine Meinung aus. In seinen Augen war

Fromont junior unumschränkter Herr und Gebieter im Hause; wie hätte er, Risler, der ehemalige Zeichner der Fabrik, sich erlauben dürfen, ihm Verhaltungsmaßregeln zu geben? Auch Planus wagte nicht, weitere Bemerkungen zu machen, bis ihm eines Tages aus einer großen Shawlhandlung eine Rechnung über sechstausend Franken für einen Kaschmirshawl eingesandt wurde.

Er ging damit in Georges' Bureau.

„Soll diese Rechnung bezahlt werden, Monsieur?"

Georges Fromont wurde etwas verlegen. Sidonie hatte vergessen, ihn von diesem Einkauf zu benachrichtigen; überhaupt wurde sie immer rücksichtsloser gegen ihn.

„Zahlen Sie, zahlen Sie, lieber Planus," sagte er mit einer gewissen Verwirrung und fügte hinzu: „buchen Sie die Summe auf mein Privatconto, es ist ein Auftrag, den ich übernommen habe . . ."

Denselben Abend sah der Kassierer, als er seine kleine Lampe anzündete, Risler durch den Garten gehen und klopfte ans Fenster, um ihn herbeizurufen.

„Jetzt hab' ich den Beweis, daß ein Weib dahinter steckt . . ." sagte er mit gedämpfter Stimme, und als er die schrecklichen Worte: „ein Weib" aussprach, geschah es mit einem Zittern der Stimme, das im Lärm der Fabrik verklang. Selbst das Arbeitsgetöse ringsumher machte einen unheimlichen Eindruck auf den Kassierer. Es kam ihm vor, als ob die in voller Thätigkeit befindlichen Maschinen, die große, ihren Dampf in dichten Wirbeln ausstoßende Esse, die Arbeiter, die bei ihren verschiedenen Aufgaben fleißig beschäftigt waren, sich nur um eines kleinen, geheimnisvollen, in Samt gekleideten, mit Juwelen bedeckten Wesens willen plagten und abmühten.

Risler aber lachte ihn aus und wollte ihm nicht glauben; seit langer Zeit kannte er die Sucht seines Landsmannes, in allem, was geschah, dem verderblichen Einfluß der Frauen nachzuspüren. Dennoch fielen ihm zuweilen Sigismunds

Worte wieder ein; beſonders in ſeinen einſamen Abendſtunden, wenn Sidonie mit Madame Dobſon ins Theater ging und die Wohnung, nachdem ihre lange Schleppe über die Schwelle geglitten war, ganz verödet ſchien. Vor dem Ankleideſpiegel brannten noch die Kerzen, kleine Toilettengegenſtände lagen im Zimmer verſtreut und gaben Zeugnis von verſchwenderiſchen Gewohnheiten, übertriebenen Ausgaben. Risler bemerkte das alles nicht, aber wenn er Georges' Wagen fortfahren hörte, überſchlich ihn ein Gefühl fröſtelnden Unbehagens bei dem Gedanken, daß im unteren Stock Madame Fromont ihren Abend einſam verleben mußte. Arme Frau! Wenn Planus doch vielleicht recht hätte ... wenn Georges irgendwo in der Stadt eine zweite Familie beſäße ... es wäre abſcheulich!

Dann ging Risler, ſtatt ſich an die Arbeit zu ſetzen, leiſe die Treppe hinunter und fragte, ob Madame Fromont zu ſprechen ſei; er hielt es für ſeine Pflicht, ihr Geſellſchaft zu leiſten.

Das Kind war bereits zu Bett gebracht, aber das kleine Häubchen, die blauen Schuhe lagen noch, mit einigen Spielſachen, vor dem Feuer. Claire las oder war mit einer Handarbeit beſchäftigt, während ihre Mutter ſtumm, mit fieberhafter Eile, abwiſchte oder irgend einen Gegenſtand blank putzte, bald immer von neuem auf den Deckel ihrer Uhr hauchte, bald — mit dem Starrſinn beginnender Geiſteskrankheit — dasſelbe Ding in nervöſer Haſt zehnmal in die Hand nahm, um es wieder auf denſelben Platz zu ſtellen. Auch der wackere Risler war nicht unterhaltend; dennoch nahm ihn die junge Frau jederzeit freundlich auf. Sie wußte, was von Sidonie in der Fabrik geſagt wurde, und obwohl ſie kaum die Hälfte für wahr hielt, ſchnürte ihr der Anblick dieſes armen Mannes das Herz zuſammen. Mitleid war die Grundlage ihres freundlichen Verkehrs und es gab nichts Rührenderes, als dieſe beiden Verlaſſenen, die ſich gegenſeitig beklagten und zu zerſtreuen ſuchten.

Wenn Risler in Claires Salon an dem kleinen, hell-

erleuchteten Mitteltiſche ſaß, wurde er nach und nach von der Wärme des häuslichen Herdes, dem Behagen der harmoniſchen Umgebung durchdrungen. Hier fand er die Möbel wieder, die ihm ſeit zwanzig Jahren vertraut waren, das Bild ſeines verſtorbenen Prinzipals und ſeine teure Madame „Schorſch“, die, über eine Näherei gebeugt, an ſeiner Seite ſaß und ihm inmitten dieſer alten Erinnerungen nur um ſo jugendlicher und liebenswürdiger erſchien. Von Zeit zu Zeit ſtand ſie auf, um nach dem Kinde zu ſehen, das im Nebenzimmer ſchlief und deſſen leichte Atemzüge in den Pauſen des Geſprächs hörbar wurden. Ohne ſich darüber Rechenſchaft zu geben, fühlte ſich Risler in dieſer Umgebung wohler und wärmer als in der eignen Häuslichkeit. Seine hübſche Wohnung, in der zu gewiſſen Tagen ein unaufhörliches, haſtiges Kommen und Gehen ſtattfand, kam ihm vor wie eine thür- und fenſterloſe, allen Winden offenſtehende Halle. Sie war nur ein Feldlager, hier dagegen fand er die Wohnſtätte, in der eine ſorgſame Hand Ordnung und Eleganz zu ſchaffen weiß. Die im Kreiſe ſtehenden Stühle ſchienen leiſe miteinander zu plaudern, das Feuer brannte mit freundlichem Kniſtern und das Kinderhäubchen hatte in ſeinen blauen Schleifchen einen Abglanz der hellen Augen, des holden Lächelns der Kleinen feſtgehalten. Und während Claire zu ſich ſelber ſagte, daß ein ſo vortrefflicher Mann wohl eine beſſre Lebensgefährtin verdient habe, fragte ſich Risler beim Anblick des ſchönen, ruhigen Geſichts, das mit klugen, guten Augen zu ihm aufſah, für welches verlorene Geſchöpf Georges Fromont dieſe liebenswerte Frau verlaſſen könne.

Elftes Kapitel.

Die Inventur.

Das Haus des alten Planus in Montrouge lag neben dem, welches das Chèbeſche Ehepaar eine Zeitlang bewohnt hatte, beſaß genau wie dieſes nur eine Etage über dem

dreifenſtrigen Erdgeſchoß, hatte einen ganz gleichen kleinen Garten mit einem Lattenzaun und die gleichen, mit Buchsbaum eingefaßten Beete. Hier wohnte der alte Kaſſierer mit ſeiner Schweſter, fuhr mit dem erſten Omnibus in die Stadt, kam zum Eſſen wieder heraus und blieb Sonntags daheim, um ſich ſeiner Blumen und Hühner zu erfreuen. Seine alte Schweſter beſorgte den Haushalt, kochte, nähte, flickte; ſie waren das glücklichſte Paar, das ſich denken läßt.

Beide waren unverheiratet und ſtimmten auch in ihrem Abſcheu gegen die Ehe überein. Die Schweſter haßte alle Männer, der Bruder mißtraute jedem Weibe; gegenſeitig aber verehrten und liebten ſie ſich und hielten ſich für Ausnahmen von der Verderbtheit des andern Geſchlechts.

„Monſieur Planus, mein Bruder," ſagte ſie, wenn ſie von ihm ſprach, und mit derſelben zärtlichen Feierlichkeit führte er ſie als „Mademoiſelle Planus, meine Schweſter," in ſeinen Reden vor. Für dieſe beiden ſchüchternen, unerfahrenen Menſchen war Paris — das ihnen völlig unbekannt blieb, obwohl ſie täglich dort verkehrten — eine Höhle voller Ungeheuer zweierlei Geſchlechts, die einzig und allein darauf ausgingen, Böſes zu thun. Hörten ſie von irgend einem ehelichen Trauerſpiel, oder drang irgend eine Klatſchgeſchichte des Stadtviertels zu ihnen, ſo klagte jedes, ſeiner perſönlichen Anſchauung folgend, einen andern der Miſſethat an. „Der Mann iſt ſchuld!" ſagte „Mademoiſelle Planus, meine Schweſter." „Die Frau iſt ſchuld!" antwortete „Monſieur Planus, mein Bruder."

„Oh! die Männer . . ."

„Oh! die Weiber . . ."

Dies Thema war, in den wenigen Mußeſtunden des alten, vielbeſchäftigten Sigismund, deſſen Tagewerk derſelben ſtrengen Ordnung unterlag, wie ſeine Kaſſenbücher, der Gegenſtand endloſer Erörterungen. Seit einiger Zeit beſonders wurden die Verhandlungen der Geſchwiſter mit einer gewiſſen Erregung geführt, denn die Vorgänge in der Fabrik nahmen

ſie ſehr in Anſpruch. Die Schweſter bemitleidete Madame Fromont junior von ganzem Herzen und fand das Benehmen ihres Mannes geradezu nichtswürdig, während Sigismund kein Wort bitter genug ſchien, ſeine Entrüſtung über die unbekannte, gemeine Perſon auszudrücken, die von der Kaſſe ſechstauſend Franken für einen Kaſchmirſhawl bezahlen ließ. Seiner Anſicht nach ſtanden Ruhm und Ehre des alten Hauſes, dem er von Jugend an gedient hatte, auf dem Spiele.

„Was ſoll aus uns werden?“ ſagte er immer wieder — „Oh! die Weiber . . .“

Eines Tages ſaß Mademoiſelle Planus ſtrickend am Feuer und wartete auf ihren Bruder. Der Tiſch war ſchon ſeit einer halben Stunde gedeckt und die alte Dame fing ſchon an, ſich über Sigismunds unerhörtes Ausbleiben zu ängſtigen, als er mit verſtörter Miene und, gegen ſeine Gewohnheit, ohne ein Wort zu ſprechen, in die Thür trat.

Erſt nachdem er dieſelbe ſorgfältig geſchloſſen hatte, ſagte er leiſe — gleichſam als Antwort auf die fragende, beſorgte Miene der Schweſter: „Ich bringe dir eine Neuigkeit . . . ich weiß, wer das Weib iſt, das uns zu Grunde richtet!“

Und noch leiſer, nachdem er die ſtummen Wände ihres kleinen Eßzimmers ringsum angeſehen hatte, nannte er einen ſo unerwarteten, unglaublichen Namen, daß Mademoiſelle Planus ſich denſelben wiederholen ließ.

„Iſt es denn möglich?“

„Du kannſt dich darauf verlaſſen!“ Bei dieſen Worten hatte ſein Geſicht, trotz allen Kummers, einen beinahe triumphierenden Ausdruck.

Das alte Fräulein konnte noch immer nicht daran glauben. Eine ſo wohlerzogene, höfliche, junge Frau, die ſie mit ſo großer Freundlichkeit aufgenommen hatte . . . es war geradezu undenkbar . . .

„Ich habe Beweiſe,“ antwortete Sigismund, und dann erzählte er, Vater Achilles hätte eines Abends um elf Uhr Georges und Sidonie in ein kleines Hotel garni des Quartier

Montmartre eintreten ſehen — und der Mann war kein Lügner... ſie alle kannten ihn ſchon lange. Uebrigens hatten auch andre die beiden zuſammen geſehen ... in der ganzen Fabrik war davon die Rede. Nur Risler ahnte noch immer nichts.

„Dann iſt es deine Pflicht, ihm alles zu ſagen," erklärte die Schweſter.

Der Kaſſierer machte ein bedenkliches Geſicht.

„Das iſt eine heikle Sache," erwiderte er. „Wer weiß, ob mir Risler glauben würde? Mancher Blinde iſt ſtockblind ... und wenn ich mich zwiſchen die beiden Prinzipale ſtelle, laufe ich vielleicht Gefahr, meinen Poſten zu verlieren. Oh, die Weiber, die Weiber! Wie glücklich hätte dieſer gute Risler leben können! ... Als ich ihn mit ſeinem Bruder aus unſrer Heimat herkommen ließ, hatte er nicht einen Sou im Vermögen, und heute iſt er der Chef eines der erſten Handlungshäuſer von Paris. Dabei hätte er ſich doch beruhigen können ... aber durchaus nicht! Der Herr mußte heiraten ... als ob das Heiraten eine Notwendigkeit wäre ... Und nicht genug, daß er es thut ... er nimmt auch noch eine Pariſerin, eins von den kleinen, ſchlecht gekämmten Frauenzimmern, die jedes anſtändige Haus zu Grunde richten. Und dabei hätte er ein braves, arbeitſames Mädchen haben können, das im Alter zu ihm paßte, noch dazu ſeine Landsmännin und — wie ich wohl ſagen darf — von tüchtigem Knochenbau war ..."

Hier hätte „Mademoiſelle Planus, meine Schweſter," auf deren Knochenbau der Bruder anſpielte, die beſte Gelegenheit gehabt, ihren Ausruf: „Oh! die Männer, die Männer!" anzubringen, aber ſie ſchwieg. — Die Sache ging ihr zu ſehr zu Herzen. Wer weiß ... vielleicht wenn Risler zur rechten Zeit gekommen wäre, hätte ſich gefunden, daß er der einzige war ...

Der alte Sigismund fuhr fort: „Und wohin iſt es nun gekommen? Seit einem Vierteljahre hängt die erſte Tapetenfabrik von Paris an den Falbeln einer nichtsnutzigen Perſon, und wie das Geld davonfliegt, iſt gar nicht mit anzuſehen.

Der ganze Tag geht damit hin, daß ich meinen Schalter für Monsieur Georges' Geldforderungen aufmache, denn er kommt damit immer zu mir, weil es beim Banquier auffallen würde. In meiner Kasse aber fließt das Geld ab und zu, wird eingezahlt, ausgegeben ... wenn nur die Inventur nicht wäre! Zum Jahresschluß werden sie ihre Freude erleben ... Das Schlimmste ist, daß Risler nicht hören will. Zweimal habe ich ihm gesagt: Gib acht, Monsieur Georges macht die größten Dummheiten für sein Frauenzimmer. Er hat aber nur die Achseln gezuckt, oder zur Antwort gegeben: das ginge ihn nichts an, Fromont junior wäre der Herr ... Man könnte beinahe glauben ... könnte glauben ..."

Der alte Kassierer vollendete nicht, aber sein Schweigen verriet böse Gedanken.

Das alte Fräulein war sehr bestürzt, und statt eine Abhilfe für das Unheil zu suchen, verlor sie sich, wie die meisten Frauen bei solchen Gelegenheiten in Bedauern, Vermutungen und schmerzliche Klagen über das Geschehene. Welch ein Unglück, daß sie das alles nicht schon früher erfahren hatten, als die Chèbes noch im Nachbarhause wohnten. Madame Chèbe war eine so ehrbare Frau ... ihr hätte man die Augen öffnen müssen, damit sie ihrer Sidonie ins Gewissen reden, sie überwachen konnte.

„Das ist wahr ... der Gedanke ist gut!" fiel Sigismund ein; „du mußt nach der Rue du Mail gehen und den Eltern Bescheid sagen. Ich hatte mir schon vorgenommen, an den kleinen Franz zu schreiben; er hatte immer großen Einfluß auf den Bruder und ist der einzige, der ihm gewisse Dinge mitteilen könnte. Aber Franz ist so weit fort ... und außerdem wäre es schrecklich, wenn es dazu kommen müßte. Der arme Risler thut mir denn doch in der Seele leid! ... Nein, das beste ist und bleibt, Madame Chèbe zu benachrichtigen, und du, nicht wahr liebe Schwester, du wirst es übernehmen?"

Der Auftrag war bedenklich; Mademoiselle Planus machte einige Schwierigkeiten, vermochte aber nicht, dem Willen ihres

Bruders zu widerſtehen, und der Wunſch, ihrem alten Freunde Risler nützlich zu ſein, gab vollends den Ausſchlag.

Dank der Gutmütigkeit ſeines Schwiegerſohnes hatte Monſieur Chèbe ſeinen jüngſten Plan durchführen können; ſeit einem Vierteljahre war er Inhaber des ſchönen Ladens in der Rue du Mail und das ganze Stadtviertel wunderte ſich, wenn morgens die Läden des leeren Raumes geöffnet und abends wieder geſchloſſen wurden, wie in den umliegenden Engros-Handlungen. Uebrigens war der Laden ringsum mit Borden und Schränken verſehen, hatte einen neuen Ladentiſch erhalten, einen Geldkaſten mit Sicherheitsſchlöſſern und eine große Wage. Mit einem Worte: Monſieur Chèbe war mit allen Utenſilien eines großen kaufmänniſchen Geſchäfts verſehen; nur was er verkaufen ſollte, wußte er noch nicht.

Den ganzen Tag ſann er darüber nach; bald während er im Laden zwiſchen einigen großen Möbeln auf und nieder ging, die im Schlafzimmer keinen Platz gefunden hatten, bald während er mit der Feder hinter dem Ohr auf der Schwelle der Straßenthüre ſtand und ſich mit Wonne in das Lärmen und Treiben des Pariſer Geſchäftsverkehrs verſenkte. Die Commis mit ihren Muſterkarten unter dem Arme, die Laſtwagen der Eiſenbahnen, die Omnibuſſe, Laſtträger und Schubkarren, das Abladen der Waren vor den Nachbarhäuſern, die großen Ballen mit Stoffen oder Poſamenterieen, die mit dem Straßenſchmutz in Berührung kamen, ehe ſie in den Souterrains verſchwanden, jenen ſchwarzen Höhlen, aus denen der Reichtum der Handlungshäuſer aufkeimt — das alles entzückte den kleinen Mann.

Es war ſein Vergnügen, den Inhalt der Warenballen zu erraten oder ſchnell dabei zu ſein, wenn es einen Auflauf gab, weil einem Vorübergehenden eine ſchwere Laſt auf den Fuß gefallen war, oder ungeduldige Pferde einen Karren quer über die Straße gezogen und den Verkehr gehemmt hatten. Außerdem nahm er an allen Zerſtreuungen des kleinen, kundenloſen Kaufmannes: Regengüſſen, Diebſtählen, Unfällen,

Zänkereien lebhaften Anteil. Wenn der Tag zu Ende ging, ſtreckte ſich Monſieur Chèbe, müde und erſchöpft von der Arbeit andrer Leute, in ſeinen Lehnſtuhl und ſagte, indem er ſich die Stirne trocknete, zu ſeiner Frau: „So muß das Leben ſein, in dem ich mich wohl fühlen ſoll . . . ein thätiges Leben!“

Madame Chèbe lächelte ſtill vor ſich hin und gab keine Antwort. An die Launen ihres Mannes gewöhnt, hatte ſie ſich, ſo gut es ging, in dem kleinen, nach einem dunkeln Hofe gelegenen Hinterſtübchen am Laden eingerichtet, ſuchte Troſt in der Erinnerung an den Wohlſtand ihrer Eltern, in dem Gedanken an das Glück Sidoniens, war immer ſauber gekleidet und hatte ſich bereits die Achtung der ganzen Nachbarſchaft erworben.

Das einzige, was ſie noch vom Leben beanſpruchte, war, nicht mit den Arbeiterfrauen — die häufig mehr beſaßen als ſie — in eine Klaſſe geworfen zu werden, ſondern trotz aller Armut einen gewiſſen kleinbürgerlichen Rang behaupten zu können. Unabläſſig war ſie darauf bedacht; das Hinterſtübchen, das ſie bewohnte und das ſchon um drei Uhr nachmittags dunkel wurde, glänzte vor Ordnung und Reinlichkeit, das Bett wurde tagsüber zum Kanapee, ein alter Shawl zur Tiſchdecke, das Kamin, das von einem Schirm bedeckt war, diente als Vorratskammer und auf einem Oefchen von der Größe einer Fußbank, kochte das Eſſen. Ruhe war der Traum dieſer armen, durch die unaufhörlichen Sinnesänderungen ihres Mannes gequälten Frau.

Gleich nachdem er ſeinen Laden in Beſitz genommen, hatte Monſieur Chèbe auf das friſchgemalte Aushängeſchild in fußlangen Buchſtaben ſchreiben laſſen: „Kommiſſions- und Exportgeſchäft.“ Weitere Angaben fehlten. Seine Nachbarn handelten mit Tuch oder Leinwand oder Tüll; er wäre bereit geweſen, alles Mögliche zu verkaufen, wußte aber durchaus nicht, zu welchem Artikel er ſich entſchließen ſollte. Madame Chèbe mußte ſich jeden Abend die ausführlichſten Erklärungen darüber gefallen laſſen.

„Von Leinwand verſtehe ich nichts, mit Tuch dagegen weiß ich genau Beſcheid. Wenn ich aber mit Tuch handeln wollte, müßte ich einen Reiſenden halten, denn die beſte Ware wird aus Sedan und Elbeuf bezogen. Von Kattun kann nicht die Rede ſein, damit ſind nur im Sommer Geſchäfte zu machen, und Tüll iſt unmöglich ... dazu iſt der Winter ſchon zu weit vorgerückt ..."

Gewöhnlich machte er ſeinen Zweifeln ein Ende, indem er ſagte: „Guter Rat kommt über Nacht ... wir wollen zu Bett gehen ..." was er denn auch zur großen Erleichterung ſeiner Frau zu thun pflegte.

Nach drei bis vier Monaten begann Monſieur Chèbe aber doch, dieſes Lebens überdrüſſig zu werden. Kopfſchmerzen und Schwindelanfälle ſtellten ſich wieder ein. — Das Stadtviertel war ungeſund und gar zu geräuſchvoll. Ueberdies gingen die Geſchäfte nicht ... weder mit Tuch noch mit Leinwand war etwas zu machen.

In dieſe Zeit einer drohenden Kriſis fiel der Beſuch, zu dem ſich „Mademoiſelle Planus, meine Schweſter," in Sidoniens Angelegenheiten verſtanden hatte.

„Ich werde ſchonend zu Werke gehen," hatte ſich die alte Dame unterwegs geſagt; aber, wie alle ſchüchternen Menſchen, entledigte ſie ſich ihrer Laſt, ſobald ſie eintrat, mit den erſten Worten. Ihre Mitteilung wirkte wie ein Donnerſchlag. Als Madame Chèbe begriff, daß ihre Tochter angeklagt wurde, ſprang ſie voll Entrüſtung auf. Niemals würde ſie dergleichen glauben, ihre arme Sidonie war das Opfer einer niederträchtigen Verleumdung.

Noch tiefer beleidigt war Monſieur Chèbe; mit zorniger Miene erging er ſich in hochtrabenden Redensarten, wobei er ſeiner Gewohnheit nach ſich ſelbſt in den Vordergrund ſtellte und alles auf ſich bezog. Wie konnte irgend jemand annehmen, daß *ſein* Kind, eine Chèbe, Tochter eines ſeit dreißig Jahren im beſten Rufe ſtehenden Kaufmanns, fähig wäre ... undenkbar! unmöglich!

Aber Mademoiſelle Planus blieb bei ihrer Ausſage. Es würde ihr ſchwer, verſicherte ſie, gleichſam als Klatſchſchweſter, als Zuträgerin übler Nachreden aufzutreten. Man hatte jedoch Beweiſe ... Die Sache war für niemand mehr Geheimnis ...

„Und wenn es ſo wäre!“ ſchrie Monſieur Chèbe, den dieſe Beharrlichkeit in Wut brachte; „was haben wir damit zu thun? Unſre Tochter iſt verheiratet, lebt fern von ihren Eltern. Ihr Mann, der ſo viel älter iſt als ſie, hat ſie zu leiten, ihr ſeinen Rat zu geben ... aber iſt ihm das wohl jemals eingefallen?“

Darauf erging ſich der kleine Mann in den heftigſten Beſchuldigungen gegen ſeinen Schwiegerſohn, den ſchwerfälligen Schweizer, der ſein Leben damit zubrachte, in ſeinem Büreau Maſchinen zu erfinden, ſtatt ſeine junge Frau in Geſellſchaft zu führen, und der ſeine Junggeſellengewohnheiten, ſeine Pfeife oder den Beſuch einer Brauerei allem andern vorzog.

Es war bemerkenswert, mit welcher vornehmen Verachtung Monſieur Chèbe das Wort „Brauerei“ betonte. Und doch traf er dort beinahe jeden Abend mit Risler zuſammen und machte demſelben bittre Vorwürfe, wenn er einmal ausblieb.

Uebrigens hatten alle dieſe Tiraden des Inhabers der „Kommiſſion und Spedition“ in der Rue du Mail ihren guten Grund. Er wollte ſeinen Laden aufgeben, ſich von den Geſchäften zurückziehen und ging damit um, Sidonie für ſeine neuen Pläne zu gewinnen. Es war mithin nicht an der Zeit, unangenehme Scenen zu machen, von väterlicher Gewalt und ehelichen Pflichten zu ſprechen. Madame Chèbe aber, die von der makelloſen Reinheit ihrer Tochter vielleicht nicht mehr ſo feſt überzeugt war, wie zu Anfang des Geſpräches, hüllte ſich in tiefes Schweigen; die arme Frau wünſchte taub und blind zu ſein und Mademoiſelle Planus nie gekannt zu haben. Wie alle, denen es ſchlecht ergangen iſt, ſuchte ſie ſich in eine, wenn auch nur ſcheinbare Ruhe einzuſpinnen; nicht zu wiſſen was vorging, war in ihren

Augen das beſte ... Großer Gott, war das Leben denn nicht ſchon ſchwer genug? Und warum ſollte Sidonie, die immer eine gute Tochter geweſen war, nicht auch eine gute Gattin ſein?

Es dunkelte. Monſieur Chèbe ſtand auf, ſchloß die Läden ſeines Geſchäftslokals und zündete das Gas an, in deſſen Licht die nackten Wände, die leeren, glänzend polierten Fächer, der ganze öde Raum den Eindruck machte, als wäre hier tags zuvor der Bankerott ausgebrochen. Seine ſtummen, verächtlich zuſammengekniffenen Lippen ſchienen der alten Dame ſagen zu wollen: „Der Tag iſt zu Ende, es iſt Zeit nach Hauſe zu gehen," und dabei war im Hinterzimmer das leiſe Schluchzen ſeiner Frau zu hören, die mit der Bereitung des Abendeſſens beſchäftigt hin und her ging.

Das war alles, was Mademoiſelle Planus mit ihrem Beſuch erreichte.

„Nun?" fragte der alte Sigismund, der ſie voll Ungeduld erwartet hatte.

„Sie wollten mir nicht glauben ... haben mir höflich die Thür gewieſen ..." Die erlittene Demütigung trieb ihr Thränen in die Augen.

Der alte Mann wurde feuerrot.

„Mademoiſelle Planus, liebe Schweſter," ſagte er, indem er ehrfurchtsvoll ihre Hand ergriff, „ich bitte ſehr um Verzeihung, daß ich dich zu dieſem Schritt veranlaßt habe; aber es handelte ſich um die Ehre des Fromontſchen Hauſes."

Von dieſem Augenblick an wurde Sigismund immer trauriger, ſeine Kaſſe ſchien ihm nicht mehr feſt und ſicher; ſelbſt wenn Fromont junior kein Geld von ihm verlangte, fürchtete er beſtändig, daß es geſchehen würde, und wenn er ſich mit der Schweſter unterhielt, faßte er ſeine Sorgen in ein paar immer wiederkehrende Worte zuſammen.

„Es ſteht gar nicht gut," ſagte er.

Da er unabläſſig mit ſeiner Kaſſe beſchäftigt war, erſchien ſie ihm ſogar nachts im Traume. Bald war ſie aus

allen Fugen gegangen, ſo daß ſie trotz des Zuſchließens offen blieb; bald fuhr ein Windſtoß hinein, der Banknoten, Wechſel, Checks, Staatspapiere in der ganzen Fabrik verſtreute, während der Kaſſierer atemlos hinterdrein lief, um ſie wieder aufzuleſen. — Und tagsüber, wenn er hinter dem Gitterverſchlage in ſeinem ſtillen Büreau allein ſaß, war ihm, als hätte ſich eine kleine weiße Maus in die Kaſſe eingeſchlichen, wo ſie alles zernagte und zerſtörte, und die um ſo ſchöner und fetter wurde, je weiter ſie in ihrem Vernichtungswerke fortſchritt. — Wenn dann im Laufe des Nachmittags Sidonie in dem hübſchen Gefieder einer Cocotte auf der Freitreppe erſchien, zitterte der alte Sigismund in zorniger Erregung. Es war das perſonifizierte Verderben des Hauſes, das an ihm vorüberging ... das Verderben in eleganter Toilette, mit einer Equipage vor der Thür und dem ſorgloſen Angeſicht einer glücklichen Kokette ... das Verderben des Hauſes Fromont.

Sidonie hatte keine Ahnung von dem Feinde, der hinter einem Fenſter des Erdgeſchoſſes ihr Thun und Laſſen unermüdlich beobachtete und alle Einzelheiten ihres Lebens im Auge behielt: das Kommen und Gehen der Muſiklehrerin; die große Schneiderin, die morgens vorſprach; die Pappſchachteln, die für ſie gebracht wurden, und den Livreebedienten des Modemagazins „du Louvre", deſſen ſchwerer Wagen mit Schellengeklingel vor dem Thorwege hielt, wie eine große, mit ſtarken Pferden beſpannte Diligence, die gekommen war, das Haus Fromont im Galopp dem Bankerott zuzufahren.

Sigismund zählte die Pakete, wog ſie mit den Augen und drang voll Neugier durch jedes offne Fenſter in die Risleriſche Häuslichkeit ein. Seinen Blicken entgingen weder die Teppiche, die mit großem Getöſe ausgeklopft wurden, noch die Blumentiſche mit den teuren, ſeltenen, kränklichen Pflanzen, die ſich in der Sonne erholen ſollten, und jede neue Anſchaffung, die er bemerkte, ſtellte er in Gedanken mit einer der neuen, großen Geldforderungen zuſammen.

Was Sigismund aber mehr beschäftigte als alles andre, war Rislers Angesicht; denn seiner Meinung nach hatte das schlechte Weib begonnen, den besten, rechtschaffensten aller Menschen in einen ehrlosen Schurken umzuwandeln. Risler, daran zweifelte er nicht mehr, kannte seine Schande, nahm sie geduldig hin, ließ sich sein Schweigen bezahlen.

Sicherlich lag etwas Ungeheuerliches in dieser Annahme; aber reine Naturen, die das Böse vor sich sehen, ohne demselben jemals selbst verfallen zu sein, gehen leicht weit über das Ziel hinaus. Nachdem sich der Kassierer von Sidoniens und Georges' Treulosigkeit und Verrat überzeugt hatte, fand er auch Rislers Gemeinheit nicht mehr unglaublich. Nur durch sie ließ sich dessen Gleichgültigkeit gegen die Verschwendung seines Compagnons erklären.

Der brave Sigismund, in seiner alltäglichen, beschränkten Rechtschaffenheit, war nicht im stande, den feinfühligen Risler zu begreifen, und der peinliche Ordnungssinn des Kassenbeamten, sein kaufmännischer Scharfblick trennten ihn auf hundert Meilen von dem zerstreuten, träumerischen Freunde, der halb Künstler, halb Erfinder war. Sigismund beurteilte alles nach seiner eignen Persönlichkeit und hatte kein Verständnis für den Zustand eines Menschen, der im Drange des Erfindens nur von einem Gedanken beherrscht wird, und wußte nicht, daß ein solcher wie ein Nachtwandler durch das Leben geht mit Augen, die, nach innen gerichtet, von der Außenwelt nichts zu sehen vermögen.

Nach Sigismunds Ansicht konnte Risler sehen, und das machte ihn sehr unglücklich. So oft der Freund die Kassenstube betrat, sah ihn Planus forschend an, aber die ruhige Gleichgültigkeit seines Gesichtes, die wie eine mit Vorbedacht gewählte Maske erschien, that dem Beobachter so weh, daß er sich schnell von ihm abwendete, in seinen Papieren kramte, um Risler nicht sehen zu müssen, und wenn er mit ihm sprach, in den Garten hinaussah, oder die Gitterstäbe seines Verschlages anstarrte. Auch seine Worte hatten etwas so

Gezwungenes, daß man kaum wußte, an wen ſie gerichtet waren; kein freundliches Lächeln mehr, kein Rückblick auf vergangene Zeiten, wie ihn ſonſt ein Durchblättern der Kaſſenbücher hervorrief: „Dies iſt das Jahr, in dem du hier eintrateſt ... Da ſteht deine erſte Zulage gebucht ... Weißt du noch, daß wir an dem Tage bei Douix geſeſſen haben und abends ins Cafe des Aveugles gegangen ſind? ... war das eine Schmauſerei! ...“

Endlich fiel Risler das ſeltſame Weſen des Freundes auf und er ſprach darüber mit Sidonie. — Auch ſie hatte ſeit einiger Zeit die Empfindung, daß er ihr feindlich geſinnt ſei. Zuweilen, wenn ſie durch den Hof ging, fühlte ſie gleichſam den übelwollenden Blick, der ihr folgte und ſie zwang, ſich nach der Höhle des alten Kaſſierers umzuſehen. Unter dieſen Umſtänden flößte ihr die Verſtimmung zwiſchen beiden Männern eine gewiſſe Beſorgnis ein, und ſie benutzte dieſe Gelegenheit, ihren Gatten gegen etwaige Mitteilungen des Kaſſierers mißtrauiſch zu machen.

„Siehſt du denn nicht, daß er eiferſüchtig iſt ... dich um deine Stellung beneidet? ... Ein ehemaliger Kamerad, jetzt ſein Prinzipal geworden, das ärgert ihn ... Aber wenn man ſich um die Mißgunſt der Leute kümmern wollte! ... Du ſollteſt nur wiſſen, wie ich auf Schritt und Tritt davon umgeben bin.“

Risler machte große Augen. „Du?“

„Natürlich ... es verſteht ſich eigentlich von ſelbſt ... Alle dieſe Leute können mich nicht ausſtehen; ſie ſind wütend, daß die kleine Chèbe Madame Risler senior geworden iſt, und Gott weiß, welche Schändlichkeiten ſie mir ſchon nachgeſagt haben. — Auch dein Herr Kaſſierer macht aus ſeinem Herzen keine Mördergrube, ein boshafter Menſch! das kann ich dich verſichern ...“

Dieſe Worte blieben nicht ohne Wirkung. Risler, der ſich verletzt fühlte, aber zu ſtolz war, um Planus zur Rede zu ſtellen, zog ſich ebenfalls zurück und erwiderte Kälte mit Kälte. So mißtrauiſch waren die beiden ehrlichen Männer

gegeneinander, daß sie nicht mehr ohne die peinlichste Empfindung zusammentreffen konnten, und bald gab es Risler vollständig auf, die Kasse zu betreten. Dies konnte um so leichter geschehen, da alle Geldangelegenheiten Fromonts Aufgabe waren, der auch Rislers Monatsgeld jeden Ersten in seine Wohnung schickte. Dem Verkehr zwischen Sidonie und Georges kam diese Einrichtung sehr zu gute und sie gab ihnen Gelegenheit zu allerlei schmählichen Täuschungen.

Sidonie war eben jetzt eifrig darauf bedacht, die äußere Eleganz ihres Lebens zu vervollständigen. Was ihr noch dazu fehlte, war ein Sommeraufenthalt. Im Grunde haßte sie das Landleben, fand, daß Bäume, Felder, staubige Landstraßen „das Widerwärtigste sind, was es auf Erden gibt". Aber Claire Fromont verlebte die Sommerzeit in Savigny. Sobald die ersten schönen Tage kamen, wurden in der unteren Etage Koffer gepackt, Vorhänge abgenommen, ein großer Möbelwagen, auf dem die blau bebänderte Wiege der Kleinen hin und her schwankte, setzte sich nach dem Schlosse des Großvaters in Bewegung und eines schönen Morgens fuhren Mutter, Großmutter, Amme und Kind, eine ganze Masse weißer Stoffe und wehender Schleier im scharfen Trabe sonnigen Rasenplätzen und schattigen Heckenwegen zu.

Nun war Paris häßlich und menschenleer, und obwohl Sidonie die Stadt auch um diese Jahreszeit, in der Gluthitze eines Hochofens, gern hatte, dachte sie voll Neid an die Pariser Eleganz, die jetzt am Meeresufer unter schattenden Sonnenschirmen lustwandelte und das Seebad, wo es gestattet ist, ein schönes Bein zu zeigen und zu beweisen, daß man wirklich eignes, kastanienbraunes, langes, lockiges Haar besitzt, zu tausend neuen Erfindungen, zu allerlei gewagten Anzügen benutzt.

Ein Seebad? ... es war nicht daran zu denken ... Risler konnte nicht abkommen.

Ein Landhaus kaufen? .. Dazu fehlten die nötigen Geldmittel.

Georges Fromont wäre zwar bereit gewesen, auch diese Laune zu befriedigen; aber ein Landhaus läßt sich nicht, wie ein Armband oder ein Kaschmirshawl heimlich geben und nehmen. Dazu mußte man sich die Einwilligung des Mannes verschaffen — eine schwierige Aufgabe — mit Risler konnte jedoch der Versuch gemacht werden.

Um den Weg zu bahnen, sprach Sidonie immer wieder mit Sehnsucht von einem kleinen, nicht zu teuern Winkelchen auf dem Lande. Lächelnd hörte ihr Risler zu, denn bei ihren Worten erwachte auch in ihm das Verlangen nach Grundbesitz, das mit dem Vermögen zu kommen pflegt, und er dachte an hohes Gras und den Ertrag eines schönen Obstgartens. Aber da er ein verständiger Mann war, gab er zur Antwort: „Wir wollen sehen ... wollen sehen ... warte nur auf den Jahresschluß."

Der Jahresschluß im Munde des Kaufmanns bedeutet die Inventur.

Inventur ... ein Zauberwort! Das ganze Jahr geht es vorwärts, immer vorwärts im Drange der Geschäfte. Das Geld kommt und geht, cirkuliert, zieht andres herbei, wird wieder zerstreut und das Vermögen des Hauses ist — wie eine schimmernde Schlange — in fortwährender Bewegung; jetzt lang ausgedehnt, dann wieder zusammengezogen, so daß es unmöglich wird, sich von seinem wirklichen Zustande Rechenschaft zu geben, bis ein Augenblick der Ruhe eintritt. Diesen bietet die Inventur und erst durch sie wird festgestellt, wie die Verhältnisse des Hauses sich gestaltet haben und ob das Jahr, das ein gutes zu sein schien, es auch wirklich gewesen ist.

Dieser Abschluß pflegt Ende Dezember, gegen Weihnachten oder Neujahr gemacht zu werden. Da er eine große Arbeitslast mit sich bringt, werden die Comptoirstunden bis tief in die Nacht verlängert. Das ganze Haus bleibt in Bewegung und die überall brennenden Lampen geben auch allen Geschäftsräumen jenen festlichen Glanz, der in der letzten Woche des Jahres im Familienkreise herrscht und die

Fenſter der Wohnzimmer allabendlich erhellt. — Jeder, der dem Handlungshauſe angehört, nimmt lebhaft Anteil am Ergebnis der Inventur, denn alle Zulagen und Neujahrsgeſchenke hängen davon ab. So iſt denn, während der Jahresgewinn oder Verluſt einer reichen Fabrik feſtgeſtellt wird, auch in den fünften Etagen oder den kleinen Wohnungen der äußerſten Vorſtädte unter den Arbeiterfrauen, den Kindern und Großeltern unaufhörlich von der Inventur die Rede; ſie wird darüber entſcheiden, ob ſich der kleine Haushalt noch größere Entbehrungen auferlegen muß, oder ſich endlich einen langerſehnten, immer verſchobenen Einkauf geſtatten darf.

In dieſer Zeit iſt bei Fromont junior und Risler senior Sigismund Planus der Gott des Hauſes, und ſein kleiner Gitterverſchlag ein Heiligtum, in welchem alle Commis Wache halten. In der tiefen Stille der ſchlafenden Fabrik rauſchen die ſchweren Blätter der Rechnungsbücher. Hin und wieder wird ein Name genannt, der den Vergleich mit andern Regiſtern veranlaßt; unaufhörlich kratzen die Federn auf dem Papier. Der alte Kaſſierer, von ſeinen Untergebenen umringt, ſieht in ſeiner Geſchäftigkeit geradezu ſchreckenerregend aus. Von Zeit zu Zeit kommt Fromont junior auf einen Augenblick herein; er iſt im Begriff auszufahren, hat bereits die Handſchuhe an, die Cigarre im Munde, tritt langſam auf den Zehenſpitzen heran, ſieht durch das Gitter und fragt: „Nun ... wie ſteht es?“

Sigismund antwortet nur durch ein Grunzen, und der junge Herr des Hauſes entfernt ſich, ohne ein weiteres Wort. Die Miene des Kaſſierers hat ihm nur zu deutlich geſagt, daß der Beſcheid kein erfreulicher ſein würde.

In der That war ſeit den Revolutionsjahren, als in den Fabrikhöfen gekämpft wurde, noch keine Inventur des Hauſes Fromont ſo ſchlecht ausgefallen. Einnahmen und Ausgaben deckten ſich; der Geſchäftsbetrieb hatte den Gewinn vollſtändig verſchlungen und überdies war Fromont junior

der Kaſſe noch bedeutende Summen ſchuldig. Mit dem Ausdruck tiefer Niedergeſchlagenheit ſtieg der alte Kaſſierer am 31. Dezember die Treppe hinauf, um Georges Fromont das Ergebnis ſeiner Berechnungen mitzuteilen.

Dieſer aber nahm die Sache leicht; es würde ſchon beſſer werden! und um die gute Laune des Kaſſierers herzuſtellen, ſchenkte er ihm tauſend Franken, ſtatt der fünfhundert, die ſein Onkel als jährliche Gratifikation zu geben pflegte. Das ganze Perſonal wurde mit derſelben Freigebigkeit bedacht und in der allgemeinen Freude geriet der ungünſtige Jahresabſchluß in Vergeſſenheit. Seinen Compagnon Risler wollte Georges ſelbſt von der Bilanz in Kenntnis ſetzen.

Als er in das kleine Arbeitszimmer trat, deſſen Oberlicht die nachdenklichen Züge des mit ſeiner Erfindung Beſchäftigten hell beleuchtete, hatte Fromont junior eine Anwandlung von Reue und Schamgefühl über ſein Vorhaben und blieb zögernd ſtehen.

Risler hatte ſich, als er die Thüre öffnen hörte, fröhlich umgeſehen.

„Schorſch, lieber Schorſch ... ich habe meine Druckmaſchine ... es fehlen zwar noch ein paar Kleinigkeiten ... aber es kommt nichts darauf an ... der Hauptſache bin ich ſicher. Nun Sie werden ja ſehen ... werden ja ſehen! Nun mögen die Prochaſſons thun, was ſie wollen, mit der Rislerſchen Druckmaſchine ſchlagen wir alle Konkurrenten aus dem Felde."

„Bravo, Kamerad!" antwortete Fromont junior; „das ſind gute Ausſichten für die Zukunft ... aber denken Sie denn gar nicht an die Gegenwart ... an unſre Inventur?"

„Ja, wahrhaftig — die hatte ich ganz vergeſſen! ... Nun, ſie iſt wohl nicht glänzend ausgefallen?" fügte er hinzu, als er Georges' unruhige, verlegene Miene bemerkte.

„Im Gegenteil, ſehr glänzend!" antwortete der junge Mann. „Wir haben alle Urſache, zufrieden zu ſein, beſonders da es unſer erſtes Geſchäftsjahr iſt. Auf jeden von

uns kommen vierzigtauſend Franken Reingewinn, und da ich mir dachte, daß Sie vielleicht Geld brauchten, um Ihrer Frau ein Neujahrsgeſchenk zu machen . . ."

Und ohne dem wackeren Mann, den er in dieſem Augenblick hinterging, ins Geſicht zu ſehen, legte Fromont junior ein Paket Anweiſungen und Banknoten auf den Tiſch.

Risler senior war tief bewegt. So viel Geld auf einmal und für ihn allein! Zuerſt dachte er an die großherzigen Fromonts, die ihn zu dem gemacht hatten, was er war, dann an ſeine kleine Sidonie und den Wunſch, den ſie ſo häufig ausgeſprochen hatte. Jetzt war er im ſtande, ihn zu erfüllen.

Mit Thränen in den Augen und einem guten Lächeln um die Lippen ſtreckte er ſeinem Aſſocié beide Hände entgegen.

„Ich bin ſo glücklich . . . ſo glücklich!" rief er aus; es war ſein Lieblingswort bei großen Gelegenheiten. Dann zeigte er auf die Banknoten, die vor ihm lagen, die leichten Blättchen, die immer bereit ſind, auf und davon zu fliegen.

„Wiſſen Sie was das iſt?" fragte er Georges mit triumphierender Miene; „das iſt Sidoniens Landhaus."

Als ob ſich das nicht von ſelbſt verſtanden hätte!

Zwölftes Kapitel.

Ein Brief.

An Herrn Franz Risler, Ingenieur der franzöſiſchen Baugeſellſchaft. Ismailia, Aegypten.

„Lieber Franz! Dieſe Zeilen ſchreibt Dir der alte Sigismund. Wenn ich mich beſſer darauf verſtünde, meine Gedanken zu Papier zu bringen, ſo hätte ich Dir viel zu erzählen; aber das verwünſchte Franzöſiſch fällt unſereinem gar zu ſchwer, und wenn Sigismund Planus nicht mit Zahlen hantieren kann, bringt er nicht viel zu ſtande. Darum will ich Dir lieber ganz einfach ſagen, um was es ſich handelt.

„Im Hauſe Deines Bruders gehen Dinge vor, die nicht in der Ordnung ſind. Seine Frau betrügt ihn mit ſeinem Aſſocié. Sie hat ihren Mann lächerlich gemacht, und wenn es ſo weitergeht, wird man ihn noch für einen Schuft halten. Darum höre auf meinen Rat, lieber Junge, und komm herüber, ſobald Du irgend kannſt. Du allein biſt im ſtande, mit Risler zu ſprechen und ihm über ſeine Sidonie die Augen zu öffnen. Allen andern würde er nicht glauben. Alſo nimm ſchnell Urlaub und komm.

„Ich weiß, daß Du da draußen Dein Brot zu verdienen und Deine Zukunft zu gründen haſt. Aber ein Ehrenmann muß vor allen Dingen den Namen reinhalten, den er von ſeinen Eltern bekommen hat. Ich aber ſage Dir, wenn Du Dich nicht beeilſt, nicht ſo bald als möglich hier biſt, wird der Name Risler eines Tages mit ſo viel Schande bedeckt ſein, daß Du ihn nicht mehr führen kannſt.

Sigismund Planus, Kaſſierer.“

Dreizehntes Kapitel.

Der Rächer.

Wer, durch Arbeit oder Krankheit ins Haus gebannt, ſein Leben in demſelben Raume, an demſelben Fenſter zubringt, wird nicht nur mit den Mauern, Dächern und Fenſtern der Nachbarſchaft vertraut — er beſchäftigt ſich auch mit den Vorübergehenden. Während er ſelbſt zur Unbeweglichkeit verurteilt iſt, verſenkt er ſich in das rege Leben und Treiben der Straße, und die geſchäftigen Menſchen, die täglich zu beſtimmten Stunden an ihm vorbeikommen, ahnen nicht, daß ſie andern, ſtillen Exiſtenzen gleichſam als Zeitmeſſer dienen, von Freundesaugen beobachtet und ſchmerzlich vermißt werden, wenn ſie zufällig einen andern Weg gegangen ſind.

Auch die beiden Delobelles, die Tag für Tag in ihren vier Wänden blieben, machten ſolche Beobachtungen. Da

das Fenſter ſchmal war, pflegte die Mutter, deren Augen durch die Arbeit gelitten hatten, dicht an der zurückgeſchobenen Gardine zu ſitzen, während der große Lehnſtuhl ihrer Tochter zwar dicht neben ihr, aber doch etwas vom Fenſter entfernt ſtand. Die Mutter pflegte Déſirée die täglich Vorübergehenden zu nennen; es war eine kleine Zerſtreuung, gab Stoff zum Geſpräch und die langen Arbeitsſtunden ſchienen ſchneller zu verfließen, wenn ſie durch das regelmäßige Kommen und Gehen andrer, beſchäftigter Menſchen gleichſam gemeſſen wurden. Da kamen zwei kleine Schweſtern, ein Herr im grauen Ueberrock, ein Knabe, der in die Schule geführt und wieder abgeholt wurde, und ein alter Beamter mit einem Stelzfuße, deſſen Schritte dröhnend vom Trottoir heraufklangen. Letzterer war übrigens kaum zu ſehen, denn er ging erſt nach Einbruch der Dunkelheit vorüber; aber man hörte ihn und ſein ſchwerer Tritt erſchien der kleinen Lahmen wie das Echo ihrer düſterſten Gedanken. Alle dieſe Bekannten von der Straße nahmen ahnungslos das Intereſſe der beiden Frauen in Anſpruch. Bei Regenwetter hieß es: „Die Armen werden naß ... Ob das Kind wohl vor dem Platzregen nach Hauſe gekommen iſt?“ — Und beim Wechſel der Jahreszeiten, wenn die Märzſonne auf die rieſelnden Trottoirs fiel, oder der Dezemberſchnee ſie mit einer ſchwarz und weiß gefleckten Decke überzog, ſagten ſich die beiden Klausnerinnen beim Anblick eines neuen Kleidungsſtückes ihrer Freunde: „Es wird Sommer!“ oder „Der Winter iſt da!“

Jetzt aber war ein Maiabend gekommen, einer jener hellen, ſtillen Abende, die das Leben in den Häuſern an die offnen Fenſter locken. Déſirée und ihre Mutter regten Nadeln und Finger mit verdoppeltem Eifer, um vor dem Anzünden der Lampe das letzte Tageslicht auszunutzen. Das fröhliche Geſchrei ſpielender Kinder klang aus den Höfen herauf, fernes Klavierſpiel war zu hören und das Rufen der Straßenverkäufer, die mit halbgeleertem Karren vorüberfuhren;

die Luft war vom Hauch des Frühlings, von leiſem Hyacinthen- und Fliederduft erfüllt.

Madame Delobelle hatte eben ihre Arbeit weggelegt und horchte, ehe ſie das Fenſter ſchloß, mit aufgeſtützten Ellbogen auf das Getöſe der großen, geſchäftigen Stadt, das fröhliche Leben und Treiben des Feierabends in den Straßen. Zuweilen richtete ſie, ohne ſich umzuſehen, ein Wort an ihre Tochter.

„Ei! da iſt ja Herr Sigismund ... wie früh er heute abend die Fabrik verläßt! ... Aber vielleicht kommt es mir nur ſo vor, weil die Tage länger werden ... Es kann doch aber noch nicht ſieben ſein? ... Wen der alte Kaſſierer wohl bei ſich hat? ... Sonderbar ... man könnte wirklich glauben, es wäre Franz Risler ... aber das iſt ja nicht möglich! Monſieur Franz iſt weit von hier ... auch hatte er keinen Bart ... dennoch iſt's eine große Aehnlichkeit ... ſieh 'mal her, Kind!"

Aber das Kind bleibt im Seſſel ſitzen, rührt ſich nicht einmal. Mit in die Ferne ſchauendem Blick und erhobener Nadel, wie plötzlich inmitten ihrer Arbeit gebannt, ſitzt Déſirée da, in das Zauberland der Phantaſie entrückt, das zu erreichen kein Gebrechen hindert. Der Name Franz, den ihre Mutter halb mechaniſch beim Anblick einer flüchtigen Aehnlichkeit genannt hat, umſchließt für ſie eine ganze Welt holder Träume, ſüßer Hoffnungen, vergänglich wie das Erröten, das ihr in die Wangen ſtieg, wenn er abends, beim Nachhauſekommen, einen Augenblick vorſprach, um mit ihr zu plaudern. Wie fern lag das alles! Und doch hatte er einſt nebenan gewohnt; ſie hatte ſeinen Schritt auf der Treppe und das ans Fenſter Schieben ſeines Zeichentiſches im Nachbarſtübchen hören können. Und wie that es ihr wohl und weh, ihm zu lauſchen, wenn er auf dem niedrigen Schemel zu ihren Füßen ſaß und von Sidonie ſprach, während ſie mit ihren Vögeln und Käfern beſchäftigt war.

Sie ſprach ihm Mut ein, indes ſie emſig weiter arbeitete, und ſuchte ihn zu tröſten, denn Sidonie hatte dem armen

Franz manches kleine Herzeleid angethan, ehe sie ihm das große zufügte. Der Ton seiner Stimme, wenn er von ihrer Nebenbuhlerin sprach, der Glanz seiner Augen, wenn er an sie dachte, bezauberten die kleine Désirée, und als er in Verzweiflung fortging, war „die Liebe, die dahinten blieb", noch größer als die, welche er mit sich nahm. Eine Liebe, die in der immer gleichen Umgebung, der immer gleichen Lebensweise unabänderlich dieselbe bitter-schmerzliche bleiben mußte, während seine Empfindung allen Winden preisgegeben, unter fremdem Himmel, auf fremden Wegen vielleicht verblaßte und verflog.

Das Tageslicht verschwindet mehr und mehr und mit der wachsenden Dunkelheit kommt eine tiefe Schwermut über das junge Mädchen. Der Freudenschimmer der Vergangenheit verblaßt wie der Tagesschein in der engen Fensternische, in der die Mutter mit aufgestützten Armen sitzen geblieben ist.

Plötzlich wird die Thür geöffnet; auf der Schwelle erscheint eine Gestalt, die nicht mehr deutlich zu sehen ist ... Wer kann es sein? Die beiden Delobelles bekommen keinen Besuch und die Mutter, die sich umgewendet hat, sagt — in der Voraussetzung, daß jemand aus dem Modemagazin geschickt werde, ihre Wochenarbeit abzuholen: „Mein Mann ist schon gegangen, Monsieur, wir haben nichts mehr hier ..."

Der Fremde tritt, ohne zu antworten, auf sie zu, und je mehr er sich dem Fenster nähert, um so deutlicher erscheint sein Profil auf dem dämmerigen Hintergrunde. Es ist ein großer, kräftig gebauter, sonnenverbrannter Bursche mit dichtem, blondem Bart, der endlich mit voller Stimme und etwas schwerfälliger Aussprache fragt: „Ist's möglich, Madame Delobelle, Sie erkennen mich nicht?"

„Ich, Monsieur Franz, habe Sie gleich erkannt," antwortet Désirée in kaltem, förmlichem Tone.

„Barmherziger Gott, Monsieur Franz!"

Schnell, schnell stürzt Madame Delobelle auf die Lampe zu, zündet sie an und schließt das Fenster.

„Wie, Sie ſind es wirklich, lieber Franz? ... Wie ruhig die Kleine das ſagte: ‚Ich habe Sie gleich erkannt'. ... So ein kleiner Eisblock ... Sie wird nie anders werden!"

Sie iſt wirklich wie ein kleiner Eisblock ... bleich, ganz bleich, und ihre Hand, die Franz erfaßt hat, liegt weiß und kalt in der ſeinigen.

Er findet ſie ſchöner, zarter geworden, während er ihr herrlich vorkommt wie immer und der Ausdruck von Müdigkeit und Schwermut, der in ſeinen Augen liegt, ihn nur männlicher erſcheinen läßt als bei ſeiner Abreiſe.

Die Müdigkeit kommt von der Haſt ſeiner Reiſe, die er gleich nach Empfang des furchtbaren Planusſchen Briefes angetreten. Das Wort „Schande" hat ihn angeſtachelt; augenblicklich, ohne Urlaub iſt er gekommen, hat ſeine Stellung, ſein Hab und Gut daran geſetzt, iſt vom Schiffe ins Eiſenbahncoupé geſtiegen und hat erſt in Paris Halt gemacht. So hatte er denn wohl Urſache, ermüdet zu ſein, um ſo mehr, da er in Gedanken voll Angſt, Zweifel und wachſender Beſorgnis die weite Entfernung wenigſtens zehnmal durchmeſſen hat.

Seine Schwermut aber ſtammt aus früheren Zeiten; ſie iſt auf den Tag zurückzuführen, als das Mädchen, das er liebte, ſich geweigert, ihn zu heiraten, um ſechs Monate ſpäter ſeines Bruders Weib zu werden. Das waren zwei harte Schläge kurz nacheinander und der zweite noch härter als der erſte. Uebrigens hat ihm ſein Bruder vor der Hochzeit geſchrieben, ihn gleichſam um ſeine Einwilligung zu ſeinem Glück gebeten, und hat das in ſo rührenden, zärtlichen Worten gethan, daß die Wucht des Schlages in etwas dadurch gemildert wurde. Und dann haben Zeit, Arbeit und weite Reiſen den Schmerz des jungen Mannes mehr und mehr bezwungen, bis endlich nur noch eine ſtille Schwermut davon zurückgeblieben ... es wäre denn, daß ſein Zorn und Haß gegen das Weib, das ſeines Bruders Namen entehrt, ein Nachhall ſeiner einſtigen Liebe iſt.

Nein, nein, Franz Risler hat nur die Absicht, die Ehre seines Namens zu rächen. Nicht als Liebender, als Richter ist er gekommen — Sidonie mag sich hüten.

Sobald er in Paris dem Coupé entstiegen war, begab er sich in die Fabrik; er hoffte, daß ihm die Ueberraschung, das Erschrecken über sein unerwartetes Erscheinen auf den ersten Blick verraten würden, was hier vorging. Unglücklicherweise hatte er aber niemand getroffen.

Seit vierzehn Tagen schon waren die Jalousieen des kleinen Hinterhauses geschlossen und Vater Achilles sagte ihm, daß beide Damen auf ihren Landsitzen wohnten und daß auch die beiden Associés jeden Abend hinausfuhren. Fromont junior hatte heute das Geschäft schon früh verlassen, Risler senior war eben erst fortgegangen.

Franz beschloß, mit dem alten Sigismund zu sprechen. Aber es war Samstag, das heißt Zahltag, und so mußte er warten, bis die lange Reihe der Arbeiter abgefertigt war, die sich von der Portierloge des alten Achilles bis zum Kassenschalter erstreckte.

Trotz seiner Ungeduld und Traurigkeit that es dem armen Jungen, der von Kindheit an das Leben der Pariser Arbeiter kennen gelernt hatte, in der Seele wohl, sich einmal wieder inmitten dieses eigentümlichen Treibens zu befinden. Auf allen diesen teils gutmütigen, teils boshaften Gesichtern lag das frohe Bewußtsein der vollendeten Wochenarbeit, und es war unverkennbar, daß für sie der Sonntag bereits am Samstag um sieben Uhr abends vor der kleinen Lampe des Kassierers seinen Anfang nahm.

Man muß unter den Gewerbtreibenden gelebt haben, um den Reiz und die Weihe des Ruhetags zu begreifen. Vielen dieser armen Menschen, die ungesunde Arbeiten betreiben, bringt der segensreiche Sonntag das Aufatmen in frischer Luft, das ihnen für Gesundheit und Leben unentbehrlich ist. Daher die jubelnde Freude, die ihn begrüßt, die lärmende Lust, mit welcher er genossen wird. Es ist, als

ob der Druck der Wochenarbeit mit dem letzten Dampf der Maſchinen, der ziſchend über dem Rinnſteine ausſtrömt, in alle Winde zerſtreut würde.

Beim Verlaſſen des Schalters zählten die Arbeiter das Geld, das blinkend in ihren geſchwärzten Händen lag, ſorgſam nach. Einige ſchienen unzufrieden, murrten, beſchwerten ſich. Aber ſie hatten Arbeitsſtunden verſäumt oder Vorſchuß erhalten, und durch das Klingen der ſchweren Kupfermünzen hörte man die ruhige, mitleidsloſe Stimme des alten Sigismund, der die Intereſſen der Firma bis zur Hartherzigkeit verteidigte.

Franz war mit den Scenen des Zahltages vertraut und wußte die echten Herzenstöne von den falſchen zu unterſcheiden. Er wußte, daß dieſer um ſeiner Familie willen mehr verlangte, um den Bäcker, den Apotheker, die Schule zu bezahlen, jener nur für die Schenke oder noch Schlimmeres. Auch die traurigen, verkümmerten Schattengeſtalten, die vor dem Thorwege der Fabrik hin und her huſchten und lange, forſchende Blicke in den Hof warfen, waren ihm bekannt. Sie alle warteten auf einen Vater, einen Gatten, um ihn mit Bitten oder Vorwürfen ſo ſchnell als möglich nach Hauſe zu geleiten.

Und die barfüßigen Kinder; die elenden, in alte Shawlfetzen gehüllten Säuglinge; die zerlumpten Weiber, deren thränennaſſe Wangen ſo weiß ſind wie die Haube, die ſie umſchließt. Und das Laſter, das in finſteren Winkeln auf die Stunde der Lohnzahlung lauert; die Spelunken, die in engen dunkeln Gaſſen ihre Lampen anzünden und hinter den ſchmutzigen Scheiben die bunten Farben der Alkoholgifte zur Schau ſtellen ... all dies Elend war Franz bekannt, aber niemals war es ihm ſo düſter, ſo herzzerreißend erſchienen, wie an dieſem Abend.

Endlich war die Ablohnung vorüber und der alte Sigismund verließ ſein Büreau.

Die beiden Freunde erkannten und umarmten ſich, und in der tiefen Stille der für vierundzwanzig Stunden raſtenden

Fabrik berichtete der alte Kaſſierer, was geſchehen war. Er ſchilderte Sidoniens Thun und Treiben, ihre wahnſinnige Verſchwendung, die Schande, die ſie über ihren Mann gebracht hatte. Kürzlich erſt hatte das Nislerſche Ehepaar in Asnières ein Landhaus, die ehemalige Beſitzung einer Schauſpielerin, gekauft und prachtvoll eingerichtet; ſie hielten Wagen und Pferde und machten überhaupt großen Aufwand. Was den wackeren Sigismund am meiſten beunruhigte, war die Zurückhaltung Georges Fromonts. Seit einiger Zeit nahm er beinahe gar kein Geld aus der Kaſſe und doch brauchte Sidonie mehr als je.

„Es ſteht gar nicht gut ... gar nicht gut!“ ſagte der Kaſſierer mit traurigem Kopfſchütteln, und mit gedämpfter Stimme fügte er hinzu: „Aber dein Bruder, lieber Junge, dein Bruder? ... Wie ſoll man ſich ſein Benehmen erklären? Er ſieht in die Luft, ſteckt die Hände in die Taſchen und hat für nichts Sinn als für ſeine unglückſelige Erfindung, die nicht mehr vorwärts will. Soll ich dir ſagen, was ich von ihm denke? Er iſt entweder ein Schuft oder ein Dummkopf!“

Während dieſes Geſpräches gingen ſie in dem kleinen Garten auf und nieder, blieben ſtehen, ſchritten weiter und Franz war dabei zu Mut, als befinde er ſich in einem wüſten Traum. Seine ſchnelle Reiſe, der plötzliche Wechſel des Klimas und der Umgebung, Sigismunds endloſer Wortſchwall, das neue Bild, das er ſich von ſeinem Bruder und Sidonie machen ſollte — von Sidonie, die er ſo innig geliebt hatte ... das alles verwirrte ihn, brachte ihn faſt von Sinnen.

Es war ſpät — der Abend brach herein. Sigismund ſchlug vor, daß Franz mit ihm nach Montrouge gehen und bei ihm übernachten ſolle; aber der junge Mann lehnte die Einladung ab, indem er Müdigkeit vorſchützte, und als er ſich dann in der unbehaglichen Zwiſchenzeit, wenn das Tageslicht erloſchen und das Gas noch nicht angezündet iſt, im Marais allein ſah, begab er ſich mechaniſch nach ſeiner alten Wohnung in der Rue de Braque.

An der Hausthür hing ein Zettel mit der Inſchrift: „Möbliertes Zimmer zu vermieten“, und es fand ſich, daß es die Stube war, die er ſo lange mit ſeinem Bruder bewohnt hatte. Er erkannte ſeine, noch immer mit vier Stecknadeln an der Wand befeſtigte Landkarte, das Treppenfenſter und das kleine Thürſchild der beiden Delobelles: „Modeartikel in Vögeln und Käfern.“

Die Delobelleſche Thür ſtand offen; er brauchte ſie nur anzuſtoßen, um eintreten zu können.

Sicherlich gab es für ihn in ganz Paris keine beſſre Zuflucht, kein Plätzchen, wo ſein erſchüttertes Gemüt ſicherere Ruhe und Frieden finden konnte. Dieſe ſtille, arbeitsvolle Häuslichkeit wurde für ſein augenblicklich ſo haltloſes Daſein zum Hafen der Ruhe, zum ſonnigen, friedvollen Ufer, wo fleißige Frauen die Heimkehr des Gatten, des Vaters erwarteten, während draußen Wind und Wellen toſen. Was ihn aber vor allem — vielleicht nur unbewußt — anzog, war die Empfindung, hier eine treue Zuneigung zu finden, war jene Zaubermacht, welche ſelbſt die Liebe, die wir nicht erwidern, auf uns ausübt.

Wie lieb hatte ihn der kleine Eisblock Déſirée! Wenn ſie mit ihm die gleichgültigſten Dinge beſprach, leuchteten ihre Augen, und das unbedeutendſte ſeiner Worte verklärte ihr hübſches Geſicht. Das war ein wohlthuendes Ausruhen nach allen den bitteren, verletzenden Worten des alten Sigismund.

Sie plauderten lebhaft miteinander, während Madame Delobelle den Tiſch deckte.

„Sie eſſen doch mit uns, Monſieur Franz? ... Der Vater iſt ausgegangen, um unſre Arbeit fortzutragen, aber zum Eſſen kommt er beſtimmt nach Hauſe.“

Die gute Frau ſagte das mit einem gewiſſen Stolz und war dazu berechtigt, denn ſeit dem Mißlingen ſeines Theaterunternehmens ſpeiſte der berühmte Mann nicht mehr auswärts — ſelbſt nicht, wenn er das Wochengeld erhob. Der unglückliche Theaterdirektor hatte in ſeinem Reſtaurant

ſo häufig auf Kredit gegeſſen, daß er jetzt nicht mehr hinzugehen wagte. Dagegen verfehlte er nie, Samstags zwei bis drei ausgehungerte Tiſchgäſte mitzubringen, alte Kameraden, Pechvögel, wie er ſelbſt einer war. Dieſen Abend erſchien er in Begleitung eines Bonvivants vom Theater zu Metz und eines Komikers vom Theater zu Angers, beide augenblicklich außer Engagement.

Der Komiker, der im Lampenlicht alt und grau geworden war, ſah mit ſeinem glattraſierten Geſicht wie ein greiſer Gaſſenjunge aus und der Bonvivant trug einen ſpaniſchen Mantel und ließ keine Spur von Wäſche ſehen. Schon von der Thürſchwelle aus begann Delobelle ſie pomphaft vorzuſtellen, aber als er Franz Risler erblickte, unterbrach er ſich.

„Franz! . . . mein geliebter Franz!“ rief der alte Bretterheld mit melodramatiſchem Ausdruck, indem er mit den Händen krampfhaft in die Höhe fuhr, und nach einer langen, gefühlvollen Umarmung ſtellte er ſeine Gäſte gegenſeitig vor: „Monſieur Robricart vom Theater zu Metz, Monſieur Chadezon vom Theater zu Angers — Monſieur Franz Risler, Ingenieur.“

Im Munde Delobelles gewann das Wort „Ingenieur“ ein unſagbares Gewicht!

Déſirée verzog den Mund, als ſie die Freunde des Vaters erblickte; ſie hätte den heutigen Abend viel lieber im engſten Familienkreiſe verlebt. Aber dafür hatte der große Mann kein Verſtändnis und überdies war er zu ſehr mit der Entleerung ſeiner Taſchen beſchäftigt. Zuerſt entnahm er ihnen eine köſtliche Paſtete. — „Für die lieben Damen“ ſagte er und ſchien ganz zu vergeſſen, daß er ſelbſt dafür ſchwärmte. Dann erſchien ein Hummer, eine Arleſiſche Wurſt, kandierte Mandeln und friſche Kirſchen — das erſte vom Jahre!

Während der entzückte Bonvivant einen unſichtbaren Hemdkragen aufzupfte und der Komiker mit einer Gebärde, die vor etwa zehn Jahren Beifall zu erregen pflegte, ein

behagliches Grunzen hören ließ, dachte Désirée mit Schrecken an die Lücke, welche dies improvisierte Festmahl in ihrer beschränkten Kasse zurücklassen mußte, und Madame Delobelle durchstöberte ihr Büffett, um die nötigen Bestecke zusammenzufinden.

Die Mahlzeit verlief in heiterster Stimmung. Die beiden Komödianten hieben tapfer ein, zur Freude Delobelles, der allerlei Bühnenerinnerungen mit ihnen austauschte. Das war nun freilich nichts Erquickliches, sondern gleichsam ein häßliches Durcheinander verblichener Gewänder, erloschener Lampen, verschimmelter, zerbröckelnder Requisiten. — In platt-vertraulicher Ausdrucksweise erinnerten sie sich an ihre zahllosen Triumphe, denn ihrer Darstellung nach waren sie alle drei mit Beifall überschüttet, mit Lorbeer gekrönt, von der Bevölkerung ganzer Städte hochgefeiert, und während sie davon sprachen, aßen sie, wie eben Schauspieler essen, wenn sie auf der Bühne, mit einer Dreiviertelswendung das Gesicht voll dem Publikum zugekehrt, vor einer Mahlzeit von Papiermaché sitzen, abwechselnd reden und schlucken und durch die Art und Weise, wie sie das Glas hinstellen oder den Stuhl heranrücken oder mit Messer und Gabel hantieren, Teilnahme, Verwunderung, Freude oder Schrecken ausdrücken. Mutter Delobelle hörte lächelnd zu, denn eine Frau, die seit dreißig Jahren die Gattin eines Schauspielers ist, hat sich nachgerade an solche Seltsamkeiten gewöhnt.

Ein Eckchen des Tisches aber war, wie durch eine Nebelwolke, die jede Albernheit, jedes grobe Lachen, jede Prahlerei auffing, von der übrigen Gesellschaft getrennt. Da saßen in halblautem Geplauder Franz und Désirée, ohne von den Gesprächen der andern etwas zu hören. Kindheitserlebnisse, Geschichten aus der Nachbarschaft, nichtssagende Vorfälle, denen nur die Gemeinsamkeit der Erinnerungen Wert verlieh, waren der Gegenstand ihres traulichen Geflüsters.

Plötzlich zerriß die Nebelwolke und die dröhnende Stimme Delobelles unterbrach das Zwiegespräch.

„Du haſt deinen Bruder noch nicht geſehen?“ fragte er Franz, um dieſen Gaſt nicht ganz zu vernachläſſigen. „Auch ſeine Frau noch nicht? ... Nun, da wirſt du eine Modedame finden ... Toiletten, mein Junge, und einen Schick ... ich will dir nichts weiter ſagen! ... In Asnières haben ſie ein wahres Schloß ... auch die Chèbes wohnen dort. Wir ſind uns durch alles das fremd geworden. Wenn man reich wird, läßt man die alten Freunde fallen. Kein Wort für uns ... kein Beſuch. Was mich betrifft, ſo kannſt du dir wohl denken, daß es mich gleichgültig läßt, aber für meine Frau und Tochter iſt es eine Kränkung.“

„Oh, Papa,“ fiel Déſirée lebhaft ein, „du weißt, daß wir Sidonie viel zu lieb haben, um ihr das übelzunehmen.“

Der Schauſpieler ſchlug wütend mit der Fauſt auf den Tiſch. „Das iſt eben euer Unrecht,“ rief er aus. „Man hat es übelzunehmen, wenn die Leute darauf ausgehen, uns zu kränken und zu demütigen.“

Er hatte das Verſagen des Kapitals zu ſeinem Theaterunternehmen noch nicht verſchmerzt und war nicht gewöhnt, ſeinen Groll zu verbergen.

„Wenn du wüßteſt,“ fuhr er zu Franz gewendet fort, „wenn du wüßteſt, welche Verſchwendung ſie treiben ... es iſt ein wahrer Jammer! Dieſe Unvernunft ... Dieſe Gedankenloſigkeit! Ich, der ich hier vor dir ſitze, habe deinen Bruder um eine kleine Summe gebeten, die mir eine Zukunft geſichert und ihm reiche Zinſen eingebracht hätte ... er hat ſie mir rundweg abgeſchlagen. Natürlich! Madame braucht eben zu viel. Sie reitet, fährt in eigner Equipage zu Wettrennen und läßt den Mann nach ihrer Pfeife tanzen. Auch glaube ich, unter uns geſagt, durchaus nicht, daß ſich der gute Risler glücklich fühlt ... ſeine kleine Frau ſpielt ihm allerlei Streiche.“

Der ehemalige Schauſpieler vervollſtändigte ſeine Rede durch ein ausdrucksvolles Augenblinzeln, das er dem Komiker und dem Bonvivant zuwarf, worauf ein Austauſch jener

hergebrachten Grimaſſen und Ausrufungen ſtattfand, die auf der Bühne ſtilles Verſtändnis ausdrücken.

Franz war niedergeſchmettert; ſo ſehr er ſich dagegen ſträubte, die traurige Gewißheit drang von allen Seiten auf ihn ein. Sigismund hatte in ſeiner Weiſe geſprochen; jetzt that es Delobelle in der ſeinigen . . das Ergebnis war ganz dasſelbe.

Glücklicherweiſe war das Diner zu Ende; die Schauſpieler erhoben ſich und gingen miteinander in die Brauerei der Rue Blondel, Franz blieb mit den Frauen allein.

Als ihn Déſirée ſo weich und zutraulich an ihrer Seite ſitzen ſah, überkam ſie plötzlich ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit für Sidonie. Sie ſagte ſich ſelbſt, daß ſie dieſen Schimmer von Glück im Grunde genommen nur der Großherzigkeit ihrer ehemaligen Freundin zu verdanken habe, und dieſe Empfindung gab ihr den Mut, ſie zu verteidigen.

„Monſieur Franz, ich möchte Sie bitten, nicht alles zu glauben, was Papa von Ihrer Schwägerin geſagt hat. Er übertreibt leicht ein bißchen, der gute Papa. Ich bin überzeugt, daß Sidonie nichts von dem gethan hat oder thun könnte, was man ihr ſchuld gibt. Ich bin überzeugt, daß ihr Herz das alte geblieben iſt und daß ſie ihre Freunde noch immer lieb hat, wenn ſie dieſelben auch vernachläſſigt. Das bringt das Leben ſo mit ſich . . . man wird getrennt, ohne daß man es will . . . meinen Sie nicht auch, Monſieur Franz?"

Wie hübſch fand er ſie, während ſie ihm ſo zuredete! Nie zuvor war ihm die Feinheit ihrer Züge, die vornehme Zartheit ihrer Farben ſo aufgefallen, und als er dieſen Abend fortging, voll Rührung über den Eifer, mit dem ſie verſucht, Sidonie zu verteidigen und für deren Verſtummen und Wegbleiben allerlei echt weibliche Entſchuldigungsgründe aufzufinden, ſagte ſich Franz Risler mit einer Regung ſelbſtſüchtiger Freude, daß ihn dies junge Weſen geliebt habe, ihn vielleicht noch immer liebe, und daß er möglicherweiſe in ihrem Herzen jetzt und immerdar die warme, ſichere Zufluchts-

ſtätte finden werde, in die wir uns ſo gern verbergen, wenn uns das Leben verwundet hat.

Die ganze Nacht lag er in unruhigem Schlafe, einer Art Nachempfindung der Reiſeunruhe, umtönt von dem Wind- und Wellenrauſchen, das nach langer Meerfahrt in unſern Ohren zurückbleibt, und träumte von ſeiner frühen Jugendzeit, von der kleinen Chèbe und Déſirée Delobelle, von ihren Spielen, ihren Arbeiten, und von der Ecole Centrale, deren große Gebäude ganz in der Nähe, in den finſteren Straßen des Marais ſtill wie im Schlafe lagen.

Als der Morgen kam und das Sonnenlicht durch die vorhangloſen Fenſter in ſeine Augen fiel und das Gefühl der Pflicht den Trieb zur Arbeit in ihm weckte, träumte ihm, daß es Zeit ſei, in die Schule zu gehen, und daß der Bruder, ehe er ſich in die Fabrik begab, ſeine Thüre öffnete und ihm zurief: „Steh auf, Faulpelz! ſteh auf!“

Dieſe gute, liebevolle Stimme war jedoch zu laut, zu wirklich für den Traum und zwang ihn vollends die Augen zu öffnen. — Da ſtand Risler an ſeinem Bette, wartete mit zärtlichem, etwas gerührtem Lächeln auf ſein Erwachen und der beſte Beweis, daß er es wirklich war, lag in den Worten, womit er ſeiner Empfindung beim Wiederſehen des Bruders Ausdruck gab: „Ich bin ſo glücklich . . . ſo glücklich!“

Trotz des Sonntags war Risler ſeiner Gewohnheit nach in die Fabrik gekommen, um die darin herrſchende Ruhe zur Arbeit an ſeiner Druckmaſchine zu benutzen. Vater Achilles hatte ihm mitgeteilt, daß ſein Bruder angekommen und in der Rue de Braque abgeſtiegen ſei, und ſo war er herbeigeeilt, erfreut, verwundert und etwas gekränkt darüber, daß Franz ſeine Ankunft nicht vorher gemeldet, und vor allem, daß er den erſten Abend nach der Heimkehr nicht mit ihm verlebt hatte. Immer wieder kam er mit leiſer Anklage darauf zurück, während er von allem möglichen zu ſprechen anfing und ſeine Mitteilungen durch tauſend verſchiedene Fragen, durch Liebkoſungen und Freudenbezeigungen unter-

brach. Franz entſchuldigte ſich mit ſeiner Müdigkeit und dem Verlangen, ihr altes liebes Zimmer zu bewohnen.

„Schon gut ... ſchon gut!“ fiel Risler ein; „nun aber laſſe ich dich nicht wieder los. Du mußt gleich mit nach Asnières hinauskommen ... für heute gebe ich mir einen Feiertag ... denn du begreifſt wohl, daß ich nichts thun kann, wenn du eben angekommen biſt. Wie ſich die Kleine wundern und freuen wird! ... Wir haben oft von dir geſprochen ... Nein! dies Glück ... dies Glück!“

Seine Freude war ſo groß, daß ſie ihn, den Schweigſamen, geradezu zum Schwätzer machte. Er bewunderte ſeinen Franz; fand, daß er noch gewachſen ſei, und er war doch ſchon vor der Abreiſe, ſchon als Schüler der Ecole Centrale, von anſehnlicher Größe geweſen. Jedenfalls hatten ſich ſeine Züge ſchärfer ausgeprägt, ſeine Bruſt war breiter geworden, und der lange, ungelenke Burſche mit ſchülerhafter Haltung, der vor zwei Jahren nach Ismailia gegangen war, wurde von dem ſchönen, ſonnengebräunten, freundlich-ernſten Afrikareiſenden, der jetzt heimkam, weit übertroffen.

Während Risler ſeinen Franz betrachtete, ſah auch dieſer den Bruder aufmerkſam an, fand ihn unverändert, ebenſo harmlos, herzlich, hin und wieder zerſtreut wie ehemals und ſagte zu ſich ſelbſt: „Nein, es iſt nicht möglich! er iſt noch immer ein Ehrenmann.“

Dann erinnerte er ſich des Verdachtes, den man gegen ihn zu hegen wagte, und ſein ganzer Zorn wendete ſich gegen die heuchleriſche, laſterhafte Frau, die ihren Mann ſo frech und ſtraflos betrog, daß er als ihr Mitſchuldiger angeſehen wurde. Aber er wollte eine furchtbare Auseinanderſetzung mit ihr haben; wollte ihr gerade heraus ſagen: „Ich verbiete Ihnen ... hören Sie wohl, ich verbiete Ihnen, meines Bruders Namen zu entehren!“

Dieſe Gedanken beſchäftigten ihn unabläſſig, während ſie an den jungen Bäumen längs der Eiſenbahnböſchung von Saint Germain vorüberfuhren. Risler, der ihm gegenüber

ſaß, plauderte unaufhörlich. Er erzählte von der Fabrik, von den Geſchäften. Im vergangenen Jahre hatte jeder von ihnen vierzigtauſend Franken verdient; es ſollte jedoch noch ganz anders kommen, wenn ſeine Druckmaſchine erſt im Gange war. „Eine rotierende Preſſe, lieber Junge, die mit einer einzigen Drehung des Rades zwölf bis fünfzehn Farben druckt, rot auf roſa, dunkelgrün auf hellgrün, ohne daß ſich etwas verwiſcht, ohne daß die Farben ineinander fließen, oder die Zeichnung im mindeſten leidet. Verſtehſt du mich, Brüderchen? — Eine Maſchine, die wie ein Menſch künſtleriſch arbeitet und die ganze Tapetenfabrikation umgeſtalten wird.“

„Und haſt du dies Wunderwerk ſchon gefunden oder ſuchſt du noch danach?“ fragte der junge Mann mit einiger Beſorgnis.

„Gefunden! . . . vollſtändig gefunden! Morgen ſollſt du meine Zeichnungen ſehen. Ich habe außerdem eine mechaniſche Vorrichtung zum Aufhängen der Tapeten zu ſtande gebracht. Nächſte Woche richte ich mir oben auf unſerm Speicher eine Werkſtatt ein, wo ganz im geheimen, unter meinen Augen die erſte Druckmaſchine zuſammengeſtellt werden ſoll. In drei Monaten muß das Patent genommen und die Maſchine in Thätigkeit ſein. Dann, lieber Franz, werden wir alleſamt reiche Leute . . . und du kannſt dir leicht denken, wie glücklich es mich machen wird, wenn ich den Fromonts das Gute, das ſie mir erwieſen haben, in etwas wenigſtens vergelten kann. Ja, der liebe Gott hat mir ein glückſeliges Los beſchieden.“

Und nun begann er, die einzelnen Beſtandteile ſeines Glückes aufzuzählen. Sidonie war das beſte Geſchöpf der Welt, eine reizende, kleine Frau, die ihm alle Ehre machte. Ihre Häuslichkeit war höchſt angenehm; ſie hatten oft Geſellſchaft und zwar ſehr feine Geſellſchaft. Die Kleine ſang wie eine Nachtigall, dank der vortrefflichen Methode ihrer Singlehrerin, Madame Dobſon, die ebenfalls ein herzensgutes Weſen war. Nur eins machte dem wackeren Risler aufrichtigen Kummer; die unbegreifliche Verſtimmung und Ent-

fremdung zwiſchen ihm und Sigismund ... vielleicht half ihm Franz dazu, dies Dunkel aufzuklären.

„Gewiß, Bruder, ich helfe dir!“ antwortete Franz mit zuſammengebiſſenen Zähnen, und die Röte des Zornes ſtieg ihm ins Geſicht, bei dem Gedanken, daß man dieſer offnen, treuen Seele, die ſich ſo einfach, ſo unbefangen ausſprach, mißtrauen konnte. Gut, daß er als Richter und Rächer gekommen war; er wollte alles aufklären und zurechtrücken!

Inzwiſchen waren ſie Asnières und dem Landhäuschen immer näher gekommen. Franz hatte dasſelbe ſchon von weitem wegen ſeines zierlichen Treppentürmchens und ſeines glänzend neuen, blauen Schieferdaches bemerkt. Nun fand er, daß es wie für Sidonie geſchaffen war ... der paſſende Käfig für dies Vögelchen mit dem bunten, auffallenden Gefieder.

Es war ein zweiſtöckiges Schweizerhäuschen; ſchon von der Eiſenbahn aus konnte man es inmitten eines weiten Raſenplatzes, den eine ungeheure engliſche Glaskugel zierte, mit blanken Spiegelſcheiben und roſa gefütterten Gardinen ſchimmern ſehen.

Die Seine, die hier noch ganz ihr Pariſer Ausſehen hat, mit Schiffen, Barken und Badeanſtalten belaſtet iſt und mit jeder Welle eine Unzahl kleiner an der Ufermauer befeſtigter Kähne ſchaukelt, auf deren anſpruchsvollen, friſch gemalten Namen eine Schicht von Kohlenſtaub liegt, floß an der Beſitzung vorüber. Von ihren Fenſtern aus konnte Sidonie die Wirtshäuſer am Strome beobachten; in der Woche ſind ſie einſam, an Sonn- und Feſttagen aber von einer bunten, lärmenden Menge belebt, deren Jubeln, Lachen, Singen und Rufen, von ſchweren Ruderſchlägen begleitet, zehn Stunden lang am Fluſſe auf und nieder klingt.

An Wochentagen dagegen zeigten ſich zerlumpte, unbeſchäftigte Leute am Stromufer; Männer in großen, groben, ſpitzigen Strohhüten und wollenen Jacken; Weiber, die ſich müde, mit ſtarrem, wie von weidenden Herden träumendem Blick auf das welke, zertretene Gras der Böſchungen ſinken

ließen. Allerlei Vagabunden, Orgelſpieler, Harfeniſten, herumziehende Seiltänzer, raſteten hier und ſperrten den Quai, während in den angrenzenden Häuſern hin und wieder eine unordentliche Jacke, ein Kopf mit ungekämmtem Haar, oder die Pfeife eines Faulenzers an den Fenſtern erſchien, um dies fahrende Geſindel, wie einen Gruß der Hauptſtadt, mit Sehnſucht zu beobachten. Es war ein häßlicher, trauriger Anblick.

Das kaum hervorſprießende Gras welkte unter den Füßen; alles ringsumher war mit ſchwärzlichem Staub bedeckt; aber jeden Donnerstag fuhr hier die elegante Halbwelt vorüber, um ſich in großem Pomp auf leichten Rädern, mit erborgten Equipagen und Livreen ins Kaſino zu begeben. Sidonie, die eingefleiſchte Pariſerin, hatte daran ihre Freude, auch hatte ſie ſchon als „kleine Chèbe" durch den berühmten Delobelle ohne Unterlaß von Asnières gehört. War es doch ſein höchſter Wunſch, in dieſem Orte, wie ſo viele andre Schauſpieler, ein Häuschen zu beſitzen, ein grünes Winkelchen, das noch mit dem Mitternachtszuge, nach Schluß der Theater zu erreichen iſt. — Alle Träume der kleinen Chèbe verwirklichte Sidonie Risler.

Die Brüder kamen an die Pforte des Quais, in der wie gewöhnlich der Schlüſſel ſteckte. Sie traten hinein und gingen durch junges Gebüſch, hier an einem Billardſaale, dort an der Gärtnerwohnung, weiterhin an einem kleinen Treibhauſe vorüber. Alles ſah aus, als ob es einer Spielzeugſchachtel entnommen, nur vorübergehend zuſammengeſtellt wäre und vom leiſeſten Lufthauch der Laune oder des Bankerotts über den Haufen geworfen werden könnte — es war das Landhaus einer Cocotte oder eines Börſenſpielers.

Franz ſah mit einer gewiſſen Verwunderung umher. Im Hintergrunde führte eine mit Blumen beſetzte Freitreppe zu dem weit offenſtehenden Salon hinauf. Ein amerikaniſcher Schaukelſtuhl, Feldſtühle, ein Tiſchchen, auf dem noch das Kaffeeſervice ſtand, an der Thür. Von innen tönte Klavierſpiel und das Flüſtern gedämpfter Stimmen.

„Sidonie wird sich wundern; sie erwartet mich erst heute abend," sagte der wackere Risler, indem er so leise als möglich auf dem Kieswege hinschritt. „Eben musiziert sie mit Madame Dobson."

Sie hatten die Thür erreicht, und auf der Schwelle stehen bleibend, rief er mit seiner derben, gutmütigen Stimme: „Rate 'mal, wen ich dir bringe!"

Madame Dobson, die allein am Klavier saß, sprang von ihrem Taburett in die Höhe und aus dem Hintergrunde des Salons traten hastig hinter einem mit exotischen Pflanzen besetzten Blumentische Georges Fromont und Sidonie hervor.

„Wie du mich erschreckt hast!" rief die junge Frau, indem sie auf Risler zueilte.

Die Spitzenkrausen ihres langen, weißen Morgenkleides, dessen blaue Bänder wie zwischen Wolken durchschimmerndes Himmelblau aussahen, schleiften über den Teppich, während sie, ihre Verlegenheit bemeisternd, hochaufgerichtet, mit freundlicher Miene und ihrem gewöhnlichen halben Lächeln herantrat, ihren Mann umarmte und Franz mit den Worten: „Guten Morgen, Bruder!" die Stirn zum Kusse bot.

Risler ließ die beiden Auge in Auge stehen und trat zu Fromont junior, dessen Anwesenheit ihn aufs höchste überraschte. „Wie, Schorsch, Sie sind hier? ... ich glaubte, Sie wären in Savigny."

„Ich wollte auch ... aber stellen Sie sich vor ... ich bin gekommen ... Ich glaubte nämlich, Sie blieben den Sonntag über in Asnières und wollte über eine Geschäftsangelegenheit mit Ihnen sprechen."

Und mit großer Lebhaftigkeit, in ziemlich verwirrten Sätzen begann er ihm von einer wichtigen Bestellung zu erzählen. Sidonie war verschwunden, nachdem sie mit dem kalt und starr bleibenden Franz einige nichtssagende Redensarten gewechselt hatte, und Madame Dobson fuhr in leisen, gedämpften Tönen zu spielen fort; es klang wie die Begleitung einer entscheidenden Scene im Melodrama.

Die Lage der Dinge war in der That eine bedenkliche, aber Rislers gute Laune brachte alles einigermaßen wieder ins Gleis. Er entschuldigte sich bei seinem Compagnon, daß er nicht gleich dagewesen war, wünschte Franz das Haus zu zeigen und führte ihn vom Salon in den Pferdestall, vom Stall in die Speisekammer, den Wagenschuppen, das Gewächshaus; alles war neu, blank, glänzend, zu klein und unbequem.

„Es hat eine Menge Geld gekostet!" sagte Risler mit einem gewissen Stolz und ließ Sidoniens Besitztum bis in alle Einzelheiten bewundern. Er zeigte, wie Gas und Wasser in alle Stockwerke geleitet waren, zeigte die elektrischen Klingeln, die Gartenmöbel, das englische Billard, das Badezimmer und erging sich dabei in Dankesbezeigungen gegen Georges Fromont, der ihm durch die Ernennung zu seinem Compagnon geradezu ein Vermögen in die Hand gelegt hatte.

Bei jedem neuen Gefühlsausbruch des wackeren Risler suchte sich Georges Fromont beschämt und bedrückt dem seltsamen Blick, den Franz auf ihn richtete, zu entziehen.

Auch das Frühstück ging in unbehaglicher Stimmung vorüber. Madame Dobson trug beinahe allein die Kosten der Unterhaltung und war glückselig, im vollen Fahrwasser einer Liebesintrigue mitzuschwimmen. Da sie die Geschichte ihrer Freundin bis in alle Einzelheiten kannte, oder doch zu kennen glaubte, sah sie in der stillen Wut des armen Franz die Eifersucht des verschmähten Liebhabers, der seine Stelle besetzt findet, und in Georges Fromonts Unruhe die Furcht vor dem eingekehrten Nebenbuhler. Dem einen schenkte sie einen ermutigenden Blick, den andern suchte sie durch ein Lächeln zu trösten, bewunderte Sidoniens sichere Haltung und wendete ihre volle Nichtachtung dem abscheulichen Risler, diesem rohen, grausamen Tyrannen zu. Unablässig aber war sie bemüht, an der kleinen Tafelrunde das fürchterliche Schweigen nicht aufkommen zu lassen, zu dem das Klappern der Messer und Gabeln eine so lächerliche und peinliche Begleitung abgibt.

Gleich nach Beendigung des Frühſtücks erklärte Georges Fromont, daß er nach Savigny zurückkehren müſſe, und Risler wagte nicht, ihn feſtzuhalten, weil er bedachte, daß ſeine liebe Madame Schorſch einen einſamen Sonntag haben würde. Ohne ſeiner Geliebten ein vertrauliches Wort ſagen zu können, mußte Georges in der vollen Mittagsglut nach dem Bahnhofe gehen, noch dazu in Geſellſchaft des Ehemannes, der als liebenswürdiger Wirt darauf beſtand, ihn nach der Eiſenbahn zu begleiten.

Einen Augenblick blieb Madame Dobſon mit Franz und Sidonie in der kleinen Laube, deren Rebengerank mit roſigen Knoſpen überſäet war. Dann aber ſah ſie ein, daß ſie den beiden läſtig wurde, kehrte in den Salon zurück und begann, wie vorhin, als Georges da war, leiſe und ausdrucksvoll zu ſingen und zu ſpielen. In der tiefen Stille des Gartens wirkte dies gedämpfte, durch die Zweige ziehende Getön, wie Vogelgeſang vor dem Ausbruch des Gewitters.

Endlich waren die beiden allein.

Unter dem Gitterwerk der Laube, das noch keine Blätter bekleideten, brannte die Maiſonne mit unerträglicher Glut. Sidonie legte beſchattend die Hand über die Augen, während ſie die auf dem Quai Vorübergehenden betrachtete; auch Franz ſah hinaus, in entgegengeſetzter Richtung. Aber während ſie ſich nicht umeinander zu kümmern ſchienen, wendeten ſie ſich plötzlich, in demſelben Augenblick, mit der gleichen Gebärde und dem gleichen Gedanken nacheinander um.

„Ich habe mit Ihnen zu ſprechen!“ ſagte er, als auch ſie eben den Mund öffnete.

„Auch ich!“ antwortete ſie mit ernſter Stimme; „aber kommen Sie hier herein . . . da werden wir weniger geſtört.“

Mit dieſen Worten führte ſie ihn nach einem kleinen Pavillon am Ende des Gartens.

Ende des erſten Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Dritter Jahrgang. Band 16.

Fromont junior
und
Risler senior.

Roman in zwei Bänden

von

Alphonse Daudet.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

von

Claire von Glümer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1887.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Vierzehntes Kapitel.

Erklärung.

Es war wirklich hohe Zeit, daß der Rächer kam!

Haltlos wurde die kleine Frau von den Wirbeln des Pariser Golfſtroms fortgeriſſen. Noch ſchwamm ſie auf den Waſſern, von der eignen Leichtigkeit getragen; aber ihre maßloſe Verſchwendung, der Luxus, mit dem ſie ſich umgab, ihre Mißachtung auch der kleinſten Gebote des Anſtandes, alles verkündete, daß ſie dem Unterſinken nahe war und die Ehre ihres Gatten, vielleicht auch Vermögen und guten Namen eines angeſehnen, durch ihren Wahnſinn zu Grunde gerichteten Handlungshauſes mit ins Verderben ziehen werde.

Die Umgebung, in welcher ſie jetzt lebte, trug noch zu der Beſchleunigung ihres Unterganges bei. In Paris, inmitten eines kleinbürgerlichen Stadtviertels, deſſen Bosheiten und Klatſchereien denen der kleinſten Provinzialſtadt gleich kamen, ſah ſie ſich zu einem gewiſſen Maßhalten gezwungen; in Asnières dagegen, wo ihr Landhaus von den Sommerwohnungen untergeordneter Schauſpieler, anrüchiger Liebespaare und beurlaubter Ladendiener umringt war, nahm ſie keinerlei Rückſicht mehr. Ohne Ekel atmete ſie in dieſer Atmoſphäre des Laſters, fühlte ſich wohl darin und abends in ihrem kleinen Garten erfreute ſie ſich der Ballmuſik, die zu ihr herübertönte.

Einmal fiel nachts in einem Nachbarhauſe ein Piſtolenſchuß, der die ganze Umgegend mit einer albernen, gemeinen Liebesgeſchichte bekannt machte. Fortan träumte Sidonie nur noch von ähnlichen Erlebniſſen und ſehnte ſich nach einem „Abenteuer“. In Sprache und Benehmen ließ ſie ſich voll-

ſtändig gehen; wenn ſie nicht im kurzen Röckchen, den Spazierſtock in der Hand, wie eine Modedame in Trouville oder Houlgate, auf dem Quai von Asnières einherſtolzierte, blieb ſie den ganzen Tag, wie ihre Nachbarinnen, im loſen Morgenkleide, that nicht das geringſte, bekümmerte ſich nur ganz oberflächlich um ihren Haushalt, in dem ſie, ohne etwas davon zu bemerken, wie eine Cocotte beſtohlen wurde, und oft unterhielt ſie ſich ſtundenlang mit ihrem Dienſtmädchen von den ſeltſamen Nachbarn, an denen ſie morgens vorüber geritten war.

Nach und nach ſtieg ſie wieder auf ihr früheres Niveau hinab, ja ſogar viel tiefer, denn von der wohlhabenden, angeſehenen Bürgersfrau, zu der ihre Heirat ſie gemacht hatte, ſank ſie zur bezahlten Maitreſſe nieder. Die vielen Eiſenbahnfahrten mit ſeltſam aufgeputzten weiblichen Weſen, die ihr Haar à la chien bis auf die Augen herabgekämmt oder à la Genoveva von Brabant im Rücken herunterhängend trugen, brachten ſie dazu, es ihnen gleich zu thun. Zwei Monate lang wurde ſie ſogar zur Blondine, zu Rislers großem Erſtaunen, der nicht begriff, wodurch ſein Püppchen ſo verändert ausſah. Georges aber, der eigentliche Gatte und Hausherr, freute ſich dieſer Launen, die ihm in dem einen Weibe gleichſam zehn andre zu eigen gaben.

Um Sidonie zu zerſtreuen, hatte er ſie mit einer Art von Geſellſchaft umgeben, ihr einige ſeiner unverheirateten Freunde, einige Lebemänner aus der Kaufmannswelt zugeführt; Frauen aber nicht ... ſie haben zu ſcharfe Augen. Madame Dobſon blieb ihre einzige Freundin.

Sidonie gab große Diners, veranſtaltete Waſſerfahrten und Feuerwerke. Rislers Lage wurde von Tag zu Tag lächerlicher, anſtößiger. Wenn er abends todmüde und ſchlecht angezogen nach Hauſe kam, mußte er ſchnell in ſein Schlafzimmer hinaufgehen, um ſich umzukleiden.

„Wir haben Tiſchgäſte," ſagte ſeine Frau; „du mußt dich beeilen."

So setzte er sich denn oft als der letzte zu Tisch, nachdem er rings um die Tafelrunde seinen Gästen die Hand geschüttelt hatte; Freunden seines Compagnons, die er kaum dem Namen nach kannte. Und dann wurde an diesem Tische, wo Georges mit der ruhigen Sicherheit des Herrn, der die Kosten des Hauses bestreitet, seine Bekannten aus dem Klub zu versammeln pflegte, über die Geschäftsangelegenheiten der Fabrik verhandelt.

„Dejeuners und Diners im Interesse des Geschäfts", das war in Rislers Augen vollgültige Erklärung für die beständige Anwesenheit Fromonts junior, für die Wahl der Gäste und für Sidoniens prachtvolle Toiletten, die nur um der Firma willen so geputzt und kokett war. — Georges Fromont brachte die Koketterie seiner Geliebten zur Verzweiflung; zu jeder Stunde des Tages kam er unruhig und mißtrauisch herbei, um sie zu überraschen; dies heuchlerische, bis ins Innerste verderbte Wesen längere Zeit allein zu lassen, schien ihm gefährlich.

„Was ist denn das mit deinem Manne?" sagte Vater Gardinois in spöttischem Tone zu seiner Enkelin. „Warum läßt er sich so selten hier sehen?"

Claire entschuldigte Georges, aber sein beständiges Wegbleiben fing an, sie zu beunruhigen. Sie weinte beim Empfang der Depeschen und kurzen Billets, die jetzt so oft zur Essensstunde eintrafen: „Erwarte mich heute abend nicht, liebe Claire; ich werde erst morgen oder übermorgen mit dem Abendzuge kommen können."

Traurig saß sie dann bei Tisch seinem leeren Platze gegenüber und, ohne seine Untreue zu ahnen, fühlte sie, daß er sich ihr mehr und mehr entfremdete. Er war so zerstreut, wenn ihn Familienfeste oder andre Veranlassungen im Hause festhielten, so stumm über alles, was ihn beschäftigte. Da Claire nur wenig mit Sidonie verkehrte, blieben ihr die Vorgänge in Asnières unbekannt, aber oft, wenn Georges mit lächelndem Gesicht von ihr forteilte, quälte sie sich in

ihrer Einſamkeit mit einem unbeſtimmten Argwohn, fühlte wie alle, denen Unheil bevorſteht, eine tiefe Leere im Herzen und das unabweisbare Herannahen der Kataſtrophe.

Ihr Gatte war kaum glücklicher als ſie, denn mit grauſamer Freude ſchien Sidonie darauf auszugehen, ihm Qualen zu bereiten. Von jedem ließ ſie ſich den Hof machen, beſonders aber von einem gewiſſen Cazabon, genannt Cazaboni, einem italieniſchen Tenoriſten aus Toulouſe, den Madame Dobſon bei ihr eingeführt hatte und der nun täglich kam, um beunruhigende Duette mit ihr zu ſingen. Georges, der ſehr eiferſüchtig war, kam darum ſchon nachmittags nach Asnières, vernachläſſigte alles darüber und fand, daß Nisler ſeine Frau nicht genug beaufſichtige. Nur ihm ſelbſt gegenüber hätte er blind ſein ſollen.

Ach! wenn er Sidoniens Gatte geweſen wäre, wie feſt hätte er ſie im Zügel halten wollen! Aber er hatte keine Rechte über ſie, und ſie verſäumte keine Gelegenheit, ihm das bemerklich zu machen. Zuweilen ſagte er ſich auch mit der Logik, die ſelbſt bei dem Oberflächlichſten hin und wieder zum Durchbruch kommt, daß der Betrüger verdient, betrogen zu werden, und ſo war, alles in allem genommen, ſein Leben ein ſehr trauriges. Unabläſſig lief er bei Juwelieren und Modehändlern umher und mühte ſich ab, Geſchenke und Ueberraſchungen für Sidonie aufzufinden. Er wußte nur zu gut, mit wem er es zu thun hatte ... wußte, daß er ſie mit Juwelen, wenn auch nicht feſſeln, ſo doch unterhalten konnte, und daß, wenn ſie ſich eines Tages langweilte ...

Aber noch langweilte ſie ſich nicht; noch hatte ſie das Leben, das ihr behagte, und alles Glück, deſſen ſie fähig war. In ihrer Liebe zu Georges lag keine Spur von Leidenſchaft oder Schwärmerei; er war für ſie nur ein zweiter Ehemann, jünger und vor allen Dingen reicher als der andre. Um dieſen kleinbürgerlichen Charakter ihres unerlaubten Verhältniſſes zu vervollſtändigen, hatte ſie ihre Eltern nach Asnières gezogen und ſie in einem Häuschen am äußerſten

Ende des Ortes einquartiert, und der eitle, absichtlich blinde Vater, die zärtliche, wirklich verblendete Mutter gaben ihrem Leben einen Anstrich von Ehrbarkeit, den sie um so mehr festzuhalten suchte, je mehr sie sich vom rechten Wege verlor.

So war alles in dem kleinen verderbten Köpfchen, welches mit kalter Ueberlegung an das Laster herantrat, aufs beste geordnet und es hatte den Anschein, als ob sie in ruhigem Gleise dahin leben dürfte, als urplötzlich Franz Risler wieder auftauchte.

Sobald sie ihn eintreten sah, wurde ihr klar, daß ihre Ruhe bedroht sei und daß es zwischen ihnen zu etwas Entscheidendem kommen müßte. Ihr Plan war sofort gefaßt ... nun handelte sich's um die Ausführung.

Der Pavillon, in den sie eingetreten waren, enthielt ein großes rundes Gemach, dessen vier Fenster vier verschiedene Landschaftsbilder zeigten, und das für sommerliche Mittagsruhe eingerichtet war, für heiße Stunden, in denen man vor dem Staube und dem Insektengesumm des Gartens Zuflucht sucht. Ein breiter, sehr niedriger Diwan zog sich rings an den Wänden hin und in der Mitte stand ein kleiner, auch sehr niedriger, lackierter Tisch, den zerlesene Zeitschriften bedeckten. Die Wände waren mit einer neuen Tapete bekleidet, deren Muster — flatternde Vögel zwischen bläulichem Schilf — den Eindruck eines Sommertraumes machte; die herabgelassenen Vorhänge, die Matte des Fußbodens, das dichte Rankenwerk, das die Außenwände des Pavillons bekleidete, gaben dem Gemach eine angenehme Kühle, welche das Rauschen des nahen Stromes und das leise Anschlagen der Wellen am Uferdamm noch erhöhte.

Sobald Sidonie eingetreten war, ließ sie sich auf den Diwan sinken, indem sie ihre lange, weiße Schleppe zurückwarf, so daß sie sich in schneeiger Leichtigkeit zu ihren Füßen ausbreitete. Dann saß sie mit hellen Augen und lächelndem Munde, den kleinen mit einer Schleife geschmückten Kopf auf die Seite neigend, erwartungsvoll da.

Franz, der ſehr bleich war, blieb ſtehen, ſah ringsumher und ſagte nach kurzer Pauſe: „Mein Kompliment, Madame, auf Komfort verſtehen Sie ſich!“

Und ſchnell, als ob er fürchtete, daß das Geſpräch, wenn er ſo weit ausholte, nicht zum Ziele führen möchte, fügte er hinzu: „Wem verdanken Sie dieſen Luxus? ... Ihrem Gatten oder Ihrem Liebhaber?“

Ohne ſich zu regen oder auch nur die Augen zu ihm aufzuſchlagen, antwortete ſie: „Beiden.“

So viel Keckheit brachte ihn außer Faſſung.

„Sie geſtehen alſo, daß dieſer Mann Ihr Geliebter iſt?“

„Natürlich ... warum ſollte ich nicht!“

Franz ſah ſie einen Augenblick ſchweigend an; ſie war, trotz ihrer Ruhe, blaß geworden und ihr gewöhnliches, leichtes Lächeln zitterte nicht mehr um ihre Mundwinkel. Er begann aufs neue: „Hören Sie mich an, Sidonie!“ ſagte er. „Der Name meines Bruders, dieſer Name, den er ſeiner Frau gegeben hat, iſt auch der meinige. Wenn mein Bruder wahnſinnig und blind genug iſt, denſelben durch Sie entehren zu laſſen, ſo habe ich die Aufgabe, ihn zu ſchützen. Ich verlange daher, daß Sie Herrn Fromont ankündigen, er möge ſich eine andre Geliebte ſuchen, ſich durch eine andre zu Grunde richten laſſen. Wenn nicht ...“

„Wenn nicht?“ fragte Sidonie, die, während er ſprach, mit ihren Ringen geſpielt hatte.

„Wenn nicht, ſo ſage ich meinem Bruder, was in ſeinem Hauſe vorgeht, und dann werden Sie erſtaunen, den Risler, den Sie bisher ſo ſanft und nachgiebig gekannt haben, von wütender Heftigkeit zu finden. Es iſt möglich, daß ihm meine Eröffnung den Tod gibt ... vorher aber, darauf können Sie ſich verlaſſen, wird er Sie umbringen.“

Sie zuckte die Achſeln.

„Mich umbringen ... mag er doch! was liegt daran?“

Sie ſagte das mit ſo tiefſchmerzlichem Ausdruck, ſo völliger Gleichgültigkeit gegen alles, daß Franz ſich eines

gewiſſen Mitleids für dies ſchöne, junge, glückliche Weſen, das mit ſolcher Ergebung vom Sterben ſprach, nicht erwehren konnte.

„So groß iſt Ihre Liebe?“ fragte er in etwas milderem Tone; „ſo groß iſt Ihre Liebe für dieſen Fromont, daß Sie eher ſterben wollen, als ihm entſagen?“

Sie fuhr auf.

„Ich dieſen Gecken, dieſen Waſchlappen, dies alberne Mädchen in Männerkleidern lieben? ... Unſinn! ich habe ihn genommen, wie ich jeden andern genommen hätte!“

„Aber warum denn?“

„Weil ich mußte ... weil ich wahnſinnig war ... weil ich eine verbrecheriſche Liebe im Herzen trug und noch trage ... eine Liebe, von der ich mich um jeden Preis losmachen will.“

Sie war aufgeſtanden und ſprach mit ihm Auge in Auge, Mund an Mund beinahe; ihr ganzer Körper bebte.

Eine verbrecheriſche Liebe? ... Wen liebte ſie denn? Franz ſcheute ſich, ſie danach zu fragen. Noch ahnte er nichts, aber ihr Blick, ihr Atem verrieten ihm, daß er etwas Entſetzliches hören würde ... und ſein Rächeramt verlangte, daß er alles erfuhr.

„Wen lieben Sie?“ fragte er, und mit dumpfer Stimme gab ſie zur Antwort: „Dich ... das weißt du ja!“

Und ſie war ſeines Bruders Weib.

Seit zwei Jahren hatte er ihrer nur wie einer Schweſter gedacht; für ihn glich ſeines Bruders Frau in nichts mehr ſeiner ehemaligen Braut und es wäre ihm wie ein Verbrechen erſchienen, hätte er in ihrem Angeſicht auch nur *einen* Zug des Weſens wiedergefunden, zu dem er einſt ſo oft geſagt: „Ich liebe dich!“

Und nun ſagte ſie, daß ſie ihn liebe! Verwirrt, zerſchmettert ſtand ihr der unglückſelige Rächer gegenüber und fand nicht *ein* Wort der Erwiderung ... Sie ſah ihn an und wartete.

Es war einer jener Frühlingstage voll Sonnenſchein und fieberhafter Erregung, deren Luft von weichem, feuchtem,

melancholiſchem Atem kürzlich gefallenen Regens und ſüßen Blumendüften ſchwer iſt. In die hohen, halbgeöffneten Fenſter des Pavillons drang dieſer berauſchende Hauch, während aus der Ferne ſonntägliche Drehorgeln und Schifferrufe und vom Hauſe Madame Dobſons zärtlich-ſchmelzender Geſang herüber klangen:

„Iſt's möglich, du willſt dich vermählen?
Geliebte, du bri—i—ichſt mir das Herz!...

„Ja, Franz, dich habe ich immer geliebt," ſagte Sidonie; „und dieſe Liebe, der ich als junges Mädchen entſagte — weiß denn ein junges Mädchen, was das heißen will? — Dieſe Liebe hat durch nichts in mir ertötet oder auch nur abgeſchwächt werden können. — Als ich erfuhr, daß du auch von Déſirée, der armen Enterbten, geliebt wurdeſt, wollte ich, von einer großmütigen Regung beſtimmt, ihr Glück begründen, indem ich das meinige zum Opfer brachte — habe dich zurückgeſtoßen, damit du dich ihr zuwenden ſollteſt. Ach! ſobald du fort warſt, habe ich eingeſehen, daß dies Opfer meine Kraft überſtieg. Arme, kleine Déſirée — — wie habe ich ihr in der Tiefe meines Herzens gegrollt! und von Stund' an — wirſt du es glauben? — habe ich es vermieden, ſie zu ſehen, mit ihr zuſammen zu ſein ... ihr Anblick that mir zu weh! ..."

„Aber warum, wenn du mich liebſt?" fragte Franz mit leiſer Stimme, „warum, wenn du mich liebſt, haſt du meinen Bruder geheiratet?"

Sie zuckte nicht mit einer Wimper.

„Risler heiraten, hieß dir näher kommen," antwortete ſie; „ich ſagte mir ſelbſt: ſein Weib habe ich nicht werden können ... ſo will ich denn wenigſtens ſeine Schweſter ſein. Auf dieſe Weiſe darf ich ihn immer noch etwas lieb haben und wir brauchen uns nicht unſer lebenlang fern und fremd zu bleiben. Ach! das ſind die kindlichen Träume eines zwanzigjährigen Herzens, deren Nichtigkeit wir nur zu bald durch Erfahrung kennen lernen! Nein, Franz ... ich habe dich weder wie eine Schweſter lieben, noch dich vergeſſen können;

das ließ meine Heirat nicht zu. An der Seite eines andern Gatten wäre mir das Vergeſſen vielleicht gelungen ... neben Risler war es unmöglich! Ohne Unterlaß ſprach er von dir, deinen Erfolgen, deiner Zukunft; ‚Franz hat dies geſagt ... Franz hat das gethan ... er liebt dich ja ſo zärtlich, der arme, teure Mann.‘ Das Entſetzlichſte für mich aber war, daß dir dein Bruder ähnlich ſieht. In eurem Gange, euren Zügen, beſonders in eurer Stimme liegt eine gewiſſe Familienähnlichkeit, ſo daß ich oft bei ſeinen Liebkoſungen die Augen geſchloſſen und mir geſagt habe: ‚Er iſt es ... Franz!‘ Dann aber, als mich dieſer verbrecheriſche Gedanke unabläſſig verfolgte, mir zur unerträglichen Qual wurde, habe ich mich zu betäuben geſucht, habe dieſen Georges Fromont erhört, der mich ſchon lange verfolgt hat, habe mein Leben umgeſtaltet, Zerſtreuungen, Aufregungen geſucht. Aber in all dieſem luſtigen Treiben — das ſchwöre ich dir, Franz! — habe ich nicht aufgehört, an dich zu denken, mich nach dir zu ſehnen, und wenn irgend jemand das Recht hat, mich wegen meines Thuns und Laſſens zur Verantwortung zu ziehen, ſo biſt du das ſicherlich nicht ... denn du haſt mich — wenn auch ohne deine Schuld — zu dem gemacht, was ich bin.“

Sie ſchwieg. Franz wagte nicht, die Augen zu ihr aufzuſchlagen ... er fand ſie zu ſchön, zu begehrenswert und ſie war ſeines Bruders Weib.

Auch zu ſprechen wagte er nicht. Der Unglückliche fühlte, daß die alte Leidenſchaft aufs neue herrſchgewaltig in ſeinem Herzen erwachte, und daß fortan jeder Blick, jedes Wort, jede ſeiner Lebensäußerungen Liebe ſein würde.

Und ſie war ſeines Bruders Weib!

„Oh, wie elend, wie elend ſind wir beide!“ ſagte der arme Rächer, indem er neben ſie auf den Diwan niederſank.

Dieſe wenigen Worte ſchon waren eine Feigheit, ein Aufgeben des Widerſtandes. Es war, als hätte ihm das Geſchick durch ſeine Grauſamkeit die Kraft zur Verteidigung genommen.

Sidonie hatte ihre Hand auf die ſeinige gelegt. „Franz, Franz!“ flüſterte ſie und dann ſaßen ſie, in glühendem Schweigen aneinander gelehnt, gewiegt durch Madame Dobſons Lied, deſſen Melodie in abgeriſſenen Tönen durch das Buſchwerk zu ihnen drang:

„Die Liebe zu dir iſt mein Leben,
Die Liebe zu dir iſt mein Schmerz!“

Plötzlich erſchien Rislers große Geſtalt in der Thür.

„Hierher, Chèbe, hierher ... ſie ſind im Pavillon!“ rief der gute Mann, indem er hereintrat, begleitet von ſeinen Schwiegereltern, die er herbeigeholt hatte.

Nun gab es herzliche Begrüßungen und immer wiederholte Umarmungen, wobei der kleine Chèbe den großen Franz, der ihn um einen ganzen Kopf überragte, mit gönnerhafter Miene betrachtete.

„Wie ſteht's, mein Junge? macht der Kanal von Suez die gewünſchten Fortſchritte?“

Madame Chèbe, für welche Franz noch immer eine Art „künftiger Schwiegerſohn“ geblieben war, umarmte ihn auf das zärtlichſte, während Risler auf der Terraſſe ſeiner Freude wie gewöhnlich in linkiſcher Weiſe, mit allerlei Gebärden Ausdruck gab, verſchiedene fette Kälber zu ſchlachten verſprach, um die Heimkehr des verlorenen Sohnes zu feiern, und mit einer Stimme, die in allen Nachbargärten hörbar ſein mußte, der Geſanglehrerin zurief: „Madame Dobſon, Madame Dobſon, nichts für ungut! — aber was Sie da ſingen, iſt viel zu traurig für heute. Zum Kuckuck mit dem Ausdruck! ... ſpielen Sie uns 'was Luſtiges ... einen Tanz ... ich möchte mit Madame Chèbe 'mal herumwalzen.“

„Risler, Risler, ſind Sie verrückt ... lieber Schwiegerſohn ...“

„Vorwärts, Mama, immer vorwärts ... es geht nicht anders ... hopp ... hopp ...“

Dabei zog er ſeine Schwiegermutter auf den Gartenwegen in einem ſchwerfälligen, altmodiſchen ſechstaktigen

Walzer mit ſich fort, und die arme Frau blieb bei jedem Schritte atemlos ſtehen, um die flatternden Hutbänder und die Spitzen ihres Shawls, des ſchönen Shawls von Sidoniens Hochzeit, in die gehörige Ordnung zu bringen.

Der gute Risler war wie berauſcht vor Freude.

Für Franz ſchien der Tag voll unvergeßlicher Qual kein Ende zu nehmen. Spazierfahrt im Wagen, Spazierfahrt im Kahn, Gouter im Graſe der Inſel des Ravageurs, er mußte jeden Reiz des Aufenthalts von Asnières genießen, und dabei, auf der ſonnigen Landſtraße wie auf dem ſchimmernden Strome, mußte er lachen, plaudern, von ſeiner Reiſe, von der Landenge von Suez, von den Kanalarbeiten erzählen, die heimlichen Klagen Monſieur Chèbes, der wie immer gegen ſeine Kinder aufgebracht war, und die Auseinanderſetzungen ſeines Bruders über die Druckmaſchine anhören. „Eine rotierende Maſchine, lieber Junge!“ ... Sidonie überließ ſie ihren Unterhaltungen, ſchien in Gedanken verſunken, richtete von Zeit zu Zeit ein Wort oder ein trauriges Lächeln an Madame Dobſon und Franz, der ſie ſelbſt nicht anzuſehen wagte, beobachtete die Bewegungen ihres blau gefütterten Sonnenſchirms, das Wallen ihres Kleides.

Wie hatte ſie ſich in den zwei Jahren verändert ... wie ſchön war ſie geworden!

Und dann kamen ihm entſetzliche Gedanken. An dem Tage war Rennen in Longchamps; dicht an ihrer Equipage fuhren Wagen vorüber, die von Frauen mit geſchminkten, von ſtraffgezogenen Schleiern bedeckten Geſichtern gelenkt wurden. Steif wie Puppen ſaßen ſie da, hielten die große Peitſche gerade in die Höhe und nichts an ihnen ſchien lebendig zu ſein, als die feurigen, auf die Köpfe ihrer Pferde gerichteten Augen. Man ſah ſich um, wenn ſie vorüberfuhren, und alle Blicke folgten ihnen nach, wie mit fortgeriſſen von der Haſt ihrer Fahrt.

Dieſen Geſchöpfen war Sidonie gleich; auch ſie hätte in derſelben Weiſe Georges Fromonts Equipage lenken

können ... denn in Georges' Wagen fuhr Franz ſpazieren, und Georges' Wein hatte er getrunken, und aller Luxus, deſſen man ſich in Rislers Häuslichkeit erfreute, kam von Georges.

Das war ſchmachvoll, war empörend ... er hätte es ſeinem Bruder zuſchreien mögen ... hatte geradezu die Verpflichtung, es zu thun, war ausdrücklich zu dem Zwecke gekommen ... aber er hatte nicht mehr den Mut dazu.

Armer Rächer!

Abends nach dem Diner, als ſie im Salon beiſammen waren, den friſche, vom Strom herüberwehende Luft erfüllte, forderte Risler ſeine Frau zum Singen auf; er wünſchte, daß Franz ihre neuen Talente kennen lerne.

An das Klavier gelehnt, ſuchte Sidonie mit ſchwermütiger Miene die Aufforderung abzulehnen, während Madame Dobſon präludierend ihre langen Locken ſchüttelte.

„Ich kann ja nichts ... was ſollte ich ſingen?"

Endlich gab ſie nach. Bleich, ergebungsvoll, wie über den Dingen ſchwebend, begann ſie im zitternden Licht der Kerzen, von denen wie ein Weihrauch der betäubende Duft der Holunderblüten und Hyacinthen auszugehen ſchien, ein kreoliſches Lied zu ſingen, ein Volkslied der Louiſiana, zu dem Madame Dobſon die Klavierbegleitung gemacht hatte:

„Mamſell Zizi, armes Kind,
Liebe, Liebe hat geſchwind
Ihr den Kopf verdreht."

Während ſie die Leiden dieſer armen, aus Liebe wahnſinnig gewordenen Mamſell Zizi ſchilderte, ſah auch Sidonie aus, als wäre ſie vor Liebe krank. Mit welchem herzzerreißenden Ausdruck, welchem Aufſchrei der zum Tode verwundeten Taube ſang ſie den Kehrreim, dem der kindliche Dialekt der Kolonien eine ſo ſüße Schwermut verlieh:

„Liebe, Liebe hat geſchwind
Ihr den Kopf verdreht."

Auch er, der unglückſelige Rächer hätte darüber wahnſinnig werden können!

Aber nein ... die Sirene hatte ihr Lied falſch gewählt. Bei dem Namen Zizi fühlte ſich Franz in ein düſteres Zimmer im Marais verſetzt, weit ab von Sidoniens Salon, und das Mitleid ſeines Herzens zauberte ihm das Bild der kleinen Déſirée vor die Seele, die ihn ſchon ſo lange geliebt hatte. Bis zu ihrem fünfzehnten Jahre hatte man ſie immer Zirée oder Zizi genannt, und ſie war ja auch die „kleine Zizi", das arme Kind des kreoliſchen Liedes, die verlaſſene, treue Liebende. Nun mochte Sidonie ſingen; Franz ſah und hörte ſie nicht mehr. Er ſaß auf dem niedrigen Schemel neben dem großen Arbeitstiſche, wo er ſo oft die Heimkehr Delobelles erwartet hatte. Dort war Rettung für ihn ... nur dort! Zu der Liebe dieſes Kindes mußte er flüchten, ſich ihr völlig hingeben und bitten: „Nimm mich auf! rette mich!" ... und wer weiß ... ſie liebte ihn ſo innig ... vielleicht war ſie im ſtande, ihm zu helfen, ihn von ſeiner verbrecheriſchen Leidenſchaft zu heilen.

„Wohin?" fragte ihn Risler, als ſein Bruder, ſobald der letzte Ton der Begleitung verklungen war, haſtig aufſtand.

„Ich gehe fort ... es iſt ſpät."

„Wie ... du willſt nicht hier bleiben? Dein Zimmer iſt bereit."

„Ganz bereit!" fügte Sidonie mit ſeltſamem Blick hinzu.

Er lehnte die Einladung mit einer gewiſſen Heftigkeit ab. Die Baugeſellſchaft hatte ihn mit Aufträgen betraut, die ſeine Anweſenheit in Paris erforderten. Während man ihn noch zu halten ſuchte, war er bereits im Vorzimmer, eilte im Mondſchein durch den Garten und durch das lärmende Treiben von Asnières dem Bahnhofe zu.

Als er fort war, ging Risler in ſein Schlafzimmer hinauf, während Sidonie und Madame Dobſon am offnen Salonfenſter ſtehen blieben. Die Muſik des nahen Kaſinos ſchallte zu ihnen herüber, untermiſcht mit dem „Oho" der Schiffer und dem rhythmiſchen, an den dumpfen Ton eines Tamburin erinnernden Geräuſch des Tanzes.

„Iſt das ein Störenfried!“ ſagte Madame Dobſon.

„Immerhin . . . ich habe ihn matt geſetzt,“ antwortete Sidonie; „aber in acht nehmen muß ich mich . . . er iſt ſehr eiferſüchtig und wird mich ſcharf bewachen. — So will ich denn an Cazaboni ſchreiben, daß er in der nächſten Zeit nicht herkommen ſoll, und du kannſt morgen früh Georges benachrichtigen, daß er auf vierzehn Tage nach Savigny gehen muß.“

Fünfzehntes Kapitel.

„Mamſelle Zizi, armes Kind.“

Déſirée war glückſelig.

Wie in der alten, ſchönen Zeit ſetzte ſich Franz auch jetzt wieder Tag für Tag auf den Schemel zu ihren Füßen, aber nicht, um von Sidonie zu ſprechen.

Sobald ſie morgens zu arbeiten anfing, ſah ſie langſam ihre Thür aufgehen. „Guten Morgen, Mamſell Zizi . . .“ er nannte ſie jetzt immer ſo, mit ihrem Kindernamen, und es war nicht zu ſagen, wie hübſch dies „Mamſell Zizi“ klang.

Abends warteten ſie zuſammen auf den „Vater“, und er erzählte ihr ſo ſchaurige Geſchichten von ſeinen Reiſen, daß ſie aus dem Grauen nicht herauskam.

„Was iſt's denn mit dir? Du biſt ja ganz verändert!“ ſagte Mama Delobelle, voll Erſtaunen, ſie jetzt ſo heiter und vor allem ſo beweglich zu ſehen. Denn ſtatt wie bisher, mit der Entſagung einer kleinen Großmutter in ihrem Lehnſtuhl auszuharren, ſtand die kleine Lahme jetzt alle Augenblicke auf, ging mit einer Leichtigkeit, als ob ihr Flügel gewachſen wären, ans Fenſter, blieb dort hochaufgerichtet ſtehen und fragte ihre Mutter im Flüſtertone: „Sieht man es auch, wenn ich nicht gehe?“

Bisher hatte ſich ihre Eitelkeit auf ihr hübſches, kleines Köpfchen beſchränkt, jetzt erſtreckte ſie ſich, wie ihr gelöſtes, leicht gelocktes Haar, über ihre ganze zierliche Geſtalt. Sie war jetzt wirklich ſehr, ſehr eitel . . . das mußte jedermann

auffallen. Selbſt die Vögel und Käfer hatten ein ganz ungewöhnlich kokettes Ausſehen.

Ja, Déſirée Delobelle war glückſelig. Seit einigen Tagen ſprach Monſieur Franz davon, ſie alle aufs Land hinauszuführen, und da der Vater, der immer ſo gütig, ſo großmütig war, nichts dagegen hatte, daß ſich Mutter und Tochter ein Erholung gönnten, brachen ſie alle vier eines Sonntagmorgens auf.

Man kann ſich's gar nicht vorſtellen, wie ſchön das Wetter an dieſem Tage war. Als Déſirée um ſechs Uhr früh das Fenſter öffnete und durch den Morgennebel die warme, leuchtende Sonne ſah, als ſie an Bäume, Felder und Wege dachte, an die ganze wundervolle Natur, die ſie ſo lange nicht geſehen und nun am Arme ihres Franz begrüßen ſollte, traten ihr Thränen in die Augen. Das Glockengeläut, der Pariſer Straßenlärm, der zu ihrem Fenſter emporſtieg, der Sonntagsputz, die Feſtfeier der Armut, die ſelbſt von den Wangen der Kohlenträger leuchtet, das ganze Morgenrot dieſes ungewöhnlichen Tages wurde von ihr in andächtiger Freude genoſſen.

Am Abend zuvor hatte ihr Franz einen Sonnenſchirm gebracht, ein kleines Schirmchen mit Elfenbeingriff; ſie ſelbſt hatte ſich einen ſehr hübſchen aber ſehr einfachen Anzug zurecht gemacht, wie er für ein armes kleines Weſen paßt, das unbemerkt bleiben möchte; und doch iſt es kaum genug, die kleine Lahme reizend zu nennen.

Punkt neun Uhr kam Franz mit einem Wagen, den er auf den ganzen Tag genommen hatte, und ſtieg die Treppen hinauf, um ſeine Gäſte abzuholen. Mademoiſelle Zizi ging, ſich auf die Rampe ſtützend, ohne Zaudern ganz allein hinunter; Mama Delobelle, die ſie überwachte, kam hinterdrein, und der berühmte Schauſpieler, mit dem Ueberrock auf dem Arme, eilte mit dem jungen Manne voran, um den Wagenſchlag zu öffnen.

O wie herrlich war die Fahrt! wie ſchön die Gegend, der Strom, die Bäume!

Fragt nicht, wohin ſie fuhren ... Déſirée weiß es nicht. Sie wird euch nur ſagen, daß die Sonne an dieſem Orte glänzender ſchien, als anderswo, die Vögel luſtiger, die Wälder ſchattiger waren ... und das iſt ſicherlich keine Uebertreibung.

In ihrer frühen Kindheit hatte ſie hin und wieder einen Tag auf dem Lande, in friſcher Luft verlebt; ſpäter aber wurde ſie durch unabläſſige Arbeit, Armut und das allen Kränklichen eigne Behagen am Stillſitzen in dem alten Pariſer Stadtviertel, das ſie bewohnte, feſtgehalten und ſeine hohen Dächer, ſeine Fenſter mit eiſernen Baluſtraden, ſeine Fabrikſchornſteine, deren neue rote Ziegelmauer ſich grell von den altersſchwarzen Gebäuden ehemaliger Edelhöfe abheben, bildeten ihren immer gleichen, ihr völlig genügenden Geſichtskreis. Seit langer Zeit hatte Déſirée keine andern Blumen geſehen, als die Winden an ihrem Fenſter, und keine andern Bäume als die Akazien der Fromontſchen Fabrik, die ſie aus der Ferne durch Dampf und Rauch erkennen konnte. Darum war ihr Herz von Freude geſchwellt, als ſie ſich wieder einmal im Freien befand. Von neu erwachender Jugendluſt belebt, entdeckte ſie immer neue Ueberraſchungen, die ſie mit Händeklatſchen, mit leiſen Jubelrufen, mit Ausbrüchen kindlichen Entzückens begrüßte, unter denen ſie die Unſicherheit ihrer Schritte verbarg. — Von ihrem Gebrechen war wirklich nicht viel zu ſehen, auch war Franz beſtändig in ihrer Nähe, voll Aufmerkſamkeit und mit zärtlichen Augen immer bereit, ſie zu ſtützen und ihr beim Ueberſchreiten der Gräben die Hand zu reichen. Wie ein Traum ging der herrliche Tag vorüber. Der weite blaue Himmel, der durch die Zweige ſchimmerte, das Unterholz, das ſich in behaglicher Sicherheit zu den Füßen der Bäume ſchmiegt, wo alle Blumen höher aufſprießen und goldige Mooſe wie Sonnenſtrahlen an den Eichenſtämmen glänzen, die plötzlichen Ausblicke auf ſonnige Lichtungen, alles, ſelbſt die Ermattung nach dem langen Aufenthalt in freier Luft, bezauberte und beglückte ſie.

Gegen Abend, als ſie vom Waldesſaum aus, im er-

ſterbenden Tageslicht, die weißſchimmernden, ſich durch die Felder ſchlängelnden Wege, den ſilbernen Strom und weit in der Ferne, im Einſchnitt zwiſchen zwei Hügeln, ein Durcheinander grauer Dächer, Türme und Kuppeln erblickte, ſchloß ſie dies blühende, von Liebe durchleuchtete, von Frühlingsdüften erfüllte Landſchaftsbild in die tiefſte Tiefe ihres Herzens, als ob ſie dergleichen niemals, niemals wiederſehen ſollte.

Der Strauß, den die kleine Lahme von dieſem Ausfluge mitgebracht hatte, durchduftete ihr Zimmer eine ganze Woche lang. Zu den Hyacinthen, Veilchen und Weißdornblüten geſellten ſich darin zahlloſe Blumen ohne Namen, jene beſcheidenen, den Armen aber wohlbekannten Blumen, deren Same, vom Winde verſtreut, an allen Wegrändern aufſprießt.

Beim Anblick dieſer winzigen Blütenkelche in mattem Blau, lebhaftem Roſa, allen jenen feinen Farbentönen, welche die Blumen ſchon vor unſern Koloriſten erfunden haben, machte Déſirée in dieſen acht Tagen den ſchönen Spaziergang immer aufs neue. Die Veilchen erinnerten ſie an den mooſigen Abhang, wo ſie dieſelben gepflückt und beim Suchen ſo oft die Hand des Freundes berührt hatte; die großen Waſſerblumen hatten am Rande eines noch vom Winterregen naſſen Grabens geſtanden, und um ſie erreichen zu können, war Déſirée genötigt, ſich feſt auf Franz zu ſtützen. Alle dieſe Erinnerungen tauchten während der Arbeit in ihr auf, indes im Sonnenſchein, der durch das Fenſter fiel, die Federn der Kolibris ſchimmerten. Frühling, Jugend, Geſang und Blumen hatten die düſtere Arbeitsſtube im fünften Stock völlig verwandelt, und Déſirée ſagte im vollen Ernſt zu Madame Delobelle, indem ſie den Duft des Straußes, den ihr der Freund gebunden, immer wieder einatmete: „Haſt du wohl bemerkt, Mama, wie gut dies Jahr alle Blumen riechen?“

Auch Franz begann denſelben Zauber zu empfinden. Nach und nach bemächtigte ſich „Mamſell Zizi“ ſeines Herzens und verdrängte ſelbſt die Erinnerung an Sidonie.

Wahr iſt's, daß der arme Rächer alles aufbot, um dies Ziel zu erreichen. Zu jeder Stunde des Tages war er bei Déſirée, an die er ſich anſchmiegte wie ein Kind. Nicht ein einziges Mal hatte er nach Asnières zurückzukehren gewagt... er fürchtete ſich noch zu ſehr vor jener Frau.

„Komm doch heraus ... Sidonie verlangt nach dir," ſagte der brave Risler immer wieder, wenn ihn Franz in der Fabrik aufſuchte. Aber der junge Mann blieb feſt und ſchützte allerlei Geſchäfte vor, um ſeinen Beſuch von Tag zu Tag hinausſchieben zu können. Uebrigens machte das Risler gegenüber durchaus keine Schwierigkeiten, da ihn ſeine Druckmaſchine, deren Herſtellung begonnen hatte, mehr als je in Anſpruch nahm.

Jedesmal, wenn Franz ſeinen Bruder verließ, erwartete ihn der alte Sigismund in großen wollenen Schreiberärmeln, die Feder hinter dem Ohre und das Federmeſſer in der Hand, um ihn einige Schritte zu begleiten und ihm vom Stand der Dinge Bericht zu geben. Seit einiger Zeit ſchien alles beſſer zu gehen; Monſieur Georges kam täglich in ſein Fabrikcomptoir und fuhr jeden Abend nach Savigny; an der Kaſſe liefen keine Rechnungen ein, ſelbſt die Dame draußen in Asnières ſchien ſich ruhiger zu verhalten.

Der Kaſſierer triumphierte.

„Siehſt du wohl, Kleiner, wie gut es war, daß ich dir ſchrieb. Du haſt nur zu kommen brauchen, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Und doch," fügte er in alter Gewohnheit hinzu, „doch glaub' ich noch immer, daß es gar nicht gut ſteht."

„Sorgen Sie ſich nicht, Monſieur Sigismund," ſagte der Rächer; „jetzt bin ich da!"

„Und du willſt noch nicht fort, nicht wahr, lieber Junge?"

„Nein, nein, noch nicht ... ich habe erſt noch eine wichtige Angelegenheit zu ordnen."

„Um ſo beſſer!"

Die wichtige Angelegenheit, von der Franz hier ſprach,

war ſeine Heirat mit Déſirée Delobelle. Noch hatte er niemand davon geſagt — auch dem jungen Mädchen nicht. Aber Mamſell Zizi ſchien etwas zu ahnen, denn von Tag zu Tag wurde ſie heiterer und hübſcher, als ob ſie den Augenblick herannahen fühle, für den ſie aller ihrer Schönheit und Freude bedürfen würde.

An einem Sonntagnachmittage waren ſie allein im Atelier. Mama Delobelle war ausgegangen, voller Stolz, ſich einmal wieder am Arme ihres großen Mannes zeigen zu dürfen, und hatte Freund Franz ihrer Tochter zur Geſellſchaft zurückgelaſſen. Sorgfältig gekleidet, mit einem gewiſſen feſtlichen Ausdruck in ſeinem ganzen Weſen, hatte Franz ein zugleich ſchüchternes und entſchloſſenes, gerührtes und feierliches Ausſehen, und ſchon die Art und Weiſe, in der ſich der niedrige Schemel an den großen Lehnſtuhl heranſchob, verriet, daß man ihm etwas Wichtiges anvertrauen wollte, und er hatte vielleicht eine leiſe Ahnung, was es ſein werde. Das Geſpräch begann mit ganz nichtsſagenden Worten, die jeden Augenblick durch lange Pauſen unterbrochen wurden — wie man während einer Wanderung immer wieder ſtehen bleibt, um für den weiteren Weg Atem zu ſchöpfen.

„Wie ſchön iſt das Wetter heute.“

„Wunderſchön!“

„Unſer Strauß riecht noch immer gut.“

„Sehr gut!“

Und bei dieſen gleichgültigen Worten lag die Erregung deſſen, was kommen ſollte, im Ton ihrer Stimmen.

Endlich näherte ſich der kleine Schemel dem großen Lehnſtuhle noch etwas mehr, und indem ſich die Blicke und Hände der beiden jungen Leute fanden, ſprachen ſie leiſe und langſam ihre Namen aus: „Déſirée!“ „Franz!“

In dieſem Augenblick wurde an die Thür geklopft. Es war das leichte Anklopfen mit fein behandſchuhtem Finger, der ſich bei der leiſeſten Berührung zu beſchmutzen fürchtet.

„Herein!“ ſagte Déſirée mit einer Regung des Unmuts,

und über die Schwelle trat Sidonie, ſchön, kokett und freundlich. Sie kam, ihre kleine Zizi zu beſuchen, wollte ſie im Vorübergehen einmal wieder umarmen; ſie hatte ſich ſchon ſo lange danach geſehnt.

Daß Franz hier war, ſchien ſie zu überraſchen, und ſie gab ſich ſo ganz der Freude hin, einmal wieder mit ihrer alten Freundin plaudern zu können, daß ſie ihn kaum beachtete. Nach allerlei Gefühlsausbrüchen, Liebkoſungen und langen Geſprächen von vergangenen Zeiten wünſchte ſie das Flurfenſter und die Rislerſche Wohnung wiederzuſehen ... Es machte ihr ſo viel Vergnügen, dabei gleichſam ihre ganze Jugendzeit wachzurufen.

„Erinnern Sie ſich, Franz, wie die Prinzeſſin Kolibri in Ihr Zimmer kam und ihr Köpfchen unter einem Diadem von Federn hoch aufgerichtet trug?“

Franz antwortete nicht; er war zu tief bewegt, um Worte zu finden, denn ein gewiſſes Etwas ſagte ihm, daß dieſe Frau um ſeinetwillen — nur um ſeinetwillen gekommen ſei; daß ſie ihn wieder haben, ihn verhindern wolle, einer andern zu gehören, und der Unglückſelige fühlte, daß ihr dies nur zu leicht gelingen werde. Gleich als er ſie eintreten ſah, war ſein Herz aufs neue gefangen.

Déſirée hatte von dem allem keine Ahnung; Sidonie ſah ſo freundlich, ſo unbefangen aus. Ueberdies waren die beiden Bruder und Schweſter — von Liebe konnte zwiſchen ihnen nicht mehr die Rede ſein.

Dennoch überſchlich die kleine Lahme ein Vorgefühl ihres Unglücks, als Sidonie ſchon auf der Thürſchwelle, im Begriff zu gehen, ſich nachläſſig umwendete und zu ihrem Schwager ſagte: „Eben fällt mir ein, Franz, daß mir Risler aufgetragen hat, Sie zum Diner mitzubringen ... der Wagen ſteht unten ... wir holen Ihren Bruder in der Fabrik ab.“ Und mit dem reizendſten Lächeln der Welt fügte ſie hinzu: „Nicht wahr, du biſt bereit, ihn uns zu überlaſſen, liebe Zizi? .. Sei ohne Sorge ... du ſollſt ihn wieder haben.“

Er hatte wirklich den Mut zu gehen, der Undankbare! Ohne Zaudern, ohne sich noch einmal umzusehen, ging er von dannen, von seiner Leidenschaft fortgerissen wie von einer wilden Meeresströmung, und weder an diesem, noch einem der folgenden Tage, überhaupt nie im Leben erfuhr Mamsell Zizi, was ihr der kleine Schemel so Besondres zu sagen gehabt hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Im Wartesaal.

„Ja, ja, ich liebe Dich! ich liebe Dich mehr als je und für alle Zeit ... wozu noch kämpfen und sich sträuben? Unsre Sünde ist stärker als wir. — Aber ist's denn Sünde, daß wir uns lieben? waren wir nicht füreinander bestimmt und haben wir nicht das Recht, uns wieder zu vereinigen, dem Leben zum Trotz, das uns getrennt hat? ... Komm, komm! es ist beschlossen, wir entfliehen. Morgen abend um zehn Uhr, Lyoner Bahnhof. Ich nehme die Billets und erwarte Dich. Franz."

Seit vier Wochen hoffte Sidonie auf diesen Brief; seit vier Wochen hatte sie alle ihre List, alle ihre Schmeichelkünste aufgeboten, um ihrem Schwager einen schriftlichen Ausbruch seiner Leidenschaft zu entlocken. Es war ihr schwer geworden, dies Ziel zu erreichen; ein junges, ehrliches Herz, wie es Franz besaß, bis zum Verbrechen zu bethören, war nicht leicht, und in diesem eigentümlichen Ringen, wo der wahrhaft Liebende gegen sich selbst ankämpfte, hatte sie sich oft am Ende ihrer Kraft, beinahe entmutigt gefühlt. Oft, wenn sie ihn völlig besiegt glaubte, empörte sich sein gerader Sinn, und er war drauf und dran zu fliehen, sich ihr zu entreißen.

So war es denn ein großer Triumph für sie, als ihr eines Morgens dieser Brief gebracht wurde. Eben war Madame Dobson gekommen, ihr die Klagen Georges Fromonts zu übermitteln. Er sehnte sich nach seiner Geliebten und

begann ſich über dieſen Schwager, der eiferſüchtiger und anſpruchsvoller war als der Ehemann, Gedanken zu machen.

„Der arme, liebe Menſch, der arme, liebe Menſch!“ ſagte die gefühlvolle Amerikanerin. „Wenn du nur ſäheſt, wie unglücklich er iſt!“

Dabei ſchüttelte ſie ihre Locken, band ihre Notenrollen auf und zog die Briefe des armen, lieben Menſchen daraus hervor, die ſie ſorgfältig zwiſchen die Blätter ihrer Lieder zu verſtecken pflegte. Sie war glückſelig, in dieſe Liebesgeſchichte verflochten zu ſein und ſich in einer Atmoſphäre voller Intriguen und Geheimniſſe berauſchen zu können, die ihren kalten Augen, ihrem nüchternen Blond eine gewiſſe Wärme zu geben ſchien.

Das Merkwürdigſte dabei war, daß dieſe junge, hübſche Frau, die ſich ſo bereitwillig dazu verſtand, zu einer verbotenen Korreſpondenz die Hand zu bieten, in ihrem ganzen Leben keinen einzigen Liebesbrief geſchrieben oder erhalten hatte.

Immer unterwegs zwiſchen Asnières und Paris, wobei ſie irgend eine Liebesbotſchaft unter dem Flügel hatte, blieb dieſe ſeltſame Brieftaube ihrem Taubenſchlage allezeit treu und girrte nur in tugendhaft-berechtigter Weiſe.

Als Sidonie ihr zeigte, was Franz geſchrieben hatte, fragte ſie: „Was wirſt du antworten?“

„Ich habe geantwortet ... habe ja geſagt.“

„Wie ... mit dem Narren willſt du fortgehen?“

Sidonie lachte.

„Fällt mir gar nicht ein! ich habe nur ja geſagt, damit er mich auf dem Bahnhof erwartet ... das iſt alles, was ich beabſichtige. Dieſe Viertelſtunde der Angſt hat er reichlich um mich verdient, denn wie hat er mich nun ſchon ſeit vier Wochen gepeinigt. Mein ganzes Leben habe ich, dieſem Herrn zuliebe, umgeſtalten müſſen; habe keinen Beſuch empfangen dürfen, habe mich genötigt geſehen, meine Thür für alle meine Freunde, alle jungen und liebenswürdigen Menſchen, für Georges, ſelbſt für dich zu verſchließen ...

denn du weißt doch, mein Liebchen, daß er auch dich nicht leiden konnte und dich gern, wie alle andern, aus dem Hause gewiesen hätte.“

Was Sidonie nicht eingestand, obwohl es sie am meisten gegen Franz erbitterte, war, daß er ihr, indem er sie mit ihrem Manne bedrohte, große Furcht eingeflößt hatte. Von jenem Augenblick an war ihr unbehaglich zu Mute gewesen, denn ihr Leben, ihr liebes Leben, das ihr über alles ging, schien ihr ernstlich in Gefahr zu sein. Diese hellblonden, scheinbar ruhigen Männer, zu denen Risler gehörte, können in eine furchtbare Wut geraten, deren Folgen nicht zu berechnen sind. Sie gleichen jenen farblosen, geruchlosen Sprengstoffen, vor deren Anwendung man zurückschreckt, weil ihre Wirkung unbekannt ist. Der Gedanke, daß ihr Mann eines Tages von ihrer Aufführung unterrichtet werden könnte, erfüllte Sidonie geradezu mit Entsetzen.

Aus ihrem früheren Leben in einem armen, volkreichen Stadtviertel tauchten allerlei Erinnerungen an unglückliche Ehen in ihr auf, an die Rache betrogener Ehemänner, an Blut, das die Schande des Ehebruchs bespritzt hatte. Düstere Todesbilder verfolgten sie ... und der Tod, die ewige Ruhe, das Schweigen des Grabes waren ein Schrecken für dies kleine, freudendurstige, von wahnsinniger Lebenslust erfüllte Wesen.

Allen diesen Befürchtungen machte der hochwillkommene Brief ein Ende. Nun war es unmöglich, daß Franz sie anklagte; selbst in der Wut über die erfahrene Täuschung konnte er es nicht thun, nachdem er ihr eine solche Waffe in die Hände gegeben. Und selbst wenn er sprach, brauchte Sidonie nur seinen Brief zu zeigen, um Risler zu überzeugen, daß alle seine Anklagen nur Verleumdungen waren. ... Ja, Herr Rächer, jetzt sind Sie gefangen!

Eine tolle Freude kam über Sidonie.

„Ich lebe auf ... ich lebe auf!“ sagte sie zu Madame Dobson. Sie lief durch den Garten, pflückte große Blumensträuße für ihren Salon, öffnete alle Fenster dem Sonnen-

ſchein, gab der Köchin, dem Kutſcher, dem Gärtner allerlei Befehle. Das Haus ſollte ſchön ſein, denn Georges kam wieder, auch veranſtaltete ſie ein großes Diner für das Ende der Woche. Es war, als ob ſie den letzten Monat über fort geweſen wäre, von einer langweiligen, anſtrengenden Geſchäftsreiſe heimkehrte und alles in Bewegung ſetzte, um wieder Luſt und Leben um ſich zu ſehen.

Am folgenden Abend waren Sidonie, Risler und Madame Dobſon im Salon bei einander. Während Risler ein dickleibiges Buch über Mechanik durchblätterte, begleitete Madame Dobſon Sidoniens Geſang. Plötzlich brach dieſe mitten im Liede in ein lautes Gelächter aus. Es hatte eben zehn Uhr geſchlagen.

Risler blickte verwundert auf.

„Warum lachſt du?“

„Es iſt nichts, mir fiel nur etwas ein,“ antwortete Sidonie, indem ſie Madame Dobſon mit einem Augenblinzeln die Uhr zeigte. Es war die Stunde des Stelldicheins und Sidonie dachte an die Qualen, mit denen Franz auf ſie wartete.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Seit der Rückkehr des Boten, der dem jungen Manne Sidoniens in fieberhafter Aufregung erwartetes Ja gebracht hatte, war plötzlich eine große Ruhe über ihn gekommen ... er fühlte ſich wie erlöſt. Kein Schwanken und Zaudern mehr, kein Ringen zwiſchen Pflicht und Leidenſchaft. Mit aller Vorſicht traf er ſeine Vorbereitungen, holte ſeinen Koffer herbei, leerte Schrank und Kommode und lange vor der Zeit, die er zum Abholen des Gepäcks beſtimmt hatte, ſaß er mitten im Zimmer auf einer Kiſte, betrachtete die an der Wand befeſtigte Landkarte, die ihm wie ein Sinnbild ſeiner Irrfahrten erſchien, und verfolgte mit den Augen die geraden Linien der Straßen und die wellenförmige Umgrenzung der Meere.

Nicht ein einziges Mal fiel ihm ein, daß an der andern Seite des Flurs um ihn geſeufzt und geweint wurde, nicht ein einziges Mal dachte er an die Verzweiflung ſeines Bruders,

an das furchtbare Drama, das sie hinter sich ließen. Dem allem war er weit entrückt, sah sich bereits mit Sidonie in dunkler Kleidung, wie sie zur Flucht und Reise passend ist, auf dem Perron des Bahnhofes ... später am Ufer des blauen Meeres, wo sie eine Zeitlang blieben, um die Verfolger irre zu führen ... und endlich in einem fernen unbekannten Lande, wo sie niemand finden und ihm entreißen konnte. Oder er dachte an den Waggon, in dem sie durch die nächtlichen Gefilde dahin fuhren; ein blasses, zierliches Köpfchen lag neben ihm auf dem Kissen, ein blühender Mund war seinen Lippen nahe und zwei tiefe Augen sahen im sanften Dämmerlicht der Lampe zu ihm auf, während Dampf und Räder sie in wiegender Bewegung forttrugen.

Und nun brause und zische, Lokomotive, erschüttere die Erde, röte den Himmel, speie Rauch und Flammen aus, stürze dich in Tunnels, eile über Berge und Ströme, fliege, brenne, berste, aber nimm uns mit, trage uns fort, weit fort vom Leben der Menschen, ihren Gesetzen, ihren Neigungen ... fort aus dem Leben, fort von uns selbst!

Zwei Stunden ehe der Billetschalter für den bestimmten Zug geöffnet wurde, befand sich Franz bereits auf dem Lyoner Bahnhof, der in seiner häßlichen Kahlheit, seiner Entfernung vom Mittelpunkt des Pariser Lebens schon eine erste Station der Provinz zu sein scheint. Der junge Mann setzte sich in den dunkelsten Winkel und blieb da regungslos, wie betäubt. In seinem Hirn war um diese Zeit nicht weniger Unruhe und Verwirrung als rings um ihn her. Eine Ueberfülle abgerissener Gedanken, unklarer Erinnerungen, fremdartiger Vorstellungen drängte sich ihm auf. In einer Minute trug ihn sein Gedächtnis in solche Weiten, daß er sich zwei oder dreimal fragen mußte, warum er hier sei und was er erwarte. Aber aus diesen wirren Gedanken stieg Sidoniens Bild wieder auf und überstrahlte sie mit voller Klarheit.

Sie wollte kommen!

Mechanisch, obwohl die Stunde des Stelldicheins noch

nicht erſchienen war, ſuchte er in der ſich drängenden, lärmenden Menge nach ihrer eleganten Geſtalt und glaubte jeden Augenblick, ſie aus dem Gewühl hervortreten zu ſehen, das vor ihrer leuchtenden Schönheit ehrfurchtsvoll zurückwich.

Nach wiederholtem Ankommen und Abfahren und zahlloſen, wie eine Wehklage unter der Wölbung verhallenden Pfiffen trat eine plötzliche Stille auf dem Bahnhofe ein, der nun ſo verödet war, wie eine Kirche am Wochentage. Der Zehnuhrzug war der nächſte, vor demſelben ging kein andrer mehr ab. Franz erhob ſich.

Es war kein Traum mehr, keine in unbegrenzter Zukunftsweite verlorene Chimäre.

In einer Viertelſtunde, einer halben Stunde ſpäteſtens mußte ſie da ſein.

Jetzt begann für ihn die entſetzliche Qual der Erwartung, jene ſchmerzliche Spannung des Körpers und der Seele, in der das Herz nicht mehr ſchlägt, der Atem ſtockt, wie die Gedanken, während Gebärden und Worte unvollendet bleiben und alles harrt, alles wartet.

Hundertmal haben uns Dichter die ſchmerzliche Ungeduld des Liebenden geſchildert, der auf jeden heranrollenden Wagen, jeden leichten Schritt auf der Treppe lauſcht. Aber viel qualvoller iſt's, der Geliebten auf einem Bahnhofe, in einer Wartehalle entgegenſehen zu müſſen. Die düſter brennenden Lampen, die auf dem ſtaubbedeckten Fußboden ohne Widerſchein bleiben, die weiten Niſchen der vergitterten Fenſter, das unabläſſige Geräuſch von Schritten und zufallenden Thüren, das an das Ohr ſchlägt, die hohen, kahlen Wände, die daran hängenden Plakate: „Vergnügungszug nach Monaco" — „Rundreiſe durch die Schweiz" — die eigentümliche Atmoſphäre voll Reiſehaſt und Unruhe, voll Gleichgültigkeit und Wechſel — alles trägt dazu bei, das Herz zuſammenzuſchnüren und die Angſt zu ſteigern.

Franz ging hin und her, um die ankommenden Wagen zu beobachten. Sie fuhren an der breiten Steintreppe vor;

der Schlag wurde geöffnet, geräuſchvoll wieder zugeſchlagen und aus der draußen herrſchenden Dunkelheit traten die Ankommenden in das Licht, das ihnen auf der Thürſchwelle entgegenfiel; da waren ruhige und aufgeregte, glückliche und gramvolle Geſichter; Federhüte, von hellen Schleiern umgeben, neben der Haube der Bäuerin; ſchlaftrunkene Kinder, die an der Hand fortgezogen wurden ... Bei jeder neuen Erſcheinung bebte Franz zuſammen; er glaubte ſie zu ſehen, zaubernd, dicht verſchleiert, etwas befangen ... wie ſchnell wäre er an ihre Seite geeilt, ſie zu beruhigen und zu ſchützen.

Je mehr ſich der Bahnhof füllte, um ſo ſchwieriger wurde die Aufgabe des Spähenden. Die Wagen folgten ſich ohne Unterbrechung, ſo daß er von einer Thür zur andern laufen mußte; endlich ging er hinaus, weil er glaubte, dort beſſer beobachten zu können. Ueberdies war er nicht im ſtande, mit der Angſt, die ihn bedrückte, in der Stickluft der Wartehalle auszuharren.

Es war Ende September, das Wetter lau und feucht. Durch den leichten Nebel ſchimmerten die Wagenlaternen trübe von den abſchüſſigen Straßen herauf und jede derſelben ſchien, während ſie herankam, dem Ungeduldigen zuzuwinken: „Ich bin's ... ich komme!“ Aber die Ausſteigende war nicht Sidonie und gleichgültig ſah er den Wagen, dem er mit hoffnungsvollem Herzen, als ob er mehr als ſein Leben in ſich ſchlöſſe, entgegengeſchaut, leicht und leer nach Paris zurückkehren.

Die Stunde der Abfahrt nahte. Franz ſah nach der Uhr ... es fehlte nur noch eine Viertelſtunde. Er erſchrak, aber die Glocke des Schalters, der eben geöffnet wurde, rief ihn heran und er ſtellte ſich in die lange Reihe der Billetlöſenden.

„Zwei Plätze erſter Klaſſe nach Marſeille!“ forderte er und hatte das Gefühl, damit gewiſſermaßen von Sidonie Beſitz zu ergreifen.

Durch Gepäckkarren und verſpätete, haſtig herbeilaufende Reiſende bahnte er ſich den Rückweg nach ſeinem Beobachtungs-

poſten. „Achtung!“ riefen ihm die Kutſcher zu, aber er hörte ſie nicht und blieb mit weitgeöffneten Augen im Bereich der Räder und Pferdehufe ſtehen. Nur noch fünf Minuten! Es war faſt unmöglich, daß ſie rechtzeitig kam. Die Leute ſtürzten in die inneren Säle, die Koffer wurden in den Gepäckwagen geworfen, große Leinwandbündel, Reiſetaſchen mit Meſſingbeſchlägen, Umhängetaſchen und Körbe von den verſchiedenſten Größen und Formen drängten voller Haſt, hin und her geſtoßen, derſelben Thür zu.

Endlich kam ſie ...

Ja, das mußte ſie ſein ... eine Dame in Schwarz, ſchlank und zierlich, von einer kleineren, wahrſcheinlich Madame Dobſon, begleitet. Aber auf den zweiten Blick erkannte er ſeinen Irrtum. Es war eine junge Frau, die ihr ähnlich ſah, eine elegante Pariſerin wie ſie, aber mit glückſtrahlendem Geſicht. Ein junger Mann geſellte ſich zu ihr ... ſie machten wohl ihre Hochzeitsreiſe und die Mutter begleitete ſie zur Eiſenbahn. Sie gingen an Franz vorbei, wie umhüllt von dem Glücksgefühl, das ſie erfüllte. Mit einer Empfindung von Neid und Zorn ſah er ſie, eng aneinander geſchmiegt, durch die Doppelthür verſchwinden, als wären ſie in dem ſie umgebenden Gewühl nur um ſo inniger vereint.

Franz war zu Mute, als hätten ihn die beiden beraubt, als nähmen ſie den Platz im Zuge ein, der ihm und Sidonie gehörte.

Die wilde Haſt der Abfahrt tritt ein; der letzte Glockenſchlag ertönt; in das dumpfe Brauſen der Lokomotive miſcht ſich das Geräuſch eiliger Schritte, zugeſchlagener Thüren und fortfahrender Omnibuſſe. Und Sidonie kommt nicht ... und Franz wartet noch immer! In dieſem Augenblick legt ſich eine Hand auf ſeine Schulter.

Großer Gott!

Der junge Mann ſieht ſich um und erblickt Monſieur Gardinois' dicken Kopf in einer Mütze mit Ohrenklappen.

„So habe ich mich nicht geirrt ... Sie ſind es wirklich, Herr Risler, und reiſen, wie es ſcheint, mit dem Schnell-

zuge nach Marſeille. Auch ich fahre mit dem Zuge, aber nicht ſo weit."

Er ſetzt Franz auseinander, daß er den Zug nach Orleans verfehlt hat und nun verſuchen will, auf der Lyoner Bahn nach Savigny zu gelangen. Dann ſpricht er von Risler senior und der Fabrik.

„Es ſcheint ſeit einiger Zeit mit den Geſchäften nicht beſonders zu gehen ... durch den Bonardelſchen Bankerott haben ſie eine Ohrfeige bekommen ... und ſie mögen ſich nur in acht nehmen, unſre jungen Leute, wie ſie die Dinge treiben, können ſie in dasſelbe Geleis geraten wie die Bonardels. Aber verzeihen Sie ... ich glaube, der Schalter ſoll geſchloſſen werden. ... Auf Wiederſehen!"

Franz hat die Worte des alten Gardinois kaum gehört; der Bankerott ſeines Bruders, der Zuſammenſturz der ganzen Welt, nichts kümmert ihn mehr... er wartet nur, wartet, wartet...

Plötzlich fällt der Schalter zu, wie eine letzte Schranke vor der Hartnäckigkeit ſeines Hoffens. Wiederum iſt der Bahnhof verödet, die Menſchenmenge ſtrömt die Straßen entlang und ein gellender Pfiff, der im nächtlichen Dunkel verhallt, trägt ihm gleichſam einen ſpöttiſchen Abſchiedsgruß zu.

Der Zehnuhrzug iſt abgefahren!

Er verſucht, ruhig zu bleiben und ſich die Sachlage zu erklären. Wahrſcheinlich hat ſie den Zug von Asnières verſäumt, aber da ſie weiß, daß er ſie erwartet, wird ſie zu irgend einer andern Stunde im Laufe der Nacht zu ihm kommen. Er muß weiter warten; der Saal iſt ja dazu beſtimmt.

Der Unglückliche ſetzt ſich auf eine Bank; die großen Fenſter ſind geſchloſſen und ſehen mit der dahinter liegenden Finſternis aus, als wären ſie ſchwarz lackiert. Die ſchlaftrunkene Bücherverkäuferin ordnet ihren Verkaufsſtand. Mechaniſch betrachtet Franz die buntſcheckigen Bändereihen der Eiſenbahnbibliothek, deren Titel er — nach vierſtündigem Hierſein — bereits auswendig weiß.

Es ſind Bücher darunter, die er, wie ihm einfällt, in ſeinem Zelte in Ismailia oder auf dem Schiffe geleſen hat, mit dem er von Suez zurückgekommen iſt, und alle dieſe unbedeutenden alltäglichen Romane haben für ihn einen Hauch der See oder des Südens an ſich. Aber nach einer Weile wird der Bücherſtand geſchloſſen und auch dies Hilfsmittel, ſich auf Augenblicke ſeiner wachſenden Ermüdung, ſeinem fieberhaften Warten zu entreißen, geht ihm verloren. Auch die Spielzeugbude iſt bereits von ſchützenden Planken eingehegt; die Pfeifen, Schubkarren, Gießkannen, Schaufeln und Rechen, das ganze Spielzeug des kleinen Pariſers, der aufs Land geht, wird unſichtbar, und die Verkäuferin, eine kränklich und trübſelig ausſehende Frau, wickelt ſich in ihren alten Mantel, nimmt ihre Kohlenpfanne in die Hand und geht.

Alle dieſe Leute haben ihr Tagewerk vollendet, nachdem ſie dasſelbe, beharrlich — thatkräftig wie ganz Paris, das ſeine Laternen erſt im Morgengrauen auslöſcht — ſo lange als möglich ausgedehnt.

Bei dem Gedanken an lange Nachtarbeit fällt ihm ein wohlbekanntes Zimmer ein, wo auch die Lampe noch um dieſe Stunde einen mit Kolibris und bunten Käfern beladenen Tiſch beſcheint. Aber das Bild verſchwindet gleich wieder in dem Chaos abgeriſſener Erinnerungen, die das Fieber der Erwartung in ihm wachruft.

Plötzlich kommt ihm zum Bewußtſein, daß er vor Durſt beinahe verſchmachtet. Das Bahnhofreſtaurant iſt noch offen; er tritt hinein. Schlafende Nachtkellner liegen auf den Bänken; der Fußboden iſt naß vom Gläſerſpülen. Es dauert eine Ewigkeit, bis er bedient wird, und als er endlich trinken will, fällt ihm ein, daß Sidonie während ſeiner Abweſenheit gekommen ſein und nach ihm ſuchen könnte. Er ſpringt auf, legt das Geld zu dem vollen Glaſe auf den Tiſch und ſtürzt davon wie ein Raſender.

Sie kommt nicht mehr ... er fühlt es.

Der einförmige, gleichmäßige Ton ſeiner Schritte auf dem Perron des Bahnhofes reizt ſeine Nerven ... er iſt ein Zeugnis ſeiner Wachſamkeit, ſeines Mißgeſchicks.

Was iſt denn geſchehen? ... Was kann ſie zurückgehalten haben? Iſt ſie krank geworden, oder hat ſich ſchon vor der That ihr Gewiſſen geregt? ... Aber in dieſem Falle hätte ſie ihn benachrichtigt, hätte Madame Dobſon zu ihm geſchickt. Oder hatte ſein Bruder den Brief gefunden? Sidonie war ſo unbeſonnen, ſo leichtſinnig.

Während er ſich in dieſer Weiſe in Vermutungen verlor, verging die Zeit. Nach und nach traten die Giebel der Gebäude von Mazas aus der Dunkelheit hervor. Was nun beginnen? Er mußte ſo ſchnell als möglich nach Asnières gehen, ſich erkundigen, Aufſchluß zu erlangen ſuchen. Er hätte ſchon dort ſein mögen.

Sobald ſein Entſchluß gefaßt war, eilte er mit raſchen Schritten die Bahnhofsauffahrt hinunter und kam an Soldaten, die mit Torniſtern bepackt waren, und an Scharen armer Leute vorüber, die zum Frühzuge eintrafen, dem Zuge des Elends, das zeitig aufſtehen muß.

Im Morgengrauen durchſchritt er Paris, ein düſteres, fröſtelndes Paris, in das hin und wieder die Laternen der Polizeipoſten ein rotes Licht warfen, während die Schutzmänner paarweiſe auf und ab patrouillierten, an den Straßenecken ſtehen blieben und ſich forſchend umſahen.

Vor einer der Polizeiwachen ſah er einen Zuſammenlauf von allerlei Geſindel, Lumpenſammlern und Bauersfrauen. Wahrſcheinlich ſollte hier vor dem Polizeikommiſſär irgend ein nächtliches Drama ſeine Löſung finden. Ach! wenn Franz dies Drama gekannt hätte ... aber er ahnte nichts ... gleichgültig ſah er aus der Ferne darauf hin.

Aber alle dieſe häßlichen Eindrücke, das bleiche, müde Morgenlicht, die Gaslaternen am Ufer der Seine, die wie blaſſe Totenkerzen brannten, die eigne Ermattung nach der ſchlafloſen Nacht erfüllten ihn mit tiefer Traurigkeit.

Als er nach zwei- bis dreiſtündigem Marſch in Asnières ankam, hatte er das Gefühl des Erwachens.

Die Sonne, die in voller Pracht aufgegangen war, überſtrahlte Fluß und Ebene. Die Brücke, die Häuſer, der Quai, alles war von jener Morgenklarheit umfloſſen, die dem neuen Tage, der aus nächtlichem Dunkel emporſteigt, etwas Glänzendes, heiter Lächelndes gibt. Von weitem ſah Franz das Haus ſeines Bruders; auch hier war alles wach; die Jalouſieen ſtanden offen und Blumen in den Fenſtern. Dennoch irrte er eine Zeitlang umher und wagte nicht einzutreten.

Plötzlich wurde er vom Ufer aus angerufen.

„Sie da, Monſieur Franz, wie früh Sie heute aufgeſtanden ſind . . .“

Es war Sidoniens Kutſcher, der ſeine Pferde in die Schwemme führte.

„Nichts Neues bei Ihnen vorgefallen?“ fragte der junge Mann in zitternder Spannung.

„Nicht daß ich wüßte, Monſieur Franz.“

„Iſt mein Bruder zu Hauſe?“

„Nein, der Herr iſt über Nacht in der Fabrik geblieben.“

„Iſt niemand krank geworden?“

„Nein, Monſieur Franz; wenigſtens habe ich nichts davon gehört.“

Nach dieſen Worten führte er die Pferde ins Waſſer, das ringsumher aufſpritzte.

Nun entſchloß ſich Franz, an der Gartenpforte zu klingeln.

Die Gartenwege wurden geharkt; das Haus war in Bewegung und trotz der frühen Stunde hörte er Sidoniens Stimme hell und klar, wie das Gezwitſcher der Vögel in den Kletterroſen am Hauſe.

Sie ſprach mit großer Lebhaftigkeit.

Franz näherte ſich tief erregt, um zu lauſchen.

„Nein, keinen Creme . . . die kalte Speiſe genügt, aber ſie muß auf Eis geſtanden haben und um ſieben Uhr fertig ſein. Und was nehmen wir als Entree . . . was meinen Sie?“

Sidonie war mit ihrer Köchin in eifriger Beratung über das große Diner, das ſie am folgenden Tage geben wollte, und das plötzliche Erſcheinen ihres Schwagers ſtörte ſie durchaus nicht.

„Guten Morgen, Franz“, ſagte ſie ganz ruhig; „ich ſtehe gleich zu Dienſten ... Wir haben morgen ein großes Diner ... Kunden des Hauſes, Geſchäftsfreunde ... Sie verzeihen, nicht wahr?“

Friſch und lächelnd in ihrem weißen, ſchleppenden Morgenkleide und zierlichen Spitzenhäubchen, fuhr ſie fort, ihren Küchenzettel zu machen, während ſie die friſche Luft, die von Strom und Wieſen herüberwehte, in vollen Zügen einatmete. In ihrem Antlitz war keine Spur von Kummer oder Unruhe zu entdecken. Ihre glatte Stirn, der reizend verwunderte Ausdruck ihres Blicks, der ſie ſo lange jung erhielt, ihre roſigen, halbgeöffneten Lippen ſtanden in auffallendem Gegenſatz zu dem Ausſehen des jungen Mannes, den die ſchlafloſe Nacht voll banger Erwartung völlig erſchöpft hatte.

Während einer langen Viertelſtunde mußte Franz, der in einem Winkel des Salons ſaß, die üblichen Gerichte eines bürgerlichen Diners in hergebrachter Reihenfolge an ſich vorüberziehen ſehen, von dem kleinen, warmen Paſtetchen, der normänniſchen Scholle und den zahlloſen Gewürzen, die zu ihrer Sauce verwendet werden, bis zu den Pfirſichen von Montreuil und den Trauben von Fontainebleau ... nicht ein Zwiſchengericht wurde ihm geſchenkt.

Endlich waren ſie allein und er konnte ſprechen.

„Haben Sie meinen Brief etwa nicht erhalten?“ fragte er mit dumpfer Stimme.

„Gewiß ... er iſt richtig angekommen.“

Sie war aufgeſtanden, um vor dem Spiegel ein paar kleine Löckchen zu ordnen, die ſich mit ihren wallenden Bändern verwirrt hatten, und fuhr, ihr Bild betrachtend, fort: „Gewiß, ich habe Ihren Brief erhalten und bin ſehr froh, ihn zu beſitzen. Sollten Sie jetzt jemals wieder Luſt verſpüren,

Ihrem Bruder die häßlichen Klatschereien zu hinterbringen, womit Sie mich bedroht haben, so kann ich ihm sofort beweisen, daß nur der Rachedurst einer verbrecherischen Liebe, welche von mir in gebührender Weise zurückgewiesen wurde, zu diesen verleumderischen Angebereien Anlaß gegeben hat. Das lassen Sie sich gesagt sein, mein Bester ... und leben Sie wohl!"

Strahlend, wie eine Schauspielerin, die einen wirkungsvollen Abgang hat, schritt sie an ihm vorüber und verließ den Salon mit lächelndem Munde, siegesfroh, ohne zornige Erregung.

Und er brachte sie nicht um!

Siebzehntes Kapitel.

Eine „Vermischte Nachricht".

Am Vorabend dieses Unglückstages, wenige Minuten nachdem Franz sein Zimmer in der Rue de Braque heimlich verlassen hatte, kam der berühmte Delobelle tief niedergeschlagen, mit jenem Ausdruck der Enttäuschung und Mutlosigkeit nach Hause, mit dem er unangenehme Ereignisse aufzunehmen pflegte.

„Ach, mein Gott, lieber Mann, was ist dir widerfahren?" fragte Mama Delobelle, die trotz zwanzigjährigen Zusammenlebens für die theatralisch-übertriebene Mimik ihres Gatten noch immer empfänglich war.

Der alte Komödiant, der niemals versäumte, seinen Aussprüchen ein auf der Bühne gebräuchliches Mienenspiel vorauszuschicken, zog, ehe er antwortete, mit dem Ausdruck des Ekels und Widerwillens die Mundwinkel herab, als ob er soeben etwas Bitteres verschluckt hätte.

„Mir ist widerfahren," sagte er, „daß ich mich aufs neue überzeugen muß, wie undankbar oder egoistisch diese Rislers sind ... jedenfalls sind sie ganz ungebildete Leute. — Wißt ihr, was ich soeben von dem Portier unten im Hause — der mich dabei spöttisch von der Seite ansah — gehört

habe? Denkt euch: Franz Risler iſt fort ... er hat das Haus, möglicherweiſe auch ſchon die Stadt verlaſſen, ohne mir auch nur die Hand zu drücken und mir für die freundliche Aufnahme zu danken, die ihm bei uns zu teil geworden iſt. Wie findet ihr das? ... denn nicht wahr, er hat auch euch nicht lebewohl geſagt ... und doch iſt's kaum vier Wochen her, da war er — was ich ihm auch gar nicht zum Vorwurf machen will — täglicher Gaſt im Hauſe."

Ein Ausruf der Mama Delobelle verriet ihr Erſtaunen und ihre herzliche Betrübnis. Déſirée dagegen ſagte nicht ein Wort, machte nicht eine Bewegung — immer derſelbe kleine Eisblock. Selbſt der Meſſingdraht, den ſie eben in den Fingern drehte, blieb in der bisherigen, gleichmäßigen Bewegung.

„Und da bildet man ſich ein, Freunde zu haben!" fuhr der große Delobelle fort. „Was hat mir der nun wieder vorzuwerfen?"

Es war eine ſeiner fixen Ideen, ſich vom Haß der ganzen Welt verfolgt zu glauben. Es gehörte zu ſeiner Stellung im Leben ... er war nun einmal ein Märtyrer der Kunſt.

Sanft, mit beinahe mütterlicher Zärtlichkeit — es liegt immer etwas Mütterliches in der nachſichtigen, verzeihenden Liebe, die ſolche große Kinder einflößen — ſuchte Mama Delobelle ihren Mann zu tröſten, überhäufte ihn mit Liebkoſungen und fügte ſeiner Mahlzeit einen Leckerbiſſen zu. Der arme Mann war übrigens ernſtlich betrübt. Durch die Abreiſe Franz Rislers wurde das Amt eines ewigen Gaſtgebers, das ehemals deſſen älterer Bruder verwaltet hatte, aufs neue erledigt und der Schauſpieler gedachte der vielen Annehmlichkeiten, die ihm verloren gingen.

Aber zur Seite dieſes eigennützigen, oberflächlichen Kummers befand ſich ein wahrer, unermeßlicher Schmerz ... ein Schmerz von tödlicher Gewalt und die verblendete Mutter erkannte ihn nicht. — Sieh deine Tochter doch nur an, Unglückſelige! ihre durchſichtige Bläſſe, ihre thränenloſen Augen, die mit ſtarrem Glanze vor ſich hinſchauen, als ob ſich die

Gedanken wie die Blicke auf ein Etwas richteten, das nur ihnen ſichtbar wird. Suche die arme, leidbelaſtete Seele zu erſchließen; befrage dein Kind; bringe die Aermſte zum Sprechen, zum Weinen vor allem, damit ſie von ihrer erdrückenden Laſt befreit wird, damit ihre von Thränen verdunkelten Augen nicht mehr im Leeren jenes furchtbare, unbekannte Etwas zu ſehen vermögen, an das ſie ſich ſo verzweiflungsvoll anklammern.

Ach! es gibt Frauen, in denen die Mutter die Gattin ertötet — hier hatte die Mutter der Gattin weichen müſſen. Für die Prieſterin des Götzen Delobelle, die ſich ganz in der Anbetung ihres Abgottes verlor, war ihre Tochter nur auf der Welt, um ſich demſelben Kultus zu weihen, vor demſelben Altare auf den Knieen zu liegen. Sie beide hatten nur die eine Aufgabe im Leben, für den Ruhm des großen Mannes zu arbeiten und ihn über das Verkennen ſeines Talentes zu tröſten. Alles übrige war nicht vorhanden. Niemals hatte Mama Delobelle Déſirées plötzliches Erröten geſehen, ſobald Franz ins Zimmer trat, niemals darauf geachtet, wie das liebende Mädchen auf den ſeltſamſten Umwegen immer und immer wieder die Rede auf ihn zu bringen, immer wieder ſeinen Namen in die Plaudereien zu verflechten wußte, womit ſie ſich bei der Arbeit unterhielten. Und doch war dies ſeit Jahren geſchehen, ſeit jenen fernen Tagen, als Franz noch in aller Frühe, wenn Mutter und Tochter ihre Arbeitslampe anzündeten, nach der Ecole Centrale zu gehen pflegte. Auch um jenes träumeriſche Schweigen hatte ſie ſich nie gekümmert, in das ſich glückliche, vertrauensvolle junge Herzen mit ihren Zukunftshoffnungen verſenken; und wenn ſie hin und wieder, über Déſirées Verſtummen verwundert, flüchtig gefragt hatte: „Was fehlt dir?“ ſo brauchte das junge Mädchen nur zu antworten: „Gar nichts“, um den auf Augenblicke unterbrochenen Gedankengang der Mutter ohne weiteres ſeiner Lieblingsrichtung wieder zuzulenken.

So hatte dieſe Frau, die im Herzen ihres Mannes zu

leſen und jede Falte ſeiner olympiſchen, nichtsſagenden Stirn zu deuten wußte, für ihre arme Zizi nicht einen Augenblick jener hellſehenden Zärtlichkeit gehabt, durch welche ſich auch eine bejahrte, verblühte Mutter ſo weit verjüngt, daß ſie die Freundin ihres Kindes, ſeine Vertraute und Ratgeberin werden kann.

Das iſt der verderblichſte Einfluß des unbewußten Egoismus eines Mannes wie Delobelle; er zieht auch die Selbſtſucht andrer in ſeiner Umgebung groß.

Die Gewohnheit gewiſſer Familien, alles einer einzigen Perſönlichkeit unterzuordnen, hat zur unausbleiblichen Folge, daß Freuden und Schmerzen, welche mit dieſer nichts zu thun haben, vollſtändig überſehen werden. — In welcher Beziehung aber konnte das herbe Liebesleid, das ein junges Mädchenherz mit Thränen füllte, zu dem Ruhme des großen Schauſpielers ſtehen?

Und doch war Déſirée tief unglücklich!

Seit einem Monat etwa, ſeit jenem Tage, als Sidonie gekommen war, um Franz in ihrem Wagen mitzunehmen, wußte die arme Kleine, daß ſie nicht mehr geliebt wurde, und kannte den Namen ihrer Nebenbuhlerin. Sie grollte den beiden nicht, beklagte ſie eigentlich nur. — Aber warum war er zurückgekommen? — Warum hatte er ſo leichtſinnig dieſe falſche Hoffnung in ihr erweckt? Wie der unglückliche Gefangene ſich an die Finſternis ſeines Kerkers, an die Enge des ihn umſchließenden Raumes gewöhnt, ſeine Zelle aber doppelt traurig, ſeine Dunkelheit doppelt ſchwer zu ertragen findet, wenn er für einen Augenblick ins Freie geführt worden iſt, ſo hatte auch das helle Licht, das plötzlich in das Leben des armen Kindes gefallen und ebenſo plötzlich wieder verſchwunden war, ihr Daſein nur um ſo finſterer und öder gemacht. Wie viele Thränen hatte ſie ſeitdem im Verborgenen geweint! wie ſchweres Leid ihren Vögelchen zu klagen gehabt! Denn auch jetzt wieder hatte die Arbeit ſie aufrecht erhalten, die angeſtrengte, unaufhörliche Arbeit, deren Einförmigkeit, mit der Wiederkehr derſelben Aufgaben und

Handgriffe, auch ihre Gedanken gleichſam in gewiſſen Schranken hielt.

Und wie unter ihren Händen die kleinen toten Vögel einen Anſchein des Lebens erhielten, ſo regten von Zeit zu Zeit auch die erſtorbenen Hoffnungen und Wünſche, umweht von einem feineren, durchdringenderen Gift, als das vom Arbeitstiſche aufſteigende war, in ängſtlichem Auferſtehungsverlangen die Flügel. Franz war nicht auf immer für ſie verloren. Obwohl er nur noch ſelten kam, wußte ſie ihn in der Nähe, hörte ihn kommen und gehen, unruhig im Zimmer auf und nieder ſchreiten, und konnte zuweilen durch die halbgeöffnete Thür ſein geliebtes Profil erblicken, wenn er haſtig über den Treppenflur eilte. Er ſah nicht glücklich aus ... welches Glück hatte er überhaupt zu hoffen ... die Frau, die er liebte, war ſeines Bruders Weib! Bei dem Gedanken aber, daß Franz unglücklich war, konnte das gute Weſen den eignen Kummer beinahe vergeſſen, um nur den des Freundes mit zu fühlen.

Daß er niemals als Liebender zu ihr zurückkehren konnte, wußte ſie nur zu gut; aber ſie dachte ſich, daß er eines Tages, zum Tode verwundet, hereintreten, ſich auf den niedrigen Schemel ſetzen, ſeinen Kopf auf ihren Schoß legen, ihr ſeine Leiden klagen und aufſchluchzend bitten würde: „Tröſte mich!“

Von dieſer armen Hoffnung nährte ſie ſich ſeit drei Wochen ſchon — ſie bedurfte ſo wenig zum Leben!

Doch nun war ihr auch dies wenige genommen! Franz war fort — fort, ohne Abſchiedsblick, ohne Lebewohl für ſie ... Nach dem Verrat des Geliebten den Verrat des Freundes; es war entſetzlich ...

Bei den erſten Worten ihres Vaters fühlte ſie ſich in einen tiefen, dunkeln, eiſigkalten Abgrund geſtoßen, in dem ſie ſchnell und willenlos verſank. Sie wußte, daß ſie das Licht nie wiederſehen würde, war dem Erſticken nahe; ſie hätte ſich ſträuben, ſich widerſetzen, um Hilfe rufen mögen.

Aber wen?

Daß ihre Mutter sie nicht hören würde, wußte sie.

Sidonie! oh, jetzt hatte sie die einstige Freundin erkannt. — Eher hätte sie sich an die kleinen Vögel mit dem glänzenden Gefieder wenden können, deren Augen sie mit so gleichgültiger Heiterkeit ansahen.

Das Schrecklichste war die sich ihr augenblicklich aufdrängende Ueberzeugung, daß sie fortan auch in der Arbeit keine Hilfe finden würde ... auch diese hatte ihren wohlthätigen Einfluß verloren; die schlaffen Arme hatten keine Kraft mehr, die müden Hände sanken unthätig, in tiefer Mutlosigkeit nieder.

Was hätte sie in ihrem Unglück aufrecht erhalten sollen? Gott! — der sogenannte Himmel?

Nicht einmal der Gedanke daran kam ihr. In Paris, besonders in den Arbeitervierteln, sind die Häuser zu hoch, die Straßen zu eng, die Luft ist zu dick, um den Anblick des Himmels zu gestatten; er verschwindet im Rauch der Fabriken, im Dunst, der von den feuchten Dächern aufsteigt. Ueberdies ist das Leben, das die meisten dieser Menschen führen, ein so schweres, daß wenn inmitten ihres Elends der Glaube an eine Vorsehung in ihnen erwachte, sie derselben die Faust zeigen und ihr fluchen würden. Darum gibt es so viele Selbstmorde in Paris. Seine Bevölkerung, die das Beten verlernt hat, ist immer bereit zum Sterben. Der Tod erscheint ihr als das Ende aller ihrer Leiden, er befreit, er tröstet.

Er war es, den die kleine Lahme so unverwandt anstarrte.

Ihr Entschluß stand augenblicklich fest: sie mußte sterben.

Aber wie?

Während das gemeine Leben rings um sie her im gewohnten Gleise weiterging, ihre Mutter das Essen zubereitete und der große Mann sich in einem langen Monologe über die Undankbarkeit des Menschengeschlechts aussprach, saß Désirée still in ihrem Sessel und überlegte, welche Todesart sie wählen solle. Da sie fast nie allein war, konnte von dem Kohlenbecken, das man entzündet, nachdem Thüren und

Fenſter verſtopft ſind, nicht die Rede ſein, und da ſie nie aus dem Hauſe kam, war auch an das Gift nicht zu denken, das beim Droguiſten zu haben iſt; das kleine Päckchen weißen Pulvers, das man mit Fingerhut und Nadelbüchſe tief in die Taſche ſteckt. Es gab zwar noch den Phosphor der Streichhölzer, den Grünſpan alter Kupfermünzen, das offne Fenſter, das nach der Straße hinausgeht; aber der Gedanke, ihren Eltern das entſetzliche Schauſpiel ihres ſelbſtgewählten Todeskampfes zu geben, oder den Anblick ihrer traurigen Ueberreſte, die inmitten eines Volkshaufens aufgehoben wurden, veranlaßte ſie, auf dieſe Hilfsmittel zu verzichten.

Nun blieb ihr noch der Strom.

Das Waſſer kann den Körper ſo weit forttragen, daß er nicht wieder gefunden wird, ſo daß der Tod in geheimnisvolles Dunkel gehüllt bleibt.

Der Strom ...

Sie ſchauderte, wenn ſie daran dachte, aber nicht vor dem Bilde der tiefen, dunkeln Flut ... die erſchreckt ein Pariſer Mädchen nicht! Man wirft die Schürze über den Kopf, um nichts zu ſehen, und ſpringt hinein ... Aber Déſirée mußte allein die Treppe hinunter, allein über die Straße gehen, und die Straße beängſtigte ſie.

Während ſo das arme Kind ſchon im voraus mit dem Grauen des Todes, der Vernichtung rang und mit verſtörtem Blick, in dem der Wahnſinn des Selbſtmords aufleuchtete, in den dunkeln Abgrund niederſtarrte, begann der große Delobelle ſich zu faſſen. Seine Deklamationen verloren an Heftigkeit, und da es heute Kohl gab, den er beſonders gern aß, wurde er im Verlauf der Mahlzeit immer milder geſtimmt, gedachte ſeiner einſtigen Erfolge, des goldnen Kranzes der Abonnenten zu Alençon, und ſobald er mit dem Eſſen fertig war, begab er ſich, gebügelt und geſchniegelt, mit weißen Manſchetten und einem neuen, glänzenden Hundertſousſtück in der Taſche, das ihm ſeine Frau gegeben, damit er ſich als flotter Kamerad zu zeigen vermochte, ins Odeon-

Theater, wo ſein Freund Robricart im „Miſanthrop“ debütierte.

„Ich bin ſehr froh,“ ſagte Mama Delobelle, während ſie den Tiſch abdeckte, „daß es dem Vater ſo gut geſchmeckt hat. Das hat den armen, lieben Mann etwas getröſtet, und ſein Theater wird ihn vollends aufheitern ... er hat es ſo nötig ...“

... Ja, das war das Entſetzliche: ſie mußte allein über die Straße gehen, mußte warten, bis das Gas ausgelöſcht war, und dann, wenn die Mutter ſchlief, leiſe die Treppe hinuntergehen, die Klingel ziehen, und wenn die Thüre geöffnet war, hinaushuſchen, um das ſchreckliche Paris zu durchwandern, wo man an Männern vorüberkommt, die einem keck ins Geſicht ſehen, und an Kaffeehäuſern, die in hellem Lichtglanz ſtrahlen. Schon als Kind hatte Déſirée die Straßen gefürchtet; wenn ſie als kleines Mädchen fortgeſchickt wurde, um eine Beſorgung zu machen, folgten ihr die Gaſſenjungen lachend nach und ſie wußte kaum, was ihr peinlicher war, das ſpöttiſche Nachäffen ihres hinkenden Ganges, in dem ſich dieſe frechen kleinen Burſchen gefielen, oder das Bedauern der Vorübergehenden, die den Blick mitleidig abwendeten. Ueberdies fürchtete ſie die Wagen, die Omnibuſſe ... es war weit bis zur Seine, ſie zu erreichen eine große Anſtrengung ... aber es blieb nichts andres übrig.

„Ich gehe zu Bett, Töchterchen, und du ... willſt du noch aufbleiben?“

Ohne die Augen von der Arbeit zu erheben, antwortet das Töchterchen, daß es noch aufbleiben, das Dutzend fertigmachen will.

„Gute Nacht denn!“ ſagt Mama Delobelle, deren angegriffene Augen das Lampenlicht nicht lange ertragen können. „Vaters Abendeſſen ſteht am Feuer; du ſiehſt wohl einmal danach, ehe du dich niederlegſt.“

Déſirée hat keine Unwahrheit geſagt, ſie will das Dutzend fertigmachen, damit es der Vater morgen forttragen kann. Wer das zierliche Köpfchen im Lampenlicht ſo ſtill über die

Arbeit gebeugt ſähe, würde nie erraten, von welchen düſteren Gedanken es erfüllt iſt.

Endlich iſt das letzte Vögelchen des Dutzends vollendet, ein wundervolles kleines Geſchöpf, deſſen Flügel wie in Meerwaſſer getaucht, wie Saphir glänzen.

Sorgſam und zierlich befeſtigt es Déſirée auf den Meſſingdraht, in der anmutigen Haltung des aufgeſcheuchten, davonfliegenden Vogels.

Oh! wie ſchnell es davonfliegt, das blaue Vögelchen ... wie ungeſtüm es ſein Flügelſchlag in die Weite trägt ... wir fühlen, daß es ſich um die weite, ewige Reiſe handelt ... die Reiſe ohne Wiederkehr.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Arbeit iſt vollendet, der Tiſch aufgeräumt, jeder Seidenfaden ſorgſam aufgeleſen, jede Stecknadel auf das Kiſſen geſteckt.

Wenn der Vater heimkehrt, wird er unter der halbeingeſchraubten Lampe ſein Abendeſſen in der warmen Aſche ſtehen ſehen, und dieſer unheilvolle Abend wird ihm, durch die Ordnung der Wohnung und die Beachtung aller ſeiner Eigenheiten ſo friedlich-behaglich erſcheinen, wie jeder andre. Leiſe öffnet Déſirée den Schrank, nimmt ein kleines Umſchlagetuch heraus, in das ſie ſich einhüllt ... dann geht ſie.

Wie? nicht ein Blick für ihre Mutter, nicht ein ſtummes Lebewohl, nicht eine Regung der Wehmut? Nein, nichts von alledem. Mit der erſchreckenden Klarheit, welche die Nähe des Todes gibt, hat ſie plötzlich erkannt, welcher egoiſtiſchen Liebe ſie ſelbſt während ihrer Kindheit und Jugend aufgeopfert wurde, und weiß, daß *ein* zärtliches Wort ihres großen Mannes genügen wird, die Schlafende zu tröſten. Faſt möchte ihr Déſirée zürnen, daß ſie nicht erwacht, daß ſie ihr Kind fortgehen laſſen kann, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken.

Wer in der Jugend ſtirbt, ſelbſt wenn es freiwillig geſchieht, wird ſich immer dagegen ſträuben. Auch Déſirée hadert mit ihrem Geſchick, während ſie aus dem Leben ſcheidet.

Nun ist sie auf den Straßen. Wohin wird sie sich wenden? Ringsum ist es öde; diese tagsüber so belebten Straßen werden abends frühzeitig still; man arbeitet hier zu emsig, um nicht schnell einzuschlafen. Während das Paris der Boulevards noch in voller Bewegung ist und den rosigen Widerschein seines Lichtes, wie den Abglanz einer fernen Feuersbrunst über die ganze Stadt verbreitet, sind hier die Hausthüren geschlossen, die Fenster mit Läden versehen. Von Zeit zu Zeit wird ein Thürklopfer hörbar; oder der Schritt eines Stadtsergeanten, der ungesehen vorbeigeht, oder das Selbstgespräch eines Betrunkenen unterbricht die nächtliche Stille; oder ein Windstoß, der von den benachbarten Quais herüber weht, rüttelt an den Laternenscheiben, an den Stricken eines Kranes, fegt um eine Straßenecke oder erstirbt mit ächzendem Laut in den Ritzen eines Thorweges.

In ihr Tuch gewickelt, mit erhobenem Kopfe und trocknen Augen geht Désirée rasch dahin. Ohne den Weg zu kennen, geht sie gerade aus, immer gerade aus.

Die engen, düsteren Straßen des Marais, in denen nur hin und wieder ein mattes Gaslicht blinkt, winden und kreuzen sich, so daß sie in ihrem fieberhaften Suchen immer wieder in dieselbe Gegend kommt. Es ist, als ob sie beständig durch irgend etwas vom Flusse fern gehalten würde, obwohl ihr der feuchte Wind seinen Hauch ins Gesicht weht. Das Wasser scheint vor ihr zurückzuweichen, dicke Mauern, hohe Häuser sich zwischen sie und den Tod zu stellen. Aber die lahme Kleine ist tapfer und schreitet auf dem holprigen Pflaster der alten Straßen immer weiter und weiter.

Habt ihr jemals am Abend eines Jagdtages ein verwundetes Rebhuhn in einer Furche dahin fliehen sehen? es duckt sich, indem es, den blutenden Flügel nachschleppend, einem Versteck zueilt, in welchem es in Ruhe sterben kann. Der unsichere Gang der kleinen schattenhaften Gestalt, die das Trottoir entlang längs der Mauern hinhuscht, macht ganz denselben Eindruck. Und zu derselben Stunde irrt —

faſt in demſelben Stadtviertel — ein andrer wartend, ſpähend, verzweifelnd durch die Straßen. Ach! wenn ſie ſich doch begegneten, ſie ihn anredete, den wie vom Fieber Gejagten, ihn nach ihrem Wege fragte: „Verzeihen Sie, Monſieur ... wie komme ich nach der Seine?“

Er würde ſie augenblicklich erkennen.

„Wie, Sie ſind es, Mamſell Zizi? was haben Sie ſo ſpät auf der Straße zu thun?“

„Ich will ſterben, Franz! die Freude am Leben iſt mir durch Sie verloren gegangen.“

Dann würde er ſie tiefbewegt umfaſſen, ſie an ſich drücken, in ſeinen Armen forttragen und bitten: „Nein, nein, ſtirb nicht! ich bedarf deiner, um mich zu tröſten, mich zu heilen von allem Weh, das jene Frau mir zugefügt hat.“

Aber das iſt ein Dichtertraum, eine jener Begegnungen, die im wirklichen Leben nicht ſtattfinden. Es iſt ein grauſames, ein hartes Leben! Wie oft, wenn nur die geringſte Kleinigkeit erforderlich wäre, um ein Menſchendaſein zu retten, verſagt es dieſe Kleinigkeit ... darum ſind alle wahren Geſchichten ſo traurig.

Straßen und wieder Straßen, dann ein Platz und eine Brücke, deren Gaslaternen ſich im dunkeln Waſſer ſpiegeln. Da endlich iſt der Strom! im Nebel der milden, feuchten Herbſtnacht ſieht ſie das ihr unbekannte Paris in wirrer, beängſtigender Größe vor ſich ausgebreitet ... hier muß ſie ſterben.

Sie fühlt ſich ſo klein, ſo verlaſſen, ſo verloren in der unermeßlichen Weite dieſer großen, hellerleuchteten, öden Stadt; ihr iſt, als ob ſie bereits geſtorben wäre. Sie nähert ſich dem Quai; plötzlich wird ſie durch einen Duft von Blumen, Laub und feuchter Erde einen Augenblick feſtgehalten. Zu ihren Füßen, auf dem Trottoir dicht am Ufer ſtehen eine Menge mit Stroh umwickelter Gewächſe und zierlicher, in weißes Papier gehüllter Blumentöpfe, die für den Markt des nächſten Morgens beſtimmt ſind. Schlaftrunken lehnen ſich die Verkäuferinnen, in Tücher gewickelt, ein Kohlenbecken

unter den Füßen, in ihre Stühle. Da ſind Aſtern in allen Farben, ſpäte Roſen und Reſeda erfüllen die Luft mit Wohlgeruch, werfen im blaſſen Mondenſchein einen leichten Schatten um ſich her und ſind, ihrem heimatlichen Boden entriſſen, bereit, den Launen des erwachenden Paris zu dienen.

Arme, kleine Déſirée! Es iſt, als ob ihre ganze Jugend, ihre wenigen Freudentage, ihre verratene Liebe mit den Wohlgerüchen dieſes wandernden Gartens an ihr Herz drängen. Langſam geht ſie zwiſchen den Blumen hin; zuweilen ſchlägt ein Windſtoß die höheren Stauden zuſammen, daß es klingt wie leiſes Waldesrauſchen und aus den flachen, mit Küchenkräutern gefüllten Körben ſteigt der Brodem feuchter Erde empor.

Sie erinnert ſich der Fahrt aufs Land, die ſie mit Franz gemacht hat. Der friſche Hauch der Natur, den ſie damals zum erſtenmal geatmet, umweht ſie wieder in der Todesſtunde. „Entſinnſt du dich?“ ſcheint er ſie zu fragen, und in Gedanken gibt ſie zur Antwort: „Jawohl, ich entſinne mich!“ . . . die Erinnerung iſt nur zu lebendig.

Am Ende des wie zu einem Feſte geſchmückten Quais, an der Treppe, die zum Waſſer hinunter führt, bleibt der kleine, leichte Schatten ſtehen.

Gleich darauf erhebt ſich den ganzen Quai entlang Lärm und Geſchrei. „Schnell einen Kahn . . . einen Bootshaken!“ Von allen Seiten eilen Schiffer und Stadtſergeanten heran; ein Nachen mit einer Laterne am Bug ſtößt vom Ufer.

Die Blumenhändlerinnen erwachen, und da eine von ihnen gähnend fragt, was geſchehen iſt, gibt die Kaffeeverkäuferin, die an der Ecke der Brücke kauert, ruhig zur Antwort: „Ein Frauenzimmer iſt ins Waſſer geſprungen.“

Aber der Strom hat das Opfer verſchmäht; er hat Mitleid mit ſo viel Anmut und Güte. — Im Lichte der Laternen, die unten am Ufer hin und her ſchwanken, bildet ſich eine dunkle Gruppe, ſetzt ſich in Bewegung. Déſirée iſt gerettet — ein Schiffsarbeiter hat ſie dem Strome entriſſen; Stadtſergeanten tragen ſie; Schiffer und Auslader

gehen nebenher und aus der Dunkelheit hört man eine heisere Stimme sagen: „Hat mir das Wasserhühnchen Mühe gemacht! . . . schlüpfte mir immer wieder aus den Händen . . . hat mir offenbar die Rettungsprämie nicht gegönnt!“ Nach und nach legt sich die Aufregung; die Neugierigen verschwinden, und während sich die dunkle Gruppe einer Polizeiwache zuwendet, schlafen die Blumenverkäuferinnen wieder ein und auf dem verödeten Quai zittern die Astern im Nachtwinde.

Armes Kind! Du glaubtest, es wäre so leicht, sich aus dem Leben fortzustehlen und plötzlich zu verschwinden. Du ahntest nicht, daß der Strom, anstatt dich schnell dem ersehnten Nichts zuzutragen, dich aller Schmach, allem Elend eines verfehlten Selbstmordes überantworten würde. — Zuerst der Polizeiwache, einem abscheulichen Aufenthaltsorte, mit schmutzigen Bänken und staubigem, feuchtem, wie von Straßenschmutz bedecktem Fußboden. Hier mußte Désirée den Rest der Nacht zubringen. Man hatte sie auf ein Feldbett vor dem Ofen gelegt, der aus Mitleid für sie stark geheizt war und in dessen ungesunder Glut ihre schweren, wassergetränkten Kleidungsstücke dampften. Wo befand sie sich? . . . Sie vermochte sich darüber keine Rechenschaft zu geben; undeutlich, ohne zu begreifen, wo sie war, sah sie auf Lagerstätten, die der ihrigen glichen, mehrere Männer liegen und hörte an der Hinterthür des Saales zwei eingesperrte Trunkenbolde unter fürchterlichen Flüchen klopfen und herumtappen.

In ihrer Nähe kauerte eine in Lumpen gehüllte Frau mit herabhängenden Haaren vor der Ofenthür; aber der Feuerschein war nicht im stande, ihr hageres, blasses Gesicht zu röten. Es war eine Irrsinnige, die man im Laufe der Nacht aufgegriffen hatte, ein armes, unglückliches Geschöpf, das mechanisch den Kopf bewegte und unaufhörlich, fast ohne die Lippen zu regen, vor sich hinmurmelte: „Ja, ja, die Not . . . das kann ich sagen . . . . ja, ja die Not, das kann ich sagen . . .“ Diese jämmerliche Klage inmitten des Schnarchens der schlafenden Männer war für Désirée un-

ſäglich qualvoll. Sie ſchloß die Augen, um dies irre Geſicht nicht mehr zu ſehen, in dem ſie mit Entſetzen das Bild ihrer eignen Verzweiflung zu erkennen glaubte. Von Zeit zu Zeit wurde die Thür nach der Straße geöffnet; der Wachhabende rief ein paar Namen; zwei Stadtſergeanten gingen hinaus, zwei andre traten herein und warfen ſich tief ermüdet auf die Feldbetten, wie Matroſen, die auf Deck ihre Quartierwache gethan haben.

Endlich kam der Tag mit ſeinem kalten, den Kranken ſo verderblichen Schauern. Auch Déſirée erwachte plötzlich aus ihrer Betäubung, richtete ſich im Bette auf, warf den Mantel ab, in den man ſie gehüllt hatte, und verſuchte trotz Fieber und Ermattung aufzuſtehen, um wieder von ſich ſelbſt, von ihrem Willen Beſitz zu ergreifen. Sie hatte nur den einen Wunſch, ſich den Augen zu entziehen, die ſie anſtarrten, dem entſetzlichen Orte zu entrinnen, wo ſelbſt der Schlaf ſo ſchweren Atem, ſo unbehagliche Stellungen annahm.

„Meine Herren, ich bitte," ſagte ſie, am ganzen Körper bebend, „laſſen Sie mich nach Haus, zu meiner Mutter."

Wie verhärtet auch die wackeren Leute gegen die vielfachen Schauerſcenen des Pariſer Lebens ſein mochten, dennoch fühlten ſie, daß ihnen hier etwas Edleres, Rührenderes gegenüberſtand als gewöhnlich. Aber Déſirée ohne weiteres zu ihrer Mutter zu bringen, ging nicht an; vorher mußte ſie dem Polizeikommiſſär vorgeführt werden — das war nicht zu umgehen. Aus Mitleid für das arme Mädchen wurde ein Wagen herbeigeholt. Doch nun mußte ſie das Haus verlaſſen und vor der Thür ſtanden eine Menge Menſchen, um die kleine Lahme mit ihren naſſen, an den Schläfen klebenden Haaren und ihrem dicken Uniformmantel, unter dem ſie vor Kälte zitterte, vorübergehen zu ſehen. Im Polizeibüreau mußte ſie eine dunkle, feuchte Treppe hinaufſteigen, auf der allerlei Galgengeſichter an ihr vorüberkamen. Dann erreichte ſie eine Flügelthür, die im lebhaften Geſchäftsverkehr ohne Aufhören hin und her ſchlug, ging

durch kalte, dunkle Zimmer, auf deren Bänken eine Anzahl ſchweigender, betäubter, ſchlaftrunkener Leute ſaßen: Vagabunden, Diebe, Dirnen; endlich erreichte ſie einen Tiſch mit einer alten grünen Decke, an dem der Schreiber des Polizeikommiſſärs ſaß: hier wurde vorläufig Halt gemacht.

Als Déſirée eintrat, kam aus dem dunkeln Hintergrunde ein Mann auf ſie zu und ſtreckte ihr die Hand entgegen. Es war der fürchterliche Menſch, der ſie für die übliche Belohnung von fünfundzwanzig Frank gerettet hatte.

„Nun, Mütterchen," ſagte er mit cyniſchem Lachen und einer heiſeren, an die Nebelnächte auf dem Fluſſe erinnernden Stimme, „wie befinden wir uns nach unſerm Untertauchen?"

Und dann erzählte er den Anweſenden, wie er ſie erſt ſo angepackt habe, und dann ſo, und verſicherte, daß ſie ohne ihn jetzt auf dem Wege nach Rouen dahinſchwimmen müßte.

Die Unglückſelige war dunkelrot vor Scham und Fieber und ſo verwirrt, daß es ihr ſchien, als hätte das Waſſer einen Schleier auf ihren Augen und ein Brauſen in ihren Ohren zurückgelaſſen. Endlich wurde ſie in ein kleineres Gemach geführt, vor einen feierlich ausſehenden Herrn mit einem Orden, den Herrn Polizeikommiſſär in eigner Perſon, der eben ſeinen Kaffee trank und dazu die Gerichtszeitung las.

„So, Sie ſind es!" ſagte er in barſchem Ton und tauchte, ohne den Blick zu erheben, ein Stückchen Semmel in die Taſſe, worauf der Polizeidiener, der Déſirée herein geführt hatte, ſeinen Rapport zu leſen begann:

„Um elf dreiviertel Uhr hat am Quai de la Mégiſſerie, vor dem Hauſe Nr. 17 eine gewiſſe Delobelle, vierundzwanzig Jahre alt, Blumenmacherin, wohnhaft Rue de Braque bei ihren Eltern, einen Selbſtmord verſucht, indem ſie ſich in die Seine ſtürzte; ſie iſt jedoch durch den Schiffsarbeiter Parcheminet, wohnhaft Rue de la Butte-Chaumont, wohlbehalten aus dem Waſſer gezogen worden."

Der Herr Polizeikommiſſär aß immer weiter und hörte zu mit der ruhigen, gelangweilten Miene eines Mannes,

den nichts mehr überraſchen kann; dann richtete er einen ſtrengen, prüfenden Blick auf die „gewiſſe Delobelle“ und hielt ihr eine gewaltige Strafrede. Sie hatte ſich eines ſchweren Unrechts, einer großen Feigheit ſchuldig gemacht. Was hatte ſie zu einer ſo verwerflichen That getrieben? ... warum war ſie im Begriff geweſen, einen Selbſtmord zu begehen? ... die gewiſſe Delobelle wurde dringend ermahnt, aufrichtig zu antworten.

Aber die gewiſſe Delobelle ließ ſich nicht dazu bewegen; ſie hatte die Empfindung, ihre Liebe zu beflecken, wenn ſie ſich hier zu derſelben bekannte. „Ich weiß es nicht ... ich weiß es nicht!“ gab ſie leiſe und zitternd zur Antwort.

Aergerlich und ungeduldig erklärte der Herr Polizeikommiſſär, daß man ſie zu ihren Eltern zurückbringen werde, aber nur unter der Bedingung, daß ſie verſpräche, dergleichen nie wieder zu thun.

„Wollen Sie das verſprechen?“

„Ja, ja, Monſieur!“

„Sie wollen es niemals wieder thun?“

„Nein, gewiß nicht ... nein, nie wieder!“

Trotz dieſer Verſicherungen ſchüttelte der Herr Polizeikommiſſär den Kopf, als ob er nicht an ihre Beſſerung glaube.

Nun iſt ſie auf der Straße, auf dem Wege nach Haus, nach Verborgenheit und Stille ... aber noch iſt ihre Qual nicht zu Ende.

Der Polizeidiener, der mit ihr im Wagen ſitzt, iſt gar zu höflich, zu übertrieben freundlich. Sie that, als ob ſie ihn nicht verſtände, rückte von ihm weg, entzog ihm ihre Hand ... welche Pein! ... Das Entſetzlichſte war jedoch ihre Ankunft in der Rue de Braque, die Aufregung im Hauſe, die Neugier der Nachbarn. Seit den erſten Morgenſtunden wußte das ganze Stadtviertel, daß ſie verſchwunden war, und es ging das Gerücht, ſie wäre mit Franz Risler auf und davon gegangen. In aller Frühe hatte man den großen Delobelle fortſtürzen ſehen, den Hut verkehrt auf

dem Kopfe und mit zerknitterten Manſchetten — ſicheres Anzeichen einer außergewöhnlichen Gemütsbewegung — und als die Portiersfrau Milch und Weißbrot hinaufgetragen, hatte ſie die arme Mama Delobelle in wahnſinniger Angſt von einem Zimmer ins andre irren ſehen, um irgend ein Wort des Kindes zu finden, irgend eine noch ſo geringe Spur, die zum Anhalt einer Vermutung werden könnte.

Der unglücklichen Mutter war plötzlich, leider zu ſpät, über das Benehmen ihrer Tochter, das Schweigen derſelben bei der Abreiſe Franz Rislers, ein Licht aufgegangen.

„Weine nicht, liebe Frau ... ich bringe ſie dir wieder,“ hatte der Vater beim Weggehen geſagt, und ſeit er fortgeeilt war, teils um Nachforſchungen anzuſtellen, teils um ihrem Jammer zu entfliehen, war ſie unaufhörlich von der Treppenflur an ihr Stubenfenſter, vom Fenſter nach der Treppenflur gegangen. Bei jedem Schritt, der ſich draußen hören ließ, riß ſie mit klopfendem Herzen die Thür auf, und wenn ſie dann wieder in ihrem einſamen Zimmer allein war, deſſen Verödung noch durch Déſirées leeren, dem Arbeitstiſche zugewendeten Seſſel erhöht wurde, brach ſie in einen Strom von Thränen aus.

Plötzlich hielt ein Wagen vor dem Hauſe ... auf der Treppe wurden Stimmen und Schritte laut.

„Mama Delobelle, da iſt ſie ... Ihre Tochter iſt wieder da! ...“

Ja, es war Déſirée, die bleich, halb ohnmächtig, am Arme eines Unbekannten, ohne Hut und Tuch, in einen braunen Kapuzenmantel gehüllt, die Treppe heraufkam. Als ſie ihre Mutter erblickte, lächelte ſie ihr beinahe einfältig zu.

„Erſchrick nicht ... es iſt nichts ...“ ſuchte ſie hervorzuſtoßen, brach aber plötzlich auf der Treppe zuſammen. Nie hätte ſich Mama Delobelle für ſo kräftig gehalten — ihre Tochter emporreißen, auf die Arme nehmen, hineintragen und niederlegen war das Werk eines Augenblickes. Dabei ſprach ſie ihr zu und überhäufte ſie mit Liebkoſungen.

„Biſt du es wirklich? biſt du wieder da? ... Woher kommſt du denn, armes Kind? ... Sag, iſt es wahr ... haſt du dir wirklich das Leben nehmen wollen? ... Welches große Herzeleid hatteſt du denn? ... Und warum haſt du es mir verſchwiegen?“

Beim Anblick ihrer Mutter, die, in Thränen aufgelöſt, in wenigen Stunden zur alten Frau geworden war, fühlte ſich Déſirée von Neue gepackt. Sie erinnerte ſich, daß ſie fortgegangen war, ohne der Mutter Lebewohl zu ſagen, mit dem ſtillen Vorwurf im Herzen, daß ſie nicht von ihr geliebt werde.

Nicht geliebt!

„Ich wäre dir nachgeſtorben, das kannſt du mir glauben,“ ſagte die arme Frau. „Wie ſchrecklich, als ich heute morgen fand, daß dein Bett nicht berührt war ... auch in der Arbeitsſtube warſt du nicht ... wie tot bin ich hingefallen ... Biſt du jetzt warm? liegſt du gut? ... du wirſt es nicht wieder thun ... verſprich es mir! ... wirſt nicht mehr ſterben wollen?“

Dabei deckte ſie ihr Töchterchen feſt zu, wärmte ihr die Füße, ſchloß ſie in die Arme, um ſie einzuwiegen wie ein Kind.

Indeſſen ſah Déſirée, die mit geſchloſſenen Augen im Bette lag, alle Einzelheiten ihres Selbſtmordverſuches, alles Widrige, Quälende, das ſie zu ertragen gehabt, nachdem ſie dem Tode entriſſen war, aufs neue vor ſich auftauchen. In ihrer wachſenden Fieberhitze, in dem ſchweren Schlafe, der ſie allmählich befiel, quälte ſie ſich abermals mit ihrer traurigen Flucht durch Paris. Tauſende von dunklen Straßen dehnten ſich vor ihr aus und am Ende einer jeden floß die Seine.

Der ſchreckliche Strom, den ſie vergangene Nacht ſo lange nicht zu finden vermocht hatte, ſchien ſie jetzt zu verfolgen. Sie fühlte ſich von ſeinem Schlamm, ſeinem Wellenſchaum beſudelt, und außer ſtande, ſich dem Alpdruck ihrer Erinnerungen zu entziehen, flüſterte das arme Kind der Mutter zu: „Verſtecke mich ... verſtecke mich ... ich ſchäme mich ſo ſehr!“

Achtzehntes Kapitel.

Sie hat verſprochen, es nicht wieder zu thun.

Nein, nein, ſie thut es nicht wieder — der Herr Polizeikommiſſär kann ganz ruhig ſein — es iſt nicht zu fürchten, daß ſie dergleichen je wieder verſucht. Wie ſollte ſie es machen, jetzt nur bis an den Fluß zu kommen, da ſie nicht mehr im ſtande iſt, das Bett zu verlaſſen? Wenn ſie der Herr Kommiſſär in dieſem Augenblick ſehen könnte, würde er ihrem Verſprechen nicht länger mißtrauen. Die Todesſehnſucht, das Verlangen zu ſterben, das an jenem Morgen ſo deutlich in ihrem blaſſen Antlitz zu leſen war, iſt wohl auch jetzt noch ihrem ganzen Weſen aufgeprägt; aber es iſt ſanfter, ergebungsvoller geworden. Die „gewiſſe Delobelle“ weiß jetzt, daß ſie nur kurze Zeit, ſehr kurze Zeit zu warten braucht, um ihre Wünſche erfüllt zu ſehen.

Die Aerzte behaupten, ſie ſtürbe an einer Lungenentzündung, welche ſie ſich in jener Nacht durch ihre naſſe Kleidung zugezogen habe. Die Aerzte irren ſich . . . ſie ſtirbt nicht an Lungenentzündung. So iſt's wohl ihre Liebe, die ihr den Tod gibt? . . . Nein! ſeit jener ſchrecklichen Nacht wagt ſie nicht mehr an Franz zu denken, fühlt ſich nicht mehr würdig, zu lieben oder geliebt zu werden. Ihr reines Leben iſt nicht mehr fleckenlos, und das iſt es, was ihr den Tod gibt.

Jeder einzelne Umſtand in dem traurigen Drama iſt in ihren Augen eine Befleckung. Daß ſie in Gegenwart ſo vieler Männer aus dem Waſſer gezogen wurde; daß ſie auf der Polizeiwache einſchlafen konnte; die gemeinen Lieder, die ſie mit angehört; die Wahnſinnige, die ſich am Ofen wärmte; alles Laſterhafte, Ungeſunde, Herzzerreißende, an das ſie auf der Treppe zum Polizeibüreau angeſtreift; die Verachtung in gewiſſen Blicken, die Frechheit in andern; die Scherze ihres Retters, die Artigkeiten des Poliziſten, die tiefen Verletzungen, die ihr weibliches Zartgefühl erduldet; die Notwendigkeit, ihren Namen zu nennen; ſelbſt ihr

Gebrechen, deſſen Pein ſie in allen Phaſen dieſes langen Martyriums empfunden und das ihrem Selbſtmorde aus Liebesleid den Stempel des Lächerlichen aufgedrückt hat ...

Sie ſtirbt aus Scham — glaubt es nur! in ihren nächtlichen Fieberphantaſieen wiederholt ſie ohne Aufhören: „Ich ſchäme mich ... ich ſchäme mich!“ und in ruhigen Augenblicken hüllt ſie ſich tief in ihre Decke und zieht ſie über ihr Geſicht, als ob ſie ſich zu verbergen, zu begraben ſuche.

Neben Déſirées Krankenlager, im Lichtſchein des Fenſters, ſitzt Mama Delobelle mit der Arbeit. Von Zeit zu Zeit blickt ſie davon auf und beobachtet die ſtumme Verzweiflung, die unerklärliche Krankheit ihres Kindes, dann arbeitet ſie haſtig weiter. — Zu dem Schwerſten, das dem Armen auferlegt iſt, gehört, daß er ſich nicht ungeſtört ſeinem Schmerze überlaſſen darf; er muß unaufhörlich thätig ſein, und ſelbſt wenn der Tod den Seinigen nahetritt, den unabweislichen Anforderungen des Lebens zu genügen ſuchen. Der Reiche kann ſich in ſeinen Schmerz verſenken, ſich darin einhüllen, davon leben, ſein Daſein damit ausfüllen, daß er weint und leidet.

Dem Armen bleibt das verſagt; er kann und darf es nicht. In meiner Heimat, auf dem Lande, kenne ich eine alte Frau, die in einem Jahre ihre Tochter und ihren Mann verloren hatte, zwei ſchwere, ſchnell aufeinanderfolgende Schickſalsſchläge. Aber ſie hatte einen Sohn zu erziehen, eine Landwirtſchaft zu führen. Vom erſten Tagesgrauen mußte ſie thätig ſein, allem genügen, die verſchiedenſten Arbeiten auf weit auseinanderliegenden Feldern überwachen. „Die ganze Woche,“ ſagte mir die trauernde Witwe, „habe ich keinen Augenblick Zeit zum Weinen, aber am Sonntage — am Sonntage hole ich's ein.“ Und ſo war es! während die Kinder draußen ſpielten oder herumliefen, ſchloß ſie ſich ein und brachte den Nachmittag damit zu, daß ſie weinend und klagend Mann und Tochter in ihr verödetes Heim zurückrief.

Mama Delobelle hatte nicht einmal dieſe Sonntagsfeier,

denn auf ihr lag jetzt die ganze Arbeitslaſt, und ihren Händen fehlte die ſeltene Geſchicklichkeit, die Déſirées zierlichen Fingern eigen war, und die Arzneien koſteten viel, und für nichts in der Welt hätte ſie dem Vater irgend eine ſeiner liebgewordenen Gewohnheiten verſagen mögen. Zu jeder Tageszeit, mochte die Kranke im bleichen Morgenlicht die Augen öffnen, oder beim Schein der Lampe, immer ſah ſie ihre Mutter arbeiten, unermüdlich arbeiten, und wenn die Vorhänge ihres Bettes zugezogen waren, hörte ſie das leiſe, kurze, metalliſche Klirren der Scheere.

Dieſe anſtrengende Thätigkeit der Mutter, ihre Nachtwachen am Lager der Fieberkranken waren eine Qual für Déſirée; oft beſiegte dieſe alle andre Pein.

„Bitte, gib mir meine Arbeit," ſagte ſie dann, indem ſie verſuchte, ſich im Bette aufzurichten. Das war wie ein Lichtſtrahl in dem täglich dunkler werdenden Schatten, und Mama Delobelle, die im Wunſch der Kranken ein leiſes Erwachen der Lebensluſt zu ſehen glaubte, machte ihr alles bequem und rückte den Tiſch heran. Aber die Nadel war zu ſchwer, die Augen waren zu ſchwach und jedes Geräuſch eines vorüberfahrenden Wagens, jeder andre zu den Fenſtern heraufſchallende Lärm erinnerte Déſirée, daß die Straße, die entſetzliche Straße ganz in der Nähe war. Nein, ſie hatte nicht die Kraft, weiter zu leben. Ja, wenn es möglich geweſen wäre, erſt zu ſterben und dann wieder aufzuleben .. jetzt aber ſtarb ſie und verſenkte ſich mehr und mehr in völliges Entſagen. Hin und wieder ſah die Mutter von ihrer Arbeit zu der immer bleicher werdenden Tochter auf: „Fühlſt du dich wohl?"

„Sehr wohl!" antwortete die Kranke mit einem matten, jammervollen Lächeln, das ihr Antlitz für einen Augenblick erhellte und die traurige Veränderung, die damit vorgegangen, deutlich erkennen ließ, wie ein Sonnenſtrahl, der die Wohnung des Armen nicht erheitert, ſondern nur ihre Kahlheit und Dürftigkeit bis ins Einzelne beleuchtet. Darauf ſchwiegen

ſie beide; die Mutter wagte nicht zu ſprechen, weil ſie fürchtete, weinen zu müſſen, und die Tochter, weil das Fieber ſie betäubte und jene unſichtbaren Schleier ſie umhüllten, die der Tod mitleidsvoll auf die langſam Dahinſterbenden ſinken läßt, um ihre letzte Widerſtandskraft zu lähmen und ſie ſanft, ohne Kampf hinüberzutragen.

Der große Delobelle war nie zu Haus, denn ſeine Lebensweiſe als unbeſchäftigter Komödiant war dieſelbe geblieben, obwohl er wußte, daß ſeine Tochter im Sterben lag — der Arzt hatte es ihm geſagt — und obwohl er tief davon erſchüttert wurde, denn im Grunde hatte er ſein Kind herzlich lieb. Aber in dieſer ſeltſamen Natur nahmen die wahrſten, aufrichtigſten Gefühle eine falſche, unnatürliche Geſtalt an, wie ja auch nichts, was ſich auf ſchiefer Ebene befindet, den Eindruck des Geradeſtehens machen kann.

Delobelle war vor allem darauf bedacht, ſeinen Schmerz zu zeigen und umherzutragen; von einem Ende des Boulevards zum andern ſtellte er den unglücklichen Vater dar. Man ſah ihn mit rotgeweinten Augen und blaſſem Geſicht vor den Theatern, in den Kaffeehäuſern, wo Schauſpieler verkehrten, und es that ihm wohl, gefragt zu werden: „Nun, lieber Alter, wie ſteht's bei dir zu Hauſe?" Dann ſchüttelte er den Kopf mit nervöſer Bewegung; ſein Mienenſpiel verriet, daß er Thränen verſchluckte, Verwünſchungen zurückdrängte, während er mit zornerfüllten, durchbohrenden Blicken zum Himmel aufſah, wie er zu thun pflegte, wenn er im „Kinderarzt" auftrat. Bei alledem ließ er es aber auch an Freundlichkeiten und zarten Aufmerkſamkeiten für ſeine Tochter nicht fehlen.

So hatte er, ſeit ſie krank war, die Gewohnheit angenommen, ihr von ſeinen Spaziergängen durch Paris Blumen mitzubringen; aber er begnügte ſich nicht mit gewöhnlichen Blumen, mit beſcheidenen Veilchen, wie ſie an jeder Straßenecke für Börſen mit geringem Inhalt blühen. Er wollte in dieſen ſpäten, düſteren Herbſttagen Roſen, Nelken, beſonders aber weißen Flieder haben, jenen Flieder des Gewächshauſes,

deſſen Blüten, Blätter und Stiele von demſelben grünlichen Weiß ſind, als hätte ſich die Natur in ihrer Eile mit einer Farbe begnügt.

„O, es iſt zu viel ... zu viel ... ich werd' dich ausſchelten müſſen!“ ſagte die kleine Kranke, wenn ſie ihn triumphierend, mit ſeinem Strauß in der Hand eintreten ſah; aber ſein „Laß doch ... laß doch gut ſein“ klang ſo vornehm und er ſah dabei ſo großartig aus, daß ſie nicht darauf zurückzukommen wagte.

Und doch war es eine bedeutende Ausgabe, und den Lebensunterhalt für alle zu erwerben fiel der Mutter ſehr ſchwer. Aber weit entfernt, ſich darüber zu beklagen, fand Mama Delobelle das Verhalten ihres großen Mannes ſehr ſchön.

Seine Verachtung des Geldes, ſeine ſtolze Sorgloſigkeit erfüllten ſie mit Bewunderung; mehr als je glaubte ſie an das Talent, an die künſtleriſche Zukunft ihres Gatten.

Auch er bewahrte, inmitten aller dieſer Ereigniſſe, ein unerſchütterliches Vertrauen. Dennoch war es nahe daran, daß ſeine Augen ſich endlich der Wahrheit öffneten; nahe daran, daß eine kleine, glühende Hand, indem ſie ſich auf dieſes ſtolze, verblendete Haupt legte, die Einbildungen vernichtete, die es ſo lange bethört hatten. Das ging folgendermaßen zu: In einer Nacht erwachte Déſirée in einem ſeltſamen Zuſtande. Am Abend zuvor hatte ſie der Arzt zu ſeiner Verwunderung um vieles kräftiger, ruhiger und ganz ohne Fieber gefunden. Ohne ſich den Grund dieſer unerwarteten Beſſerung erklären zu können, war er mit einem tröſtlichen: „Wir wollen das Beſte hoffen“ fortgegangen, indem er auf die Widerſtandsfähigkeit der Jugend, auf die Lebenskraft zählte, die oft über alle Anzeichen des Todes den Sieg erringt. — Ein Blick unter Déſirées Kopfkiſſen, wo ein Brief mit dem Poſtſtempel Kairo lag, hätte ihm jedoch das Geheimnis dieſer ſchnellen, glücklichen Veränderung verraten können; vier Seiten mit der Unterſchrift „Franz“, in denen er ſeiner lieben, kleinen Zizi alles beichtete und erklärte.

Das war der Brief, den die Kranke erſehnt hatte. Wenn ſie ihn ſelbſt zu ſchreiben gehabt hätte, ſie würde keine beſſern Worte gefunden haben, ihr Herz zu rühren oder ihre Wunden zu heilen. Franz bereute, bat um Verzeihung, und ohne irgend etwas zu verſprechen oder irgend etwas von ihr zu verlangen, erzählte er ſeiner teueren Freundin alle ſeine Kämpfe, Gewiſſensbiſſe und Leiden. Er war voll bitteren Zornes gegen Sidonie, beſchwor Déſirée, ihr zu mißtrauen, und mit einer Härte, der ſeine ehemalige Leidenſchaft etwas Hellſehendes und Mitleidsloſes gab, ſchilderte er ihr dies zugleich oberflächliche und verderbte Weſen, ſprach von ihrer hellen, kalten, zur Lüge geſchaffenen Stimme, aus der nie ein Herzenston hervorklang, weil ſie — wie alle, auch die leidenſchaftlichſten Lebensäußerungen dieſer Pariſer Puppe — nur ihrem Kopfe entſtammte.

Welch ein Unglück, daß dieſer Brief nicht um einige Tage früher gekommen war! Jetzt konnten alle dieſe guten Worte der armen Déſirée nicht mehr ſein als köſtliche Gerichte, die dem vor Hunger Sterbenden zu ſpät gereicht werden — er atmet ihren Duft, er möchte ſie genießen, aber es fehlt ihm die Kraft dazu. — Den ganzen Tag hatte die Kranke den Brief wieder und wieder geleſen, ihn aus dem Umſchlag gezogen, liebevoll wieder zuſammengefaltet und ihn ſelbſt mit geſchloſſenen Augen bis in jede Kleinigkeit, bis auf den Poſtſtempel vor ſich geſehen. Franz hatte ihrer gedacht! ſchon das genügte, ſie in ſüße Ruhe zu wiegen, ſo daß ſie endlich einſchlummerte, als ob ihr ſchwaches Haupt von den Armen des Freundes geſtützt würde.

Plötzlich wachte ſie auf und zwar, wie ſchon geſagt, in einem ſeltſamen Zuſtande. Unſägliche Schwäche und Angſt durchzitterte ihr ganzes Sein — ſie hatte das Gefühl, als hinge ihr Leben nur noch an einem ſtraff geſpannten Faden, der gleich zerreißen müſſe und deſſen nervöſes Beben ihren Sinnen übernatürliche Feinheit und Schärfe verlieh. — Es war Nacht; das Zimmer, in dem ſie ſich befand — man

hatte ihr das Schlafgemach der Eltern eingeräumt, weil es größer und luftiger war als ihr Alkoven — lag halb im Dunkeln. An der Decke drehten ſich die hellen Punkte, die von der Nachtlampe aufſtrahlten, das traurige Geſtirn der Kranken, das ſie in ihrer Schlafloſigkeit beſchäftigt, und die herabgeſchraubte, durch den Lichtſchirm verdunkelte Lampe, die auf dem Tiſche ſtand, beleuchtete nur die umherliegenden Arbeitszuthaten und das Profil der Mama Delobelle, die in ihrem Seſſel eingeſchlummert war.

In dem Kopf der Kranken, den ſie jetzt leichter zu heben vermochte als ſeit langer Zeit, entſtand plötzlich ein raſches Hin- und Herfluten von Gedanken und Erinnerungen. Die kleinſten Erlebniſſe aus der Kinderzeit, Scenen, die ſie damals nicht begriffen, Worte, die ſie wie im Traum gehört hatte, kamen ihr wieder in den Sinn.

Sie wunderte ſich über dieſen Zuſtand, erſchrak aber nicht, denn es war ihr unbekannt, daß zuweilen vor der großen Vernichtung im Tode ſolche Augenblicke der Ueberreizung eintreten, in denen das ganze Sein alle ſeine Kräfte und Fähigkeiten zu einem letzten, unbewußten Kampfe zuſammenrafft.

Von ihrem Lager aus ſah ſie die Eltern, die Mutter ganz in ihrer Nähe, den Vater im Arbeitszimmer, deſſen Thür offen ſtand. Mama Delobelle lag ſchlafend im Seſſel; ſie hatte endlich der übermäßigen Ermüdung nachgegeben, und alle Narben und Säbelhiebe, mit denen Alter und Leiden das Antlitz bedecken, wurden jetzt, in dem Sichgehenlaſſen des Schlafes, mit herzzerreißender Deutlichkeit in zahlloſen Falten und Fältchen ſichtbar. Tagsüber drücken Arbeit und Willensanſtrengung den Zügen gleichſam eine Maske auf, aber die Nacht gibt ihnen den wahren Ausdruck zurück. So waren denn auch in dieſem Augenblick die tiefen Runzeln der tapferen Frau, ihre geröteten Lider, ihr dünn gewordenes, an den Schläfen ergrautes Haar, ihre in Arbeitsanſtrengung krampfhaft gekrümmten Finger deutlich zu ſehen ... und Déſirée ſah es. Wie ſehnte ſie ſich, ſtark genug zu ſein,

um aufzuſtehen und dieſe ſchöne ruhige Stirn zu küſſen, die von ihren Runzeln durchfurcht, aber nicht entſtellt wurde.

Wie im Gegenſatz dazu zeigte ſich der große Delobelle den Augen ſeiner Tochter in einer ſeiner Lieblingsſtellungen. Durch die halbgeöffnete Thür ſah ſie ihn in Dreiviertelswendung vor dem weißgedeckten Tiſche ſitzen, wo er ſein Abendeſſen verzehrte und dabei eine Broſchüre durchflog, die er an die Waſſerflaſche gelehnt hatte. Der große Mann war erſt vor kurzem nach Haus gekommen — wahrſcheinlich hatte das Geräuſch ſeiner Schritte die Kranke geweckt — und noch ganz erfriſcht von ſeinem Gange und dem Eindruck einer ſchönen Vorſtellung ſoupierte er allein, ernſt und feierlich, die Serviette unter dem Kinn; ſein Haar war leicht gebrannt, und er hatte ſich in ſeinen neuen Rock feſt eingeknöpft.

Zum erſtenmal im Leben kam Déſirée der Unterſchied zwiſchen ihrer abgehärmten, in ihren alten, verſchliſſenen Kleidern noch hagerer und elender ausſehenden Mutter und ihrem glücklichen, wohlgenährten, müßigen, ſorgloſen Vater zum Bewußtſein. Mit einem Blick begriff ſie die Verſchiedenheit dieſer beiden Naturen. Der enge Kreis der Gewohnheit, in welchem der Kinder Augen in falſchem Lichte ſehen lernen, war plötzlich für ſie zerſtoben und ſie beurteilte ihre Eltern von einem andern, ferneren Standpunkt aus. Dies Hellſehen der letzten Stunde war eine neue Qual; was ſollte aus den beiden werden, wenn ſie nicht mehr da war? Entweder mußte ſich ihre Mutter überarbeiten und der Anſtrengung erliegen, oder ſie wurde arbeitsunfähig, während ihr ſelbſtſüchtiger Gefährte, in Künſtlerehrgeiz befangen, ſie beide tiefer und tiefer in Armut verſinken ließ, den dunkeln Abgrund, deſſen Schlund immer breiter wird, je länger man hinabſteigt.

Und doch — das hatte er mehr als einmal bewieſen — war er kein böſer Mann. Er wurde nur von einer Verblendung beherrſcht, die bisher durch nichts zu zerſtören geweſen war. Wenn ſie nun vor dem Scheiden — ein

gewiſſes Etwas ſagte ihr, daß dies bald kommen würde — wenn ſie nun vor dem Scheiden die Binde abriſſe, die er abſichtlich und gewaltſam auf ſeinen Augen feſthielt?

Nur eine leichte, liebevolle Hand wie die ihrige durfte wagen, dieſen Verſuch zu machen. Nur Déſirée hatte das Recht, den Vater zu ermahnen: „Verdiene dir dein täglich Brot ... entſage der Bühne ...“

Da die Zeit drängte, nahm Déſirée Delobelle allen ihren Mut zuſammen.

„Papa ... Papa!“ rief ſie leiſe.

Auf den erſten Anruf ſeiner Tochter eilte der große Mann herbei. Im Ambigutheater hatte an jenem Abend eine erſte Vorſtellung ſtattgefunden, aus welcher er entzückt, begeiſtert nach Hauſe gekommen war. Die ſtrahlenden Kronleuchter, der Beifall, die Geſpräche in den Gängen, alle die aufregenden Eindrücke, die ſeiner Thorheit immer neue Nahrung zuführten, hatten ihn mehr als je in ſeiner Verblendung beſtärkt.

Hoch aufgerichtet, mit heiterem Geſicht, die Lampe in der Hand und eine Kamelie im Knopfloch, trat er in das Krankenzimmer.

„Guten Abend, Zizi! ... ſchläfſt du denn nicht?“

Seine Worte hatten einen fröhlichen Klang, der in dieſer traurigen Umgebung ſeltſam wirkte.

Déſirée winkte ihm ſchweigend zu, indem ſie auf die ſchlafende Mutter deutete: „Bitte, ſtelle deine Lampe hin, ich habe mit dir zu ſprechen.“

Der Ton ihrer tiefbewegten Stimme überraſchte ihn und ebenſo das Ausſehen ihrer Augen, die weitgeöffnet, mit durchdringendem Blick zu ihm aufſchauten.

Mit einer gewiſſen Befangenheit, ſeine Kamelie in der Hand, um ſie der Tochter zu überreichen, und einem Knarren ſeiner neuen Stiefel, das er ſehr vornehm fand, trat er heran. Seine Haltung hatte etwas Verlegenes, vielleicht infolge des Gegenſatzes zwiſchen dem hellerleuchteten, geräuſchvollen Theater, das er eben verlaſſen hatte, und der

engen Krankenſtube, wo die gedämpften Töne, das verdunkelte Licht von einer Fieberatmoſphäre umhüllt ſchienen.

„Was haſt du denn, Lämmchen? ... fühlſt du dich kränker als ſonſt?“

Eine Bewegung des kleinen, blaſſen Köpfchens antwortete, daß ſie ſich in der That kränker fühle und daß er nahe, ganz nahe herankommen müſſe, um ſie verſtehen zu können. Und dann, als er ſich über ihr Kopfkiſſen beugte, legte ſie die brennende Hand auf den Arm des großen Mannes und flüſterte ihm leiſe ins Ohr, daß es ihr ſchlecht, ſehr ſchlecht gehe und daß ſie von ihrem baldigen Ende überzeugt ſei.

„Dann, lieber Vater, bleibſt du mit der Mutter allein zurück ... zittere doch nicht ſo ... du wußteſt ja, daß es ſo kommen würde, ſehr bald ſo kommen würde ... vorher möchte ich dir aber ſagen ... möchte dich darauf aufmerkſam machen, daß ich fürchte, Mama wird, wenn ich nicht mehr bin, außer ſtande ſein, das Hausweſen zu erhalten. Sieh nur, wie blaß und angegriffen ſie iſt.“

Der Schauſpieler betrachtete ſeine „Heilige“ und ſchien aufs höchſte überraſcht, ſie ſo elend zu finden. Aber er tröſtete ſich mit der egoiſtiſchen Bemerkung: „Sie iſt nie beſonders kräftig geweſen.“

Dieſe Worte und vor allem der Ton, in dem ſie geſprochen wurden, empörten Déſirée und beſtärkten ſie in ihrem Vorhaben. Ohne Mitleid für die Illuſionen des Schauſpielers fuhr ſie fort: „Was wollt ihr beide anfangen, wenn ich nicht mehr bin? ... Ich weiß, daß du allerlei ſchöne Hoffnungen haſt, aber ſie wollen gar nicht in Erfüllung gehen. Die Glücksfälle, die du ſchon ſo lange erwarteſt, können auch jetzt noch ausbleiben ... was willſt du inzwiſchen beginnen? ... Glaube mir, lieber Vater, ich will dir nicht weh thun, aber es ſcheint mir, daß in deinem Alter, klug wie du biſt ... daß es, meine ich, ein Leichtes ſein würde ... Herr Risler senior, davon bin ich überzeugt, wäre gern bereit ...“

Sie ſprach langſam, mit Anſtrengung, ſuchte die Worte und unterbrach ihre Sätze durch Pauſen, in denen ſie auf eine Bewegung, einen Ausruf ihres Vaters wartete. Aber der Schauſpieler begriff nicht, was ſie wollte. Mit ſeinen großen, runden Augen ſah er ſie an, hörte, was ſie ihm ſagte, hatte das unklare Bewußtſein, daß ſich in dieſer reinen, unerbittlichen Kinderſeele eine Anklage gegen ihn erhob, wußte jedoch nicht, was es ſein könnte.

„Ich glaube, du thäteſt wohl", fing Déſirée ſchüchtern wieder an, „du thäteſt wohl zu verzichten . . ."

„Was? . . . Wie? . . ."

Sie verſtummte, als ſie den Eindruck ihrer Worte ſah. Das bewegliche Geſicht des alten Komödianten hatte ſich mit dem Ausdruck tiefer Verzweiflung geradezu verzerrt, und Thränen, echte Thränen, die er nicht einmal, wie es auf der Bühne hergebracht iſt, mit der Hand zu verbergen ſuchte, traten — ohne herabzufließen — in ſeine Augen, ſo groß war die Angſt, die ihm die Kehle zuſammenſchnürte. Der Unglückliche begann zu verſtehen. . . . Von den beiden, deren Bewunderung ihm treu geblieben war, wandte ſich die eine von ihm ab . . . ſeine Tochter glaubte nicht mehr an ihn! Es war nicht möglich . . . er mußte falſch gehört, falſch verſtanden haben. Was war es, worauf er verzichten ſollte? was? . . . was? Aber der ſtummen Bitte ſeines um Gnade flehenden Blickes gegenüber hatte Déſirée nicht den Mut zu vollenden. Ueberdies war die Lebenskraft des armen Kindes erſchöpft.

Zwei oder dreimal flüſterte ſie noch „Zu verzichten . . . zu verzichten . . ." dann ſank ihr Köpfchen auf das Kiſſen zurück und ſie ſtarb, ohne ihm offenbart zu haben, in welcher Weiſe er verzichten ſollte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die gewiſſe Delobelle iſt tot, Herr Polizeikommiſſär! Ich ſagte Ihnen ja, daß ſie es nicht wieder thun würde. Diesmal hat ihr der Tod Mühe und Weg erſpart . . . er iſt ſelbſt gekommen, ſie abzuholen, und nun — ungläubiger

Mann — bürgen Ihnen vier feſt vernagelte Tannenbretter für das Verſprechen des Kindes. Sie hatte ihr Wort darauf gegeben, es nicht wieder zu thun — das wird ſie halten.

Die kleine Lahme iſt tot! Das ganze Stadtviertel des Francs-Bourgeois gerät über dieſe Nachricht in Bewegung. Nicht als ob Déſirée allgemein bekannt und beliebt geweſen wäre; ſie ging ja nicht aus, und ſelten nur war das blaſſe Geſicht der kleinen Klausnerin mit den dunkel umränderten, von unermüdlicher Arbeit zeugenden Augen am Fenſter zu ſehen geweſen. Aber wenn die Tochter des berühmten Delobelle begraben wurde, mußten viele Schauſpieler zuſammenkommen und Paris ſchwärmt für dieſe Menſchenklaſſe; es iſt ihm eine Wonne, die Götzen des Abends im hellen Tageslicht auf der Straße zu ſehen, ihr wahres Antlitz, befreit vom trügeriſchen Zauberſchein der Bühne, kennen zu lernen. Darum war, als am Begräbnismorgen mit lauten Hammerſchlägen weiße Trauerdraperieen an der Thür des Sterbehauſes angenagelt wurden, das Trottoir der Rue de Braque mit Neugierigen voll gedrängt.

Die Schauſpieler, dieſe Gerechtigkeit muß man ihnen widerfahren laſſen, ſind gut gegeneinander. Wenigſtens veranlaßt ſie ein kameradſchaftliches Band und Herkommen, ſich bei jeder öffentlichen Kundgebung ihrer Standeszuſammengehörigkeit, Bällen, Konzerten, Gaſtmählern und Begräbniſſen zu beteiligen.

Obwohl der große Delobelle der Bühne längſt nicht mehr angehörte, und ſein Name ſchon über fünfzehn Jahre lang aus den Theaterberichten verſchwunden war, genügte die kurze Notiz einer untergeordneten Theaterzeitung: „Herr Delobelle, früher erſter Heldenſpieler an den Theatern von Metz und Alençon, hat das Unglück gehabt u. ſ. w. Das Begräbnis findet ſtatt u. ſ. w.“, um die Schauſpieler von allen Enden der Stadt und der Vorſtädte in Scharen herbeizurufen.

Groß oder klein, unbekannt oder berühmt — ſie waren alle da! Diejenigen, welche mit Delobelle in der Provinz geſpielt, ſowie die, welche ihm nur in den Theatercafés be-

gegnet waren; er gehörte für sie zu den immer wieder auftauchenden Gesichtern, die sie mit keinem bestimmten Namen in Verbindung zu bringen wußten, und sie zählten ihn einfach dem Kreise zu, in dem er sich bewegte. Selbst durchreisende Schauspieler und solche, die aus der Provinz gekommen waren, um in Paris einen Direktor, ein Engagement zu suchen, hatten sich eingestellt.

Und alle diese Unbekannten und Berühmten, Pariser und Provinzialen, waren von dem Wunsche beseelt, in den Zeitungsberichten über das Begräbnis genannt zu werden. Diesen von Eitelkeit erfüllten Wesen ist jede Art öffentlicher Erwähnung hochwillkommen, und so groß ist ihre Besorgnis, bei dem Publikum in Vergessenheit zu geraten, daß, wenn sie sich nicht zeigen können, das Verlangen in ihnen erwacht, wenigstens besprochen zu werden, und daß sie alles aufbieten, um nicht aus der rasch wechselnden Reihe der Pariser Tagesberühmtheiten zu verschwinden.

Von neun Uhr an wartete die ganze, kleinbürgerliche Bevölkerung des Marais — der in Wahrheit eine klatschsüchtige Provinzialstadt ist — an den Fenstern, den Thüren, auf der Straße — auf das Erscheinen der Komödianten. Arbeiter spähten durch die staubigen Scheiben der Werkstätten, Pfahlbürger durch zugezogene Gardinen, Köchinnen warteten mit dem Marktkorbe am Arm, Lehrjungen mit Paketen auf dem Kopfe.

Endlich kamen sie; zu Fuß oder zu Wagen, einzeln oder truppweise. Man erkannte sie an ihren glattrasierten Gesichtern mit dem bläulichen Schimmer an Kinn und Wangen, an ihrem unnatürlichen Mienenspiel, das bald zu pathetisch, bald erzwungen einfach war, an ihren konventionellen Gebärden und vor allem an dem übertriebenen Ausdruck ihrer Empfindung, der ihnen auf der Bühne zur Gewohnheit wird. Es war interessant zu beobachten, auf wie viele verschiedene Arten die wackeren Leute ihre Gefühle bei diesem traurigen Anlaß zum Ausdruck brachten. Jeder

von ihnen betrat den kleinen, dunkeln, gepflasterten Hof des Sterbehauses, als ob er eine Bühne wäre, und jedes Auftreten war, je nach dem Rollenfach des Künstlers, ein andres. Die großen Heldenspieler erschienen mit düsterer Miene und gerunzelten Brauen, wischten mit der Spitze des behandschuhten Fingers eine unaufhaltsame Thräne ab, seufzten, blickten zum Himmel empor und blieben mitten auf der Bühne, das heißt im Hofe stehen und drückten den Hut an die Hüfte, während sie, um ihren Schmerz zu bemeistern, ein leises „sei still, mein Herz, sei still!" mit dem linken Fuße stampften. Die Komiker dagegen „machten" in Einfachheit. Sie begrüßten sich mit gutmütig-jämmerlicher Miene, nannten sich gegenseitig „alter Junge" und tauschten wehmütige Händedrücke aus, indes die zitternden Wangen, die herabgezogenen Augen und Mundwinkel den Ausdruck ihrer Rührung zur Possenhaftigkeit erniedrigten.

Sie alle waren geziert und dennoch aufrichtig.

Sobald sie eingetreten waren, teilten sich die Herren in zwei Gruppen. Die Künstler von Ruf und Ansehen blickten verächtlich auf die unbekannten, ärmlichen Robricarts nieder, deren Neid die Verachtung der Großen mit allerlei hämischen Bemerkungen vergalt. „Haben Sie schon bemerkt, wie der und der gealtert hat? ... wie übel er aussieht? ... er wird es nicht mehr lange machen können."

Zwischen diesen beiden Gruppen ging der große Delobelle, sorgfältig in Schwarz gekleidet, mit schwarzen Handschuhen, verweinten Augen und zusammengepreßten Lippen hin und wieder und schüttelte bald diesem, bald jenem schweigend die Hand. Dem armen Menschen war das Herz von Thränen schwer, und doch hatte ihn das nicht gehindert, sich für diese Feierlichkeit frisieren und die Haare brennen zu lassen. Eine seltsame Natur! Niemand, der in seiner Seele zu lesen vermochte, hätte sagen können, wo der wirkliche Schmerz sich von der theatralischen Darstellung desselben trennte, so sehr flossen sie ineinander. — Unter den Schau-

ſpielern zeigten ſich aber auch einige unſrer alten Bekannten. Monſieur Chèbe, der wichtiger that als je und mit großem Eifer die beliebteſten Schauſpieler umkreiſte, während ſeine Frau oben bei der armen Mutter war. Sidonie hatte nicht kommen können, aber Risler senior war da, faſt ebenſo betrübt wie der Vater, der gute Risler, der treue Freund bis ans Grab, der alle Koſten der traurigen Feierlichkeit bezahlt hatte. Darum waren die Trauerkutſchen ſo prächtig, die Draperieen der Thür mit Silberfranſen beſetzt, der Katafalk mit weißen Roſen und Veilchen beſtreut. Dies im Kerzenlicht ſchimmernde Weiß, dieſe zitternden, mit Weihwaſſer beſprengten Blumen im dunkeln, elenden Hausgange der Rue de Braque waren gleichſam ein Abbild des Geſchickes der armen Verſtorbenen, die immer nur unter Thränen gelächelt hatte.

Langſam, Schritt für Schritt, bewegte ſich der Zug durch die gewundenen Straßen.

Voran ging der leiſe ſchluchzende Delobelle, faſt ebenſo ergriffen über ſich ſelbſt, den armen Vater, der ſein Kind begraben mußte, als über den Tod der Tochter. Im tiefſten Grunde ſeines aufrichtigen Schmerzes lag die alte, perſönliche Eitelkeit wie ein Stein im Bache, den die vorüberrauſchenden Wellen nicht von der Stelle bewegen. Die Pracht des Begräbniſſes, der lange, ſchwarze Zug, der den Straßenverkehr hemmte, die drapierten Trauerkutſchen, das Rislerſche Coupé, das Sidonie in eitler Prahlerei geſchickt hatte, das alles ſchmeichelte ihm, verſetzte ihn inmitten ſeiner Betrübnis in wohlthuende Aufregung. Endlich konnte er ſich nicht mehr beherrſchen; er neigte ſich Robricart zu, der neben ihm ging: „Haſt du es wohl bemerkt?“

„Was denn?“

Und indem ſich der unglückliche Vater die Augen trocknete, flüſterte er mit einem gewiſſen Stolz: „Es ſind zwei herrſchaftliche Equipagen dabei.“

Arme, gute, einfache kleine Zizi, dies eitle Schaugepränge, dies feierliche Trauergefolge war nicht für dich gemacht!

Gut, daß oben am Fenſter der Arbeitsſtube Mutter Delobelle hinter den zugezogenen Vorhängen ſtand. Sie hatte ſich nicht daran hindern laſſen, ihre Kleine fortfahren zu ſehen.

„Gott befohlen . . . Gott befohlen!“ flüſterte die Mutter vor ſich hin, indem ſie unbewußt, halb greiſenhaft, halb irrſinnig mit der Hand winkte. Und ſo leiſe dies „Gott befohlen!“ geflüſtert war, Déſirée hat es hören müſſen.

Neunzehntes Kapitel.

Das Märchen vom kleinen blauen Manne.

Ihr mögt es halten, wie ihr wollt, was mich betrifft, ſo glaube ich feſt an das kleine blaue Männchen, obwohl ich es nie mit Augen geſehen habe. Ein mir befreundeter Dichter aber, dem ich volles Vertrauen ſchenke, hat mir oft erzählt, wie er mit dem ſeltſamen Kobold bekannt geworden iſt. Es geſchah unter folgenden Umſtänden.

In einer ſchwachen Stunde hatte ſich mein Freund dazu verleiten laſſen, ſeinem Schneider einen Wechſel auszuſtellen, hatte ſich — wie es phantaſievollen Menſchen zu geſchehen pflegt — durch ſeine Namensunterſchrift von ſeiner Schuld befreit gefühlt und den Wechſel vollſtändig vergeſſen. — Da geſchah es, daß plötzlich, mitten in der Nacht, unſer Dichter durch ein fremdartiges Geräuſch aus dem Schlafe geſchreckt wurde. Es kam vom Kamin her, und im erſten Augenblick glaubte mein Freund, daß es durch einen frierenden Sperling, der die Wärme der verglühenden Aſche aufſuche, oder durch eine vom Winde bewegte Wetterfahne hervorgebracht werde. Dann aber wurde es deutlicher, ſo daß er das Klirren eines Geldſackes unterſchied, das vom Raſſeln einer Kette begleitet war, und gleichzeitig hörte er eine feine Stimme, ſcharf wie der Pfiff einer fernen Lokomotive und hell wie ein Hahnenſchrei, die ihm vom Dache herab zurief: „Verfalltag! Verfalltag!“

„Großer Gott, mein Wechſel!“ ſagte der arme Junge

zu ſich ſelbſt, dem es nun plötzlich einfiel, daß er in acht Tagen ſeinen Schneider bezahlen müſſe, und bis zum Morgengrauen warf er ſich hin und her, ſuchte den Schlaf in allen Ecken ſeines Bettes, fand aber nichts als den Gedanken an das verruchte Papier mit ſeiner Namensunterſchrift. In der nächſten, der übernächſten und jeder folgenden Nacht wurde er zu derſelben Stunde, in derſelben Weiſe geweckt. Immer wieder klirrten die Thaler, raſſelten die Ketten, während ihm die feine Stimme höhniſch „Verfalltag, Verfalltag!“ zurief. Das Schrecklichſte war, daß dieſer Zuruf um ſo ſchärfer und boshafter klang, je näher der unheilvolle Tag herankam. Es war, als ob er mit Pfändung und Vorladung drohe.

Unglücklicher Dichter! nicht genug, daß er den ganzen Tag in der Stadt umherlief, um das Geld aufzutreiben, auch die Ruhe ſeiner Nächte, der ſtärkende Schlaf wurden ihm durch dieſe ſpukhafte Stimme geraubt. Wer war dieſer boshafte Geiſt, der ſich's zum Vergnügen machte, ihn zu quälen? Darüber wollte er ins klare kommen. Als es wieder Nacht wurde, ging er nicht zu Bett, verlöſchte nur das Licht, öffnete das Fenſter und wartete.

Daß mein Freund, in ſeiner Eigenſchaft als lyriſcher Dichter, ſehr hoch, geradezu unter dem Dache wohnte, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Stundenlang ſah er nichts, als das maleriſche Bild zuſammengedrängter, gegeneinander geneigter Dächer, die nach allen Richtungen von Straßen, wie von tiefen Abgründen durchſchnitten wurden, während ihnen zahlloſe Schornſteine und vielgeſtaltige, vom Monde beſchienene Giebel ein wunderliches Anſehen gaben. Ueber dem dunkeln, ſchlafenden Paris bildeten ſie gleichſam eine zweite, luftige Stadt, die zwiſchen der finſteren, öden Tiefe und dem blendenden Mondlicht zu ſchweben ſchien.

Mein Freund wartete — wartete lange. Endlich, zwiſchen zwei und drei Uhr morgens, als ſich die ins Dunkel der Nacht aufragenden Türme einmal wieder den Verlauf der Stunden zugerufen hatten, lief in ſeiner Nähe ein leichter

Fuß über Ziegel und Schieferplatten und eine ſcharfe, dünne Stimme rief das widerwärtige: „Verfalltag, Verfalltag!“ in den Schornſtein ſeines Kamines. Raſch beugte ſich der Dichter aus dem Fenſter und erblickte den abſcheulichen kleinen Kobold, den Quälgeiſt der Menſchen, der auch ihn ſeit acht Tagen um den Schlaf betrogen hatte. Wie groß er war, wußte mein Freund nicht genau zu ſagen; das Mondlicht ſpielt uns allerlei Streiche, indem es alle Körper und ihre Schatten geſpenſtiſch ausdehnt; aber er ſah, daß dies ſeltſame Teufelchen den Anzug eines Pariſer Börſendieners trug: einen blauen Rock mit ſilbernen Knöpfen und Treſſen an den Aermeln, dazu einen Claquehut und unter dem Arme eine lederne Mappe, die beinahe ſo groß war wie er ſelbſt. Der Schlüſſel dazu hing an einer langen Kette, die bei jedem Schritt des Kleinen ebenſo wahnſinnig raſſelte, wie der Geldſack, den er in der andern Hand hielt und unabläſſig ſchüttelte. So hat mein Freund das kleine blaue Männchen geſehen, während es in einem Streiflicht des Mondes vorüberhuſchte, denn es ſchien ſehr eilig zu ſein, ſehr viel zu thun zu haben, ſprang mit einem Satz über die Straßen und lief auf dem Dachfirſt von einem Schornſtein zum andern.

Er hat eine große Kundſchaft, der verwünſchte kleine Kerl. Es gibt ſo viele Kaufleute in Paris, ſo viele, die des Ultimo gedenken müſſen, ſo viele Unglückliche die einen Wechſel unterſchrieben, oder ihr „acceptiert“ querüber geſchrieben haben. Allen dieſen Leuten ſchrie der kleine blaue Mann im Vorüberlaufen ſeinen Warnungsruf zu. Er ließ ihn über Fabriken erſchallen, die jetzt ſtumm und dunkel waren; über den prächtigen, von ſtillen Gärten umgebenen Wohnhäuſern reicher Börſenmänner; über Häuſern von fünf und ſechs Stockwerken, über den ungleichen, verſchobenen, winkeligen Dächern der Armenviertel.

„Verfalltag! Verfalltag!“ Von einem Ende der Stadt bis zum andern klang die helle, durchdringende, mitleidsloſe Stimme durch die kriſtallene Luft der kalten Mondnacht;

überall, wo der Kleine vorüberkam, verscheuchte sie den Schlaf, weckte die Sorge, bedrückte die Gedanken, die müden Augen und ließ in zahllosen Pariser Häusern, in allen ihren Stockwerken dumpfes Unbehagen, fröstelnde Schlaflosigkeit zurück.

Mögt ihr von diesem Märchen halten was ihr wollt, jedenfalls kann ich euch — um den Bericht meines Freundes zu bekräftigen — die Versicherung geben, daß Sigismund Planus, der alte Kassierer des Hauses Fromont junior und Risler senior einmal mitten in der Nacht — es war gegen Ende Januar — in seinem Häuschen zu Montrouge, durch dieselbe boshafte Stimme, dasselbe Kettengerassel aufgeschreckt wurde und denselben widerwärtigen Zuruf: „Verfalltag, Verfalltag!“ zu hören bekam.

„Es ist ja wahr!“ dachte der wackere Mann, indem er sich im Bette aufrichtete; „übermorgen ist Ultimo, und ich bin im stande zu schlafen!“

Es handelte sich in der That um eine bedeutende Summe. Auf zwei Tratten mußten hunderttausend Franken gezahlt werden und das in einem Augenblicke, in dem die Kasse des Hauses Fromont, zum erstenmal seit dreißig Jahren, völlig leer war. Was sollte geschehen? Vergeblich hatte Sigismund wiederholt den Versuch gemacht, mit Fromont junior darüber zu sprechen. Der junge Mann schien die schwere Verantwortlichkeit der Geschäfte zu fliehen; in fieberhafter Hast durchschritt er die Comptoire, ohne zu sehen und zu hören, und auf die ängstlichen Fragen des Kassierers antwortete er, indem er an seinem feinen Schnurrbart kaute: „Gut, gut, lieber Planus! Sorgen Sie nicht . . . ich werde Rat schaffen.“ Dabei sah er jedoch aus, als ob er mit ganz andern Dingen beschäftigt und in Gedanken tausend Meilen weit wäre. In der Fabrik, wo sein Verhältnis mit Madame Risler allgemein bekannt war, ging das Gerücht, Sidonie betrüge ihn und mache ihn sehr unglücklich, und in der That beschäftigten ihn die Thorheiten seiner Geliebten viel mehr, als die Sorgen seines Kassierers. Risler aber ließ

ſich gar nicht ſehen; er brachte ſeine Tage in einer Bodenkammer zu, wo er die geheimnisvolle Anfertigung ſeiner Druckmaſchine überwachte, die niemals fertig wurde.

Durch dieſe Gleichgültigkeit der Prinzipale und dieſen gänzlichen Mangel an Aufſicht, war in der Fabrik nach und nach alles in Unordnung geraten. Arbeiter und Commis gönnten ſich Zeit, kamen ſpät und gingen früh wieder fort, ohne ſich an die alte Glocke zu kehren, welche — nachdem ſie ſo lange zur Arbeit geläutet hatte, jetzt zur Sturmglocke geworden ſchien, die den Verfall einläutete. Es wurden zwar noch immer Geſchäfte gemacht, denn ein angeſehenes Handlungshaus geht ſcheinbar eine ganze Weile im alten Geleiſe fort. Aber welche Unordnung, welche Verwirrung lagen unter dieſer ſcheinbaren Wohlfahrt verborgen.

Sigismund wußte das beſſer als irgend jemand, und darum hatte ihn der Warnungsruf des blauen Männchens ſo ungeſtüm aus dem Schlafe geſchreckt. Er zündete ſein Licht an, als ob ihm das helfen könnte, aus den trüben, quälenden Gedanken, die ſich in ſeinen Kopf drängten und verwirrten, zur Klarheit zu gelangen, ſaß aufrecht im Bett und grübelte. Wie ſollten dieſe hunderttauſend Franken herbeigeſchafft werden? — Selbſtverſtändlich betrugen die Außenſtände der Firma mehr als dieſe Summe. Eine Anzahl alter Rechnungen lag unbezahlt bei den Kunden; die Prochaſſons und andre ſchuldeten einen Reſt; aber welche Demütigung, dieſe Poſten plötzlich einzuziehen! Im Großhandel iſt das nicht üblich ... nur ein Krämer darf dergleichen thun. Und doch war es immerhin beſſer als ein Proteſt. Oh! wenn er ſich's vorſtellte, wie der Bankbote mit zuverſichtlicher Miene ankam, an den Schalter trat, die Wechſel auf den Zahltiſch legte und er — Sigismund Planus — dem Manne ſagen mußte: „Nehmen Sie die Tratten wieder mit, ich habe kein Geld, ſie einzulöſen."

Nein, nein, das war nicht möglich! Jede andre Demütigung war dieſer vorzuziehen.

„Es bleibt nichts andres übrig ... morgen muß ich die Runde machen," ſeufzte der arme Kaſſierer.

Und während er ſich in ſeinen Sorgen umherwarf und kein Auge ſchließen konnte, ſetzte das blaue Männchen ſeine Wanderung fort und ſchüttelte Geldſack und Kette auch über einer Dachſtube des Boulevard Beaumarchais, die nach Déſirées Tode der berühmte Delobelle mit ſeiner Frau bezogen hatte.

„Verfalltag, Verfalltag!"

Ach! die kleine Lahme hatte ſich in ihren Ahnungen nicht geirrt. Nachdem ſie geſchieden war, hatte Mama Delobelle nicht lange mehr in „Vögeln und Käfern" arbeiten können. Ihre Augen wurden durch das viele Weinen vollends zu Grunde gerichtet, und ihre alten Hände zitterten zu ſehr, um den Kolibris die rechte Friſche wiederzugeben; ſo ſehr ſie ſich abmühte, die kleinen Geſchöpfe behielten ein elendes, jämmerliches Anſehen. — Als ſie auf dieſe Beſchäftigung verzichten mußte, begann die gute Frau zu nähen, beſſerte Spitzen und Stickereien aus und ſank nach und nach zur gewöhnlichen Arbeiterin herab. Ihr Verdienſt, der immer kleiner wurde, genügte jedoch kaum, um die unentbehrlichſten Ausgaben für den Haushalt zu beſtreiten, und Delobelle, den ſeine traurige Stellung als Schauſpieler in partibus zu unaufhörlichen Ausgaben veranlaßte, ſah ſich genötigt, Schulden zu machen. Er war ſeinem Schneider, ſeinem Schuhmacher, ſeinem Wäſchelieferanten ſchuldig; was ihn aber am meiſten quälte, waren die ausgezeichneten Déjeuners, die er zur Zeit ſeiner Schauſpieldirektion auf dem Boulevard zu ſich genommen hatte.

Die Rechnung darüber belief ſich auf zweihundertundfünfzig Franken, welche Ende Januar zu zahlen waren; auf längere Stundung durfte er nicht hoffen, und ſo ging ihm bei dem Warnungsruf des blauen Männchens ein Schauder der Angſt durch alle Glieder ...

Nur ein Tag noch bis zur Zahlung! nur ein Tag noch, um dieſe zweihundertundfünfzig Franken aufzutreiben! Gelang

es ihm nicht, sie herbeizuschaffen, so kam alles, was sie besaßen, unter den Hammer. Ihre dürftigen Möbel — immer dieselben, seit sie ihren Hausstand begründet hatten — die ihnen aber, so unbequem und unzulänglich sie waren, durch tausend, selbst mit ihren Schäden verknüpfte Erinnerungen, lieb und wert geworden; der lange Arbeitstisch, der den Vögeln und Käfern gedient und an dessen Ecke Delobelle seit zwanzig Jahren sein Abendbrot verzehrt hatte; Zizis großer Lehnstuhl, den die Eltern nie ohne Thränen ansehen konnten, weil er etwas von der Geliebten, ihren Bewegungen, ihrer Haltung, wenn sie sich träumend und arbeitend darin zurückgelehnt, festgehalten zu haben schien — alles wurde verkauft. Es war sicherlich der Tod der armen Mutter, wenn sie alle diese teueren Andenken verschwinden sah.

Bei diesem Gedanken warf sich der unglückliche Komödiant, dessen dickhäutiger Egoismus ihn doch nicht immer vor Gewissensbissen zu schützen vermochte, in seinem Bette hin und her, seufzte tief und hatte dabei unablässig das bleiche Gesichtchen seiner Désirée vor Augen und den flehenden Blick, den sie im Sterben auf ihn gerichtet, während sie ihn bat: „zu verzichten . . . zu verzichten!“ — Was war es denn, worauf er verzichten sollte? . . . Sie war gestorben, ohne das aussprechen zu können, aber Delobelle ahnte, was sie gemeint hatte, und in seine bisher so unerschütterliche Zuversicht hatte sich ein gewisser Zweifel, eine gewisse Unruhe eingedrängt, die sich in dieser schrecklichen Nacht mit seinen Geldsorgen vereinigten, ihn auf das grausamste zu quälen.

„Verfalltag, Verfalltag!“

Diesmal rief der kleine blaue Mann seine unheildrohende Mahnung in den Kamin des kleinen Herrn Chèbe.

Herr Chèbe hatte sich nämlich seit einiger Zeit in bedeutende Geschäfte eingelassen, Geschäfte die er „stehenden Fußes“ betrieb und die außerordentlich unbestimmter Natur waren, aber sehr viel Geld verschlangen. Zu wiederholtenmalen hatten sich Sidonie und Nisler genötigt gesehen, die Schulden des

Vaters zu bezahlen, hatten das jedesmal unter der ausdrücklichen Bedingung gethan, daß er ſich ferner ruhig verhalte und keine weiteren Geſchäfte mache. Aber dieſe kleinen Schiffbrüche waren ihm unentbehrlich, erhielten ihm Friſche und Lebensmut. Wenn Monſieur Chèbe kein Geld hatte, gab er ſeine Unterſchrift, mit welcher er überhaupt einen beklagenswerten Mißbrauch trieb, indem er jederzeit auf den Gewinn des Unternehmens rechnete, um ſeinen Verpflichtungen nachzukommen. Das Schlimme war nur, daß ſich dieſer Gewinn niemals einſtellte, während die unterſchriebenen Wechſel, nachdem ſie monatelang ganz Paris durchwandert hatten, mit verzweifelter Pünktlichkeit, geſchwärzt von zahlloſen, unterwegs geſammelten Hieroglyphen zu Monſieur Chèbe zurückkamen.

Die Summe, die er Ende Januar zu zahlen hatte, war beſonders groß, und als er das blaue Männchen vorüberkommen hörte, fiel ihm plötzlich ein, daß er nicht einen Sou beſaß, um ſeinen Verbindlichkeiten gerecht zu werden. Es war zum Raſendwerden! ... Er mußte ſich abermals vor dieſem Risler demütigen, ſich der Gefahr einer Zurückweiſung ausſetzen, geſtehen, daß er ſein Wort gebrochen habe. Die Angſt des armen Teufels, während er dieſe Möglichkeiten überdachte, wurde noch verſtärkt durch das nächtliche Dunkel, das dem Auge keine Beſchäftigung, dem Geiſt keine Zerſtreuung bietet, während der liegende Zuſtand des Körpers, der dieſem völlige Ruhe zu teil werden läßt, die Seele um ſo widerſtandsloſer allen Schrecken und Sorgen preisgibt. Wieder und wieder zündete Monſieur Chèbe ſeine Lampe an, nahm ſeine Zeitung zur Hand und verſuchte — wenn auch vergeblich — ſie zu leſen, zum großen Mißvergnügen ſeiner guten Frau, die ſich, um nicht den Lichtſchein zu ſehen, leiſe ſtöhnend der Wand zukehrte.

Inzwiſchen war das teufliſche blaue Männchen, voll Freude an der eignen Bosheit, hohnlachend weitergeeilt, um Geldſack und Kette anderswo klirren zu laſſen. Jetzt befand

es ſich in der Rue des Vieilles Haudriettes, über einem großen Fabrikgebäude, deſſen Fenſter bis auf ein einziges hinten im Garten, finſter waren.

Trotz der ſpäten Nachtſtunde war Georges Fromont noch nicht zu Bett gegangen. Er ſaß am Kamin, hatte den Kopf in die Hände gelegt und befand ſich in jenem Zuſtande tiefer, ſtarrer Verſunkenheit, der rettungsloſem Unglück eigen iſt. Er dachte an Sidonie, die abſcheuliche Sidonie, welche zu dieſer Stunde in der oberen Etage ruhig ſchlief, während er um ihretwillen in Gefahr kam, den Verſtand zu verlieren. Sie war ihm untreu — das konnte er nicht länger bezweifeln — war ihm untreu um des touloufiſchen Tenoriſten willen, jenes Cazabon, genannt Cazaboni, den Madame Dobſon bei ihr eingeführt hatte. Wiederholt hatte Georges flehentlich gebeten, Sidonie möge dieſen Menſchen nicht mehr empfangen, aber ſie beachtete das nicht im mindeſten und hatte noch heute, als ſie von dem Balle geſprochen, den ſie nächſtens geben wollte, mit aller Entſchiedenheit erklärt, daß ſie ſich nicht daran hindern laſſen werde, ihren Tenoriſten einzuladen.

„Er iſt alſo dein Geliebter!“ hatte Georges zornig ausgerufen und ihr dabei feſt in die Augen geſehen.

Sie hatte nicht nein geſagt, nicht einmal den Blick abgewendet, ihm aber ganz ruhig, mit ihrem boshaftfeinen Lächeln die Erklärung gegeben, daß ſie keinem Menſchen das Recht zugeſtehe, ihr Thun und Laſſen zu beurteilen oder gar einzuengen; daß ſie frei ſei und bleiben wolle und ſich weder durch ihn, noch durch Risler tyranniſieren laſſen werde. Eine volle Stunde hatten ſie ſo mit zugezogenen Vorhängen nebeneinander im Wagen geſeſſen, ſich geſtritten, beſchimpft, beinahe geſchlagen.

Und dieſem Weibe hatte er alles aufgeopfert, ſein Vermögen, ſeine Ehre, ſelbſt die reizende Claire, die mit ihrem Kindchen in der Nebenſtube ſchlief — ein volles Lebensglück, nach dem er nur die Hand auszuſtrecken brauchte, das er aber um dieſer Elenden willen verſchmähte! . . . Und nun hatte ſie ihm geſtanden, daß ſie ihn nicht mehr liebe, ſondern

einen andern ... und er, der Erbärmliche ſehnte ſich doch nach ihr! ... welchen Zaubertrank hatte ſie ihm denn eingeflößt?

Von tiefer Empörung durchglüht, hatte ſich Georges Fromont ſeinem Seſſel entriſſen, ging mit fieberhafter Haſt im Zimmer auf und nieder, und ſeine Schritte ertönten in der Stille des Hauſes wie die der verkörperten Schlafloſigkeit. Sie ſchlief da oben ... ſchlief mit dem Vorrecht ihrer herz- und gewiſſenloſen Natur ... oder dachte ſie vielleicht an ihren Cazaboni?

Als ihm dies durch den Sinn ging, erfaßte ihn ein wahnſinniges Verlangen, die Treppe hinaufzugehen, Nisler zu wecken, ihm alles zu ſagen und ſich mit Sidonie ins Verderben zu ſtürzen. Der betrogene Gatte war auch gar zu einfältig! warum beaufſichtigte er ſie nicht beſſer? War ſie doch hübſch und ſchlecht genug, um jede Vorſichtsmaßregel zu rechtfertigen.

Und während er ſich mit dieſen ebenſo peinlichen als unfruchtbaren Grübeleien quälte, ertönte plötzlich durch das Windgeräuſch der Warnungsruf des blauen Männchens: „Verfalltag! ... Verfalltag!“

Der Unglückliche! in ſeiner Wut hatte er nicht mehr daran gedacht, und doch ſah er dieſem ſchrecklichen letzten Januar ſchon lange ſorgenvoll entgegen. Wie oft hatte er, in der Zwiſchenzeit von einem Stelldichein zum andern, wenn ſein Geiſt, auf Augenblicke von Sidonie losgelöſt, ſich dem Geſchäfte zuwendete, ſchon zu ſich ſelbſt geſagt: „an dem Tage bricht alles zuſammen!“ Aber wie alle, die im Wahnſinn eines Rauſches dahinleben, hatte er ſich feige eingeredet, daß es zu ſpät ſei, um noch irgend etwas gut zu machen, und immer ſchneller und eifriger eilte er auf dem Wege des Verderbens dahin, um zu vergeſſen, um ſich zu betäuben.

Jetzt aber gelang ihm das nicht mehr. Mit unerbittlicher Deutlichkeit, im vollen Umfange ſtand ihm ſein Unglück vor Augen, und das Antlitz des alten Planus ſtieg vor ihm auf, ernſt und ſtreng, wie aus Holz geſchnitten,

ohne jeden mildernden Ausdruck, und die hellen Augen des deutſchen Schweizers, die ihn ſeit einiger Zeit mit ſo durchdringendem Blick verfolgten, ſahen ihn an.

Nein, nein, er hatte ſie nicht, die notwendigen hunderttauſend Franken und wußte nicht, wie er ſie herbeiſchaffen ſollte. Um den verſchwenderiſchen Launen ſeiner Geliebten genügen zu können, hatte er ſeit einem halben Jahre viel und hoch geſpielt und bedeutende Summen verloren. Dazu kam noch der Bankerott eines Bankiers, eine jammervolle Inventur ... er hatte nichts mehr als die Fabrik ... aber in welchem Zuſtande.

Wohin ſollte er ſich wenden? was ſollte er beginnen?

Bisher waren ihm ſeine Verhältniſſe wie ein Chaos erſchienen, wie ein Wirbelſturm, in dem er nichts deutlich zu erkennen vermochte, deſſen Dunkelheit ihm aber noch eine Hoffnung ließ; in dieſem Augenblick zeigte ſich ihm jedoch alles in erſchreckender Klarheit: leere Kaſſen, geſchloſſene Thüren, Proteſte, Bankerott, das nur ſah er, wohin er ſich auch wenden mochte, und zu alledem kam noch Sidoniens Verrat. Der Unglückliche, der nicht wußte, woran er ſich in dieſem allgemeinen Schiffbruch klammern ſollte, brach plötzlich in einen Angſtſchrei, ein Aufſchluchzen aus, als ob er eine Vorſehung zu Hilfe rufen wolle.

„Georges, Georges, ich bin es ... was fehlt dir?“

Seine Frau ſtand vor ihm — ſeine Frau, die ihn jetzt allnächtlich erwartete und ſeiner Rückkehr aus dem Klub, wo er ihrer Meinung nach ſeine Abende zubrachte, angſtvoll entgegenharrte. Claire, die ihren Gatten von Tag zu Tag düſterer werden ſah, war der Meinung, daß er ſchwere Geldſorgen haben müſſe, wahrſcheinlich infolge großer Spielverluſte. Daß er ſpielte, hatte ſie erfahren, und obwohl er ſie vernachläſſigte, ſorgte ſie ſich um ihn, wünſchte ſeine Vertraute zu ſein und Gelegenheit zu finden, ſich liebevoll und großmütig zu beweiſen. In dieſer Nacht hatte ſie ihn ſehr ſpät noch in ſeinem Zimmer auf und ab ſchreiten hören, und da

ihre Kleine heftig huſtete und unaufhörlicher Pflege bedurfte, hatte ſie ihre Sorge zwiſchen den Leiden des Kindes und denen des Gatten geteilt. In ſchmerzlicher Erregung lauſchte ſie auf jedes Geräuſch. Es war eine der kummervollen, liebereichen Nachtwachen, in denen das Weib alles aufbietet, was es an Mut beſitzt, um ſeinen vielſeitigen Pflichten zu genügen. Endlich war die Kleine eingeſchlafen, und als Claire den Gatten weinen hörte, war ſie herbeigeeilt.

Als er ſie daſtehen ſah, ſo teilnehmend, ſo bewegt, ſo ſchön, kam ein tiefes Gefühl der Reue über ihn. Ja, ſie war ſeine Gefährtin, ſeine Freundin ... wie hatte er ſie verlaſſen können? Er legte den Kopf an ihre Schulter und weinte lange, lange, ohne Worte zu finden, und es war gut, daß er nicht zu ſprechen vermochte, denn er hätte ihr alles geſtanden — alles. Der Unglückliche fühlte das Bedürfnis, ſich auszuſprechen, das unwiderſtehliche Verlangen, ſich anzuklagen, um Verzeihung zu bitten, die erdrückende Laſt, die auf ſeinem Gewiſſen lag, zu erleichtern.

Claire erſparte ihm jedes Geſtändnis.

„Du haſt geſpielt, nicht wahr? ... Haſt verloren ... viel verloren?“

Er nickte bejahend, und als er endlich zu ſprechen vermochte, ſagte er ihr, daß er ſchon übermorgen hunderttauſend Franken zu zahlen habe und nicht wiſſe, wie er ſie ſich verſchaffen ſolle.

Sie machte ihm keinen Vorwurf, denn ſie war eine der Frauen, welche dem Unheil gegenüber nur auf Abhilfe bedacht ſind. Im Innerſten ihres Herzens ſegnete ſie ſogar das Mißgeſchick, das ihn wieder zu ihr führte und nach der langen Trennung zwiſchen ihnen beiden zu einem neuen Bande werden konnte. Einen Augenblick verſank ſie in Nachdenken, dann ſagte ſie mit einer Anſtrengung, die bewies, wie ſchwer ihr der Entſchluß geworden war: „Noch iſt nichts verloren ... ich werde morgen nach Savigny gehen, das Geld vom Großvater zu erbitten.“

Er hätte nie gewagt, ſie dazu aufzufordern, hätte wohl kaum an dies Auskunftsmittel gedacht. Sie war ſo ſtolz und der alte Gardinois ſo hartherzig! Jedenfalls brachte ſie mit dieſem Schritt ihrem Gatten ein großes Opfer, gab ihm einen großen Beweis ihrer Liebe. Es wurde ihm plötzlich warm ums Herz, und das Frohgefühl überſtandener Gefahr kam über ihn. Claire erſchien ihm wie ein überirdiſches Weſen, das die Gabe beſaß, Frieden und Freude zu ſpenden, wie jene andre Wahnſinn und Verderben über ihn brachte. — Gern hätte er die Kniee gebeugt vor dieſem ſchönen Antlitz, das von dem herrlichen, ſchwarzen, für die Nacht zuſammengewundenen Haar wie von einem bläulichen Heiligenſchein umrahmt wurde, und deſſen regelmäßig-ſtrenge Züge ein Ausdruck holder Zärtlichkeit mildernd überſtrahlte.

„Claire, Claire, wie gut du biſt!“

Ohne zu antworten, führte ſie ihn an die Wiege ihres Kindes.

„Küſſe die Kleine,“ bat ſie leiſe; aber als ſie beide, von dem Muſſelinvorhange umwallt, nebeneinanderſtanden und ſich über das Köpfchen des ſchlafenden Kindes beugten, deſſen Atem, ſo gleichmäßig er jetzt war, die überſtandene Anſtrengung des Huſtens verriet, ſcheute ſich Georges, ſein Töchterchen zu wecken und küßte ſtatt ſeiner die Mutter mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit.

Sicherlich war es das erſte Mal, daß die Erſcheinung des blauen Männchens eine derartige Wirkung hervorbrachte. Gewöhnlich trennt der abſcheuliche Gnom überall, wo er ſich zeigt, Hände und Herzen, lenkt die Seele von ihren teuerſten Neigungen ab und erfüllt ſie mit den tauſendfachen Sorgen, die jedesmal erwachen, wenn das Klirren ſeiner Kette und ſein düſterer Mahnungsruf: „Verfalltag! Verfalltag!“ über den Dächern erſchallt.

Zwanzigſtes Kapitel.

Enthüllungen.

„Sieh da, Sigismund! — Wie geht's, Vater Sigismund? ... Was macht das Geſchäft? ... Alles im rechten Gange bei Ihnen?"

Der alte Kaſſierer lächelte gutmütig, drückte dem Prinzipal, ſeiner Frau, ſeinem Bruder die Hand und ſah ſich während der Begrüßungen neugierig um. Er befand ſich im Faubourg Saint-Antoine, in der Tapetenfabrik der kleinen Prochaſſons, deren Konkurrenz bedenklich zu werden anfing. Es waren ehemalige Commis des Hauſes Fromont, die ſich auf eigne Rechnung im beſcheidenſten Maßſtabe etabliert hatten, nach und nach aber eine gewiſſe Bedeutung zu gewinnen wußten. Der Onkel Fromont hatte ſie längere Zeit mit ſeinem Kredit ſowohl, wie mit barem Gelde unterſtützt; die Beziehungen zwiſchen den beiden Firmen waren daher von freundlichſter Art geblieben, und die Fromonts hatten ein Guthaben von zehn- bis fünfzehntauſend Franken nicht eingezogen, da ſie das Geld bei den Prochaſſons in ſicheren Händen wußten.

Der Anblick der Fabrik war in der That Vertrauen einflößend. Stolze Rauchwolken ſtiegen aus den Schornſteinen empor; das dumpfe Getön der Arbeit verriet, daß die Werkſtätten gefüllt und in voller Thätigkeit waren; die Gebäude zeigten ſich gut eingerichtet, die Fenſter waren hell, alles machte den Eindruck der Rührigkeit, Heiterkeit und Ordnung, und hinter dem Gitter der Kaſſenſtube ſaß die Frau des einen Bruders, einfach gekleidet, mit glatt geſcheitelten Haaren, einen Ausdruck Achtung gebietenden Ernſtes in dem jungen Geſicht, ganz vertieft in lange Zahlenreihen.

Der alte Sigismund dachte voll Bitterkeit an den Unterſchied zwiſchen dem einſt ſo reichen Hauſe Fromont, das nur noch von ſeinem alten Rufe zehrte, und dem wachſenden Wohlſtande dieſes kaum gegründeten Geſchäfts. Seine

ſpürenden Blicke drangen in alle Winkel, um irgendwo einen Mangel, etwas Tadelnswertes zu entdecken, und daß er nichts dergleichen zu finden vermochte, ſchnürte ihm das Herz zuſammen und gab ſeinem Lächeln etwas Falſches und Unſicheres.

Was ihn am meiſten in Verlegenheit brachte, war die Frage, wie er es machen ſolle, das Geld für ſeinen Prinzipal einzufordern, ohne den traurigen Zuſtand ſeiner Kaſſe zu verraten. Der arme Mann ſuchte eine ſorgloſe, heitere Miene zu erzwingen; aber der Anblick derſelben war beängſtigend ... Die Geſchäfte gingen gut ... ſehr gut ... Der Zufall hatte ihn in dieſe Stadtgegend geführt, und er war auf den Gedanken gekommen, einmal vorzuſprechen ... begreiflicherweiſe, denn nicht wahr? es iſt immer angenehm, alte Freunde wieder zu ſehen.

Aber alle dieſe Vorreden und immer weitere Umſchweife brachten ihn nicht ans Ziel; im Gegenteil, ſie entfernten ihn von ſeinem Vorhaben, und da er in den Augen ſeiner Zuhörer eine gewiſſe Verwunderung zu bemerken glaubte, kam er vollends in Verwirrung, ſtotterte, verlor den Kopf, griff als letztes Auskunftsmittel zu ſeinem Hute, that als ob er gehen wolle, kehrte an der Thür jedoch wieder um.

„Uebrigens da ich einmal hier bin ..."

Dabei blinzelte er leicht mit den Augen, was ſeiner Meinung nach ſchlau und neckiſch ausſehen ſollte, aber nur herzzerreißend war.

„Da ich einmal hier bin, könnten wir unſre alte Rechnung ins klare bringen."

Die beiden Brüder und die junge Frau an der Kaſſe ſahen ſich untereinander an, als ob ſie ihn nicht verſtänden.

„Eine Rechnung? welche Rechnung denn?"

Dabei lachten alle drei laut auf, wie über einen etwas gewagten Scherz des alten Kaſſierers. — Iſt er komiſch, der Vater Planus! Auch er lachte, ſo wenig ihm danach zu Mut war, um es den andern gleich zu thun.

Endlich kam es zur Erklärung. Fromont junior war

vor einem halben Jahre ſelbſt gekommen, um das Geld, das die Prochaſſons noch in Händen hatten, in Empfang zu nehmen.

Sigismunds Kniee wankten; dennoch hatte er die Kraft zu antworten: „Freilich, freilich, ich beſinne mich ... Sigismund Planus wird alt, das iſt nicht zu leugnen ... Es geht abwärts mit mir, liebe Kinder, es geht abwärts ...“

Darauf ging der wackere Mann, indem er ſich die Augen trocknete, denen, wohl infolge des herzlichen Lachens, dicke Thränen entquollen. Die jungen Leute ſahen ſich hinter ſeinem Rücken kopfſchüttelnd an, ſie hatten alles erraten.

Die Erſchütterung des Kaſſierers war ſo tief, daß er ſich, nachdem er das Haus verlaſſen hatte, auf eine Bank ſetzen mußte. Darum alſo nahm Georges kein Geld aus der Kaſſe! er zog ſeine Außenſtände ein ... denn was bei den Prochaſſons geſchehen war, konnte ſich auch bei andern Schuldnern wiederholt haben. So war es denn überflüſſig, ſich weiteren Demütigungen auszuſetzen! ... aber der Verfalltag ... der Verfalltag! ... Der Gedanke daran gab Planus neue Kräfte; er trocknete ſich die ſchweißbedeckte Stirn und machte ſich wieder auf den Weg, um noch bei einem andern Kunden in der Vorſtadt einen Verſuch zu machen. Diesmal ging er jedoch vorſichtiger zu Werk. Von der Schwelle aus rief er, ohne wirklich einzutreten, dem Kaſſierer zu: „Guten Tag, Papa So und ſo ... ich möchte um eine kleine Auskunft bitten.“

Er hielt die Thür halb geöffnet, ſeine Hand umſchloß die Klinke mit krampfhaftem Griff.

„Wann haben wir unſre letzte Rechnung abgeſchloſſen? ich habe vergeſſen den Poſten einzutragen.“

Es war lange, ſehr lange her, daß ihre letzte Rechnung bezahlt wurde. Die Quittung Fromont juniors trug das Datum September — es war alſo fünf Monate her.

Die Thür wurde heftig geſchloſſen.

Nummer zwei! und ſicherlich verhielt es ſich überall ebenſo.

„Oh, Monſieur Schorſch ... Monſieur Schorſch!“ mur-

melte der arme Sigismund, und während er mit gebeugtem Rücken und zitternden Knieen seine Wanderschaft fortsetzte, fuhr Madame Fromont junior dicht an ihm vorbei, in der Richtung des Bahnhofes von Orleans. Aber Claire sah den alten Planus ebensowenig, wie sie kurz zuvor, als sie ihr Haus verließ, den langen Ueberzieher Monsieur Chèbes und den Cylinderhut des berühmten Delobelle bemerkt hatte; auch diese beiden waren Märtyrer des Verfalltages und bogen fast gleichzeitig um die Ecke der Rue des Vieilles Haudriettes, um auf die Fabrik und Rislers Börse zuzusteuern. Die junge Frau war durch den Schritt, den sie zu thun hatte, zu sehr in Anspruch genommen, um auf die Straße hinaus zu sehen.

Es war in der That eine schwierige, geradezu erschreckende Aufgabe! Sollte sie doch hunderttausend Franken von dem alten Gardinois erbitten, einem Manne, der sich rühmte, nie im Leben auch nur einen Sou geliehen oder verborgt zu haben, und bei jeder Gelegenheit erzählte, daß er die vierzig Franken, die er sich einst zur Bezahlung einer Hose von seinem Vater geben lassen mußte, in kleinen Raten zurück erstattet habe. Nicht nur andern Menschen, auch seinen Kindern gegenüber hielt der alte Gardinois an den Lehren der Habgier fest, die der Erdboden, welcher sich denen, die ihn beackern, hart und oft sehr undankbar beweist, allen Bauern einflößt. Solange er selbst noch lebte, sollte von seinem ungeheuren Vermögen nichts auf seine Kinder übergehen.

„Sie bekommen alles, was ich habe, wenn ich tot bin," sagte er oft.

Von diesem Grundsatz ausgehend, hatte er seiner Tochter, Claires Mutter, als sie heiratete, keine Mitgift gegeben, konnte später aber seinem Schwiegersohne nie verzeihen, daß sich derselbe ohne seine Beihilfe ein beträchtliches Vermögen erwarb; denn zu den Eigenheiten dieses ebenso eiteln wie selbstsüchtigen Charakters gehörte das Verlangen, daß jedermann seiner Hilfe bedürfe und sich vor seinem Gelde beuge. Wenn sich die Fromonts in seiner Gegenwart des guten

Fortgangs ihrer Geſchäfte freuten, leuchteten ſeine kleinen, blauen, pfiffigen Augen ſpöttiſch auf, ſein übliches: „Es iſt noch nicht aller Tage Abend!“ wurde in einem Tone geſprochen, der Schauder einflößte, und oft, wenn er den Park von Savigny, die Alleen, die blauen Schieferdächer des Schloſſes, die roten Backſteinmauern der Stallungen, die Teiche, den Fluß im goldigen Glorienſchein eines ſchönen Sonnenunterganges glänzen ſah, warf der ſeltſame Emporkömmling einen Blick in die Runde und ſagte in ſeiner Kinder Gegenwart: „Was mich einigermaßen über mein Sterben zu tröſten vermag, iſt, daß niemand in der Familie reich genug ſein wird, dies Schloß zu behalten, deſſen Unterhaltungskoſten jährlich fünfzigtauſend Franken betragen.“

Und doch hätte der alte Gardinois ſeiner Enkelin jene großväterliche Zärtlichkeit beweiſen mögen, die ſich auch in den vertrocknetſten Herzen geltend macht; aber von klein auf empfand Claire einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Härte und prahleriſche Selbſtſucht des alten Bauern. Wenn aber Familienglieder von verſchiedenem Bildungsgrade nicht durch das Band der Zuneigung aneinandergeknüpft werden, wird die Antipathie zwiſchen ihnen durch tauſend Kleinigkeiten genährt. Als Claire Georges Fromont heiratete, hatte der alte Burſche zu ihrer Mutter geſagt: „Wenn deine Tochter will, ſoll ſie ein fürſtliches Hochzeitsgeſchenk von mir haben; aber darum bitten muß ſie mich.“

Claire wollte nicht bitten, und ſo hatte ſie nichts bekommen.

Welche Qual nun, drei Jahre ſpäter von der damals zurückgewieſenen Großmut hunderttauſend Franken zu erbitten, ſich zu demütigen, endloſe Predigten anzuhören, alberne Spöttereien, gewürzt durch grobe Bauernſpäße, durch Ausſprüche jener nüchternen, unerbittlichen Volksweisheit, deren plumper Ton verletzt, wie ein Schimpfwort aus dem Munde eines Untergebenen.

Arme Claire! auch ihr Gatte, ihr Vater wurden mit

ihr gedemütigt. Sie mußte den Mißerfolg des einen, den Zuſammenſturz des Hauſes, das der andre gegründet hatte und worauf er ſo ſtolz geweſen war, eingeſtehen. Aus dem Gedanken, daß ſie alles, was ihr auf Erden das Liebſte war, zu verteidigen haben würde, entſprang gleichzeitig ihre Kraft und ihre Schwäche.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war elf Uhr, als ſie in Savigny ankam. Da niemand von ihrem Beſuch unterrichtet war, fand ſie keinen Wagen am Bahnhofe und mußte den Weg zu Fuß zurücklegen.

Der Tag war bitter kalt, der Weg hart und trocken. Der Nordwind ſtrich ungehemmt über die kahlen Felder, über den Strom und drang ohne Widerſtand durch die entlaubten Bäume und Gebüſche. Unter niedrig hängendem Gewölk zeigte ſich das Schloß mit den weit gedehnten Mauern und Hecken, die es von den angrenzenden Feldmarken trennen. Die Schieferdächer waren dunkel, wie der Himmel, den ſie widerſpiegeln, und der herrliche Sommeraufenthalt, den der Winter ſtarr und ſtumm gemacht, der kein Blatt mehr am Baume, keine Taube auf dem Dache hatte, ſchien von allem früheren Leben nichts bewahrt zu haben als das feuchte Erſchauern ſeiner Gewäſſer, das klagende Rauſchen der hohen Pappeln, die ſich gegeneinander neigten und die Elſternneſter in ihren Wipfeln hin und her wiegten.

Von weitem ſchon machte die Heimat ihrer Kinderjahre einen düſteren, unfreundlichen Eindruck auf die junge Frau; ihr war, als hätte Savigny jetzt auch für ſie das vornehmkalte Geſicht, mit dem es den Wanderer anſah, der auf der Landſtraße daran vorüberkam und an den Eiſenſtäben ſeines Gitters ſtehenblieb.

Auch lebloſe Dinge können grauſam ausſehen.

Aber nein, es war keine Grauſamkeit, denn das verödete Ausſehen Savignys ſchien ihr zu ſagen: „Geh ... tritt nicht herein,“ und wäre Claire der Mahnung gefolgt, hätte ſie die Unterredung mit dem Großvater aufgegeben,

wäre ſie ſchnell nach Paris zurückgekehrt, ſo hätte ſie die Ruhe ihres Lebens gerettet. — Leider verſtand das arme Kind die Warnung nicht, und ſchon kam der große Neufundländer, der ſie erkannt hatte, durch das dürre Laub in mächtigen Sätzen heran und ſtand ſchnaubend an der Eingangsthür.

„Guten Morgen, Françoiſe, wo iſt Großpapa?“ ſagte die junge Frau, als die Gärtnerin demütig, falſch und zitternd, wie alle Dienſtleute des Schloſſes unter den Augen der Herrſchaft waren, herbeikam, um ſie einzulaſſen.

Großpapa war in ſeinem Büreau, einem kleinen vom Hauptgebäude getrennten Pavillon, wo er tagelang in Mappen, Schubfächern und großen Rechnungsbüchern mit grünem Rücken umherſtöberte, erfüllt von einer Art Leidenſchaft für büreaukratiſches Gebahren — eine Nachwirkung ſeiner früheren Unwiſſenheit und des überwältigenden Eindrucks, den ihm in ſeiner Jugend das Arbeitszimmer des Dorfnotars gemacht hatte.

In dieſem Augenblick befand er ſich dort in Geſellſchaft ſeines Feldhüters, einer Art ländlichen Spions und beſoldeten Angebers, der ihn von allem unterrichten mußte, was in der Umgegend geſchah und geſagt wurde.

Er war ein Günſtling ſeines Herrn, hieß Fouinat*) und hatte den platten Kopf, das verſchmitzte, blutgierige Ausſehen ſeines Namensvetters.

Als der Alte ſeine Enkelin trotz ihrer Pelze bleich und zitternd eintreten ſah, begriff er, daß etwas Beſondres, Ungewöhnliches geſchehen ſein müſſe, gab Fouinat ein Zeichen, und dieſer verſchwand, indem er ſich aus der halbgeöffneten Thür ſchob, als ob er in die Mauer hineinſchlüpfte.

„Na, Kleine, was iſt denn los? ſiehſt ja ganz verbluſtert aus!“ ſagte der Großvater, der hinter ſeinem ungeheuren Schreibtiſche ſitzen blieb.

Das Wort „verbluſtert“ bedeutete in ſeiner Redeweiſe

---

*) Fouine heißt Marder. Anm. d. Ueberſ.

verwirrt, außer Faſſung, niedergeſchlagen und paßte durchaus auf den Zuſtand, in dem ſich Claire befand. Ihr ſchnelles Gehen durch die Kälte, die Anſtrengung, die ſie gemacht hatte, um ſich zum Herkommen zu entſchließen, hatten ihren Zügen einen fremdartigen Ausdruck gegeben. Ohne vom Großvater dazu aufgefordert zu ſein, ſetzte ſie ſich, nachdem ſie den alten Herrn umarmt hatte, an das Kamin, in dem große Holzſcheite, trockenes Moos und die im Park zuſammengeleſenen Tannenzapfen fröhlich kniſternd verbrannten. Sie nahm ſich nicht einmal Zeit, den Reif abzuſchütteln, der von ihrem Schleier tropfte und begann — ihrem Vorſatz getreu — ſogleich den Zweck ihres Beſuchs zu erklären, ehe die Atmoſphäre von Furcht und Scheu, die den Großvater umgab und ihn zu einer Art Schreckensgott machte, ihre Wirkung auf ſie auszuüben vermochte.

Es gehörte Mut dazu, vor dem ſcharfen Blick, der ſich von ihren erſten Worten an mit dem Ausdruck boshafter Freude auf ſie richtete, vor dem harten Munde, deſſen Lippen ſich wie in beabſichtigtem Schweigen feſt zuſammenpreßten und jeder Herzensregung Trotz zu bieten ſchienen, nicht zu ſtocken und in Verwirrung zu geraten. Aber in einem Zuge ging ſie bis zu Ende, war ehrfurchtsvoll ohne ſich zu demütigen, verbarg ihre Erregung und gewann in der Wahrhaftigkeit ihres Berichts eine gewiſſe Feſtigkeit der Stimme und des Ausdrucks. Wer die beiden einander gegenüber geſehen — ihn kalt und ruhig in ſeinem Lehnſtuhl ausgeſtreckt, die Hände in den Taſchen ſeiner grauen, wollenen Jacke, ſie ängſtlich bemüht, das rechte Wort zu finden, als ob jedem derſelben die Macht gegeben wäre, ſie zu verurteilen oder frei zu ſprechen — hätte ſicher nicht geahnt, daß er hier Enkelin und Großvater vor ſich habe, ſondern eine Angeklagte in Gegenwart des Unterſuchungsrichters zu erblicken geglaubt.

Seine einzige Empfindung war die der Freude, des Stolzes über den Triumph, den er feierte. — So waren

ſie denn endlich beſiegt, dieſe hochnaſigen Fromonts und bedurften des alten Gardinois! Die Eitelkeit, ſeine Hauptleidenſchaft, wurde gegen ſeinen Willen in ſeiner ganzen Haltung ſichtbar. Als Claire zu Ende gekommen war, nahm er das Wort, begann, wie ſich's von ſelbſt verſtand mit: „Ich habe es ja gewußt ... habe alles vorhergeſagt ... war überzeugt, daß es zum ſchlimmen Ende kommen müſſe ...“ fuhr eine Weile in demſelben harten, verletzenden Tone fort, um mit der Erklärung zu ſchließen, daß er in Anbetracht ſeiner, der ganzen Familie bekannten Grundſätze nicht einen Sou herleihen werde.

Claire begann von ihrem Kinde zu ſprechen, von dem Namen ihres Gatten, welcher auch der ihres Vaters geweſen, und den der Bankerott zu entehren drohe. Der Alte blieb kalt und ungerührt wie zuvor und benutzte ihre Demütigung, um ſie noch tiefer zu beugen. Er gehörte zu dem Schlage jener würdigen Bauern, die den zu Boden gefallenen Gegner nie verlaſſen, ohne ihm die Nägel ihrer Schuhe ins Geſicht gedrückt zu haben.

„Alles, was ich dir ſagen kann, Kleine, iſt, daß euch Savigny offen ſteht. Dein Mann ſoll nur herkommen ... ich brauche einen Schreiber. Für zwölfhundert Franken jährlich und außerdem Wohnung und Koſt für die ganze Familie ſoll er meine Papiere in Ordnung halten. Sag' ihm das in meinem Namen und macht, daß ihr herkommt.“

Entrüſtet ſtand ſie auf; als ſein Kind hatte ſie ſich an ihn gewendet, und er nahm ſie auf wie eine Bettlerin! Gott ſei Dank, ſo weit waren ſie noch nicht.

„Glaubſt du wirklich?“ fragte Monſieur Gardinois, und ſeine Augen blinzelten ſie boshaft an.

Bebend, ohne zu antworten, wendete ſich Claire der Thür zu; mit einer Gebärde hielt ſie der Alte zurück.

„Nimm dich in acht ... du weißt nicht, was du ausſchlägſt. In deinem Intereſſe, das laß dir geſagt ſein, habe ich dir angeboten, deinen Mann hierher kommen zu laſſen.

Du haſt keine Ahnung von dem Leben, das er dort in Paris führt, kannſt ſie nicht haben, ſonſt wärſt du nicht gekommen, mein Geld zu erbitten, damit es denſelben Weg geht, den das deinige gegangen iſt ... Ich aber weiß Beſcheid um das Thun und Treiben deines Herrn Gemahls, denn ich habe meine Aufpaſſer in Paris und Asnières ebenſogut wie in Savigny; ich weiß, wie der Burſche ſeine Tage und ſeine Nächte zubringt, und will nicht, daß meine Thaler die Orte kennen lernen, die er aufſucht ... ſie ſind nicht anſtändig genug für ehrlich erworbenes Geld."

Mit verwunderten, angſtvoll geöffneten Augen ſah ihn Claire an; ſie fühlte, daß in dieſem Augenblick durch die elende Hinterthür der Klatſcherei ein großes Unheil in ihr Leben drang. Hohnlachend fuhr der Alte fort: „Echte Raubtierzähne hat ſie ... dieſe kleine Sidonie ..."

„Sidonie!"

„Nun ja, da ich den Namen einmal geſagt habe ... Uebrigens hätteſt du ihn ja früher oder ſpäter erfahren müſſen ... Es iſt ſogar merkwürdig, daß du alle die Zeit her ... aber ihr Weiber ſeid ſo eitel ... daß man euch untreu ſein könnte, will euch nicht in den Kopf ... Es iſt nun einmal ſo! ... Sidonie hat alles weggeſchnappt, was er beſaß, und ihr Mann iſt damit einverſtanden geweſen."

Und ohne jedes Erbarmen erzählte er der jungen Frau, woher das Geld für das Landhaus in Asnières, für Wagen und Pferde gekommen war und wie ſie das hübſche Neſt in der Avenue Gabriel eingerichtet hatten. Er wußte alles, beſchrieb alles bis in jede Einzelheit. Es war unverkennbar, daß er ſeiner Leidenſchaft zum Spionieren bei dieſer Gelegenheit volle Genüge gethan hatte. Vielleicht hätte man auch als Untergrund zu dem allem eine ſtille Wut gegen ſeine kleine Chèbe, den Aerger einer greiſenhaften, niemals eingeſtandenen Verliebtheit entdecken können.

Claire hörte ihm wortlos zu, mit dem ſchönen Lächeln des Unglaubens. Dies Lächeln ärgerte den Alten und

ſtachelte ihn zu neuer Bosheit auf. „So, du glaubſt mir nicht ... du willſt Beweiſe haben!“ Und er gab ihr Beweiſe, häufte einen über den andern und bohrte ſie ihr wie Dolchſtöße ins Herz. Sie brauchte nur zu Darches zu gehen, dem Juwelier in der Rue de la Paix. Dort hatte Georges vor etwa vierzehn Tagen ein Diamantenhalsband für dreißigtauſend Franken gekauft. Es war Sidoniens Neujahrsgeſchenk.

Für dreißigtauſend Franken Diamanten, während der Bankerott vor der Thür ſtand!

Er hätte den ganzen Tag ſo fortreden können, ohne von Claire unterbrochen zu werden. Sie fühlte, daß bei der geringſten Anſtrengung die Thränen, die ihr in den Augen ſtanden, fließen würden, und ſie wollte lächeln, bis ans Ende lächeln, die teure, tapfere Frau. Von Zeit zu Zeit aber warf ſie einen Blick auf die Landſtraße, denn ſie ſehnte ſich, fortzugehen, um der boshaften Stimme zu entfliehen, die ſie ſo mitleidslos peinigte.

Endlich hielt er inne; er hatte alles geſagt. Sie verbeugte ſich und ging nach der Thür.

„Du gehſt ... warum ſo eilig?“ fragte der Großvater, indem er ſie hinaus begleitete.

Im ſtillen ſchämte er ſich ſeiner Grauſamkeit.

„Willſt du nicht mit mir frühſtücken?“

Sie ſchüttelte den Kopf, ſprechen konnte ſie nicht.

„Warte wenigſtens, bis angeſpannt iſt ... ich laſſe dich nach dem Bahnhofe fahren ...“

Nein, wieder nein.

Dabei ging ſie weiter, und der Alte folgte ihr auf den Ferſen.

Stolz und aufrecht durchſchritt ſie den Hof, der für ſie an Kindheitserinnerungen ſo reich war, ohne ſich nur einmal umzuſehen. Und doch, wie mancher Nachhall ihres fröhlichen Lachens, wie mancher Sonnenſtrahl ihrer Jugendjahre war am kleinſten Sandkorn dieſes Hofes haften geblieben.

Ihr Baum, ihre Lieblingsbank ſtanden noch auf dem

alten Flecke — ſie hatte nicht einen Blick dafür, auch nicht für die Faſanen im Vogelhauſe, nicht einmal für Kiß, den großen Hund, der ihr ſanftmütig folgte, um eine Liebkoſung in Empfang zu nehmen, die ihm nicht zu teil wurde. Als Kind des Hauſes war ſie eingetreten, als eine Fremde ging ſie fort, belaſtet mit quälenden Sorgen, die jede Erinnerung an vergangene, ruhig glückliche Tage nur noch drückender gemacht hätten.

„Lebe wohl, Großvater!"

„Lebe wohl!"

Dabei fiel die Thür erbarmungslos hinter ihr zu, und ſobald ſie draußen war, eilte ſie ſchnell, immer ſchneller von dannen; es war beinahe ein Laufen zu nennen. Sie ging nicht fort, ſie flüchtete. Plötzlich, als ſie das Ende der Umfaſſungsmauer erreicht hatte, erblickte ſie die kleine grüne, von Geißblatt und Glycinien umrankte Pforte mit dem Briefkaſten des Schloſſes. Unwillkürlich blieb ſie ſtehen, gepackt von einer jener Erinnerungen, die uns in Stunden der Entſcheidung mit überraſchender Klarheit auch die kleinſten Vorkommniſſe zurückrufen, welche mit den Leiden oder Freuden der Gegenwart irgendwie zuſammenhängen. Kam es von dem plötzlich aufleuchtenden, ſchräg einfallenden roſigen Sonnenſchein, der die weite Ebene an dieſem Winternachmittag überflutete, wie im Auguſt beim Sonnenuntergang? oder kam es von dem tiefen Schweigen rings umher, das nur durch ein leiſes, harmoniſches Getön, das zu allen Jahreszeiten faſt gleichartige Atmen der Natur unterbrochen wurde?

Gewiß iſt, daß ſie ſich plötzlich ſelbſt erblickte, wie ſie vor drei Jahren geweſen war, als ſie hier an derſelben Stelle, in denſelben Kaſten einen Brief geſteckt, der Sidonie einlud, auf vier Wochen zu ihr nach Savigny zu kommen. Ein gewiſſes Etwas ſagte ihr, daß mit jenem Augenblick das Unheil ihres Lebens begonnen habe. „Wenn ich geahnt hätte ... wenn ich geahnt hätte!" murmelte ſie, und ihr war, als fühle ſie wieder die Glätte des Briefumſchlags, den ihre Finger in den Kaſten gleiten ließen.

Dann erinnerte ſie ſich, welch ein argloſes, hoffnungsvolles, glückliches Kind ſie damals geweſen war, und in ihrer ſonſt ſo ſanften Seele wallte eine bittere Empörung gegen die Ungerechtigkeiten des Lebens auf.

„Weshalb denn?“ fragte ſie ſich ſelbſt; „was habe ich verſchuldet?“

Plötzlich klang es in ihr: „Nein, es iſt nicht wahr ... nicht möglich! man hat mich belogen!“ und während ſie den Weg zum Bahnhofe verfolgte, ſuchte ſich die Unglückliche zu überreden, zu beruhigen, aber es gelang ihr nicht.

Eine halberkannte Wahrheit gleicht der verſchleierten Sonne, die dem Auge weher thut, als die glühendſten Strahlen. In dem Halbdunkel, das ihr Unglück umgab, ſah die unglückliche Frau viel klarer, als ſie wollte. Jetzt verſtand ſie, jetzt erklärte ſie ſich alles Auffallende in der Lebensweiſe und dem Benehmen ihres Mannes. Seine häufige Abweſenheit, ſeine Unruhe, ſeine Verlegenheit an gewiſſen Tagen und den Eifer, mit welchem er ihr zuweilen bei der Heimkehr über ſein Thun und Treiben Rechenſchaft gegeben und Namen genannt hatte, als ob er Beweiſe beibringen wolle, die niemand von ihm verlangte. Aus alledem ergab ſich ihr die Gewißheit ſeines Vergehens, und doch ſträubte ſie ſich, daran zu glauben, wollte erſt in Paris dem Zweifel ein Ende machen.

Sie war allein in dem kleinen melancholiſchen Bahnhofe, den zur Winterszeit nur ſelten ein Reiſender betritt; aber während ſie daſaß, den Zug erwartete und gedankenlos in das öde Gärtchen des Bahnhofinſpektors hinausſah und auf die kahlen Ranken der Kletterpflanzen, die von den Barrieren der Bahn herabhingen, fühlte ſie plötzlich einen warmen, feuchten Hauch auf ihrer Wange. Ihr Freund Kiß war ihr nachgegangen und ſuchte ſie durch Wedeln, durch halbe Sprünge, durch demütige Freudenbezeigungen, die mit dem Ausſtrecken ſeines prächtigen weißen Pelzes zu ihren Füßen, auf die kalten Steine des Wartſaales endeten,

an ihre ſchönen Spiele von ehemals zu erinnern. Bei dieſen Liebkoſungen, die eine ſo ſchüchterne, treue Anhänglichkeit verrieten, brachen die Thränen, die ſie ſchon lange zurückhielt, gewaltſam hervor; aber plötzlich ſchämte ſie ſich ihrer Schwäche, ſtand auf, wies den Hund zurück, mitleidslos, mit Hand und Wort, indem ſie ihm von weitem das Haus zeigte und dabei ſtrenger ausſah, als es der arme Kiß je von ihr erfahren. Dann trocknete ſie haſtig Augen und Hände, denn der Pariſer Zug kam heran, und ſie wußte, daß ſie in wenigen Minuten ihres ganzen Mutes bedürfen werde. Sobald Claire den Waggon verlaſſen hatte, fuhr ſie nach der Rue de la Paix, zu dem Juwelier, von dem, wie ihr Großvater behauptete, Georges das Diamantenhalsband gekauft hatte. Wenn ſich dies als wahr herausſtellte, mußte ſie auch alles Uebrige glauben — aber ihre Furcht, darüber Gewißheit zu erlangen, war ſo groß, daß ſie, an das Ziel gelangt, vor dem prächtigen Schaufenſter ſtehen blieb und nicht einzutreten wagte. Um eine gewiſſe Haltung zu gewinnen, gab ſie ſich den Anſchein, als betrachte ſie die Schmuckgegenſtände, die auf dem Samt der Käſtchen zur Schau lagen. Wer ſie beobachtet hätte, während ſie ſich in ihrer einfachen Eleganz all den funkelnden Zierlichkeiten zuneigte, würde ſie weit eher für eine glückliche Frau gehalten haben, im Begriff, ſich irgend ein Geſchmeide auszuſuchen, als für eine ſchmerzerfüllte, unruhevolle Seele, die dem Unglück ihres Lebens nachſpürte.

Es war drei Uhr nachmittags — die Stunde, in welcher zur Winterszeit die Rue de la Paix einen wahrhaft blendenden Anblick gewährt. Zwiſchen dem kurzen Morgen und der früh hereinbrechenden Nacht drängt ſich das Leben dieſer glänzenden Stadtviertel zuſammen. Unaufhörlich rollen die Wagen vorüber, wogen auf den Trottoirs Eitelkeit und Gefallſucht auf und nieder, ſtreifen ſich Seide und Pelzwerk. Um Paris, die Stadt des Teufels, im vollen Glanze zu ſehen, muß man ſein Leben und Treiben zur Winterszeit beobachten,

unter niedrigem, mit Schneegewölk bedecktem Himmel. Die Natur ist sozusagen von diesem Bilde ausgeschlossen. Kein Wind, kein Sonnenschein, nur eben Licht genug, um auch die leisesten Farbentöne zur vollen Geltung zu bringen, von dem rötlichen Grau der Denkmäler bis zu den Schmelzperlen, die am Gewande der Frauen schimmern. Dazu glänzen die Theaterzettel, die Konzertanzeigen, als wären sie schon vom Lampenlicht der Rampe angestrahlt. Die Läden sind überfüllt; es sieht aus, als wären alle diese hin und her wogenden Menschen mit den Vorbereitungen unaufhörlicher Feste beschäftigt. Wenn sich aber irgend ein Schmerz inmitten dieses Lärmens und Treibens befindet, wird er um vieles schwerer und qualvoller. Auch Claire erlitt fünf Minuten lang ein Martyrium, das schlimmer war als der Tod. Draußen, auf der Landstraße von Savigny, in der Oede der weitgedehnten Feldmarken schien sich ihre Verzweiflung in der frisch bewegten Luft zu verlieren und leichter zu werden; hier wurde sie davon zu Boden gedrückt. Die Stimmen, die an ihr Ohr schlugen, das Geräusch der Schritte, das unwillkürliche Anstreifen der Vorübergehenden — alles verschärfte ihre Pein.

Endlich trat sie in den Laden.

„Jawohl, Madame . . . es ist ganz richtig . . . Monsieur Fromont . . . ein Halsband von Diamanten und Rosetten. Wir können Ihnen ganz dasselbe für fünfundzwanzigtausend Franken anfertigen."

Fünftausend Franken weniger, als er gezahlt hatte!

„Besten Dank, Monsieur", sagte Claire, „ich will es mir überlegen."

In einem Spiegel, der gegenüber hing, erblickte sie ihre dunkel umränderten Augen, ihr leichenblasses Gesicht; sie erschrak, eilte hinaus und nahm sich straff zusammen, um nicht zu Boden zu fallen.

Sie hatte nur ein Verlangen: den Straßen und dem Straßenlärm zu entfliehen, um allein, ganz allein zu sein

und ſich in den Wuſt herzzerreißender Gedanken und ſchwarzer Vorſtellungen zu verſenken, die ihre Seele bis in die innerſte Tiefe erfüllten. O, der Schändliche, der Elende. Und ſie hatte ihn noch in der vergangenen Nacht getröſtet, in den Armen gehalten!

Plötzlich, ohne zu wiſſen, wie ſie dahin gekommen war, befand ſie ſich im Hofe der Fabrik. Welchen Weg hatte ſie eingeſchlagen? war ſie zu Fuß gekommen oder gefahren? Sie konnte ſich nicht darauf beſinnen, hatte ſich unbewußt, wie im Traume, zurechtgefunden, aber als ſie die Freitreppe ihres Hauſes erreichte, wurde das Gefühl der Wirklichkeit ſcharf und ſchneidend wieder in ihr wach. Risler war eben damit beſchäftigt, große Blumenkübel für das glänzende Feſt, das ſeine Frau heute abend geben wollte, hinauf ſchaffen zu laſſen. Mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe gab er den Arbeitern ſeine Anweiſungen und hielt die Zweige in die Höhe, die in Gefahr kamen, abgebrochen zu werden. „Nicht ſo ... geht aus dem Wege ... nehmt den Teppich in acht!“

Die Atmoſphäre der Freuden und Feſtlichkeiten, welche ſie vorhin ſchon mit Ekel erfüllt hatte, verfolgte ſie bis in ihr eignes Haus. Das war zu viel der Ironie, dagegen lehnte ſie ſich auf, und während Risler ſie freundlich und ehrfurchtsvoll wie immer begrüßte, bekam ihr Geſicht einen Ausdruck tiefen Widerwillens, und ſie ſchritt ſtumm an ihm vorüber, ohne die Beſtürzung zu beobachten, mit welcher er ſeine treuen Augen weit aufriß.

Von dieſem Augenblick an war ihr Entſchluß gefaßt. Der Zorn, der gerechte, ehrliche Zorn war es, der ihre Handlungsweiſe beſtimmte.

Sobald ſie eingetreten war und die friſchen Wangen des Kindes geküßt hatte, eilte ſie nach dem Zimmer der Mutter.

„Geſchwind, Mama, ziehe dich an ... wir gehen fort ... gehen fort ...“

Die alte Dame erhob ſich langſam von ihrem Lehnſtuhl; ſie war eben damit beſchäftigt, ihre Uhrkette zu reinigen, in-

dem ſie mit unendlicher Sorgfalt in jedes Glied derſelben eine Nadel bohrte. Claire unterdrückte eine Regung der Ungeduld.

„Schnell, ſchnell ... packe deine Sachen ...“

Ihre Stimme bebte; das Zimmer der armen Geiſteskranken, das in der Sauberkeit glänzte, die bei der alten Frau nach und nach zur Manie geworden war, erſchien ihr fürchterlich. Sie befand ſich in einem jener verhängnisvollen Augenblicke, in denen uns mit dem Schwinden einer Illuſion auch alle andern verloren gehen und das ganze Elend des Menſchendaſeins uns klar vor Augen ſteht. Zum erſtenmal empfand ſie die tiefe Vereinſamung, in der ſie zwiſchen ihrer halbwahnſinnigen Mutter, ihrem ungetreuen Gatten, ihrem kleinen Kinde dahinlebte; aber das beſtärkte ſie noch in ihrem Entſchluſſe.

In der nächſten Minute war das ganze Haus mit den Vorbereitungen zu dieſer eiligen, unerwarteten Abreiſe beſchäftigt. Claire trieb die verwirrten Dienſtleute an, half ihre Mutter ankleiden und das Kind, das über alle dieſe Unruhe fröhlich lachte. Sie wollte fort, ehe Georges zurückkam, er ſollte die Wiege leer, das Haus verödet finden. Wohin ſie gehen wollte, wußte ſie noch nicht; vielleicht zu ihrer Tante nach Orleans, vielleicht nach Savigny — das Ziel war gleichgültig, nur fort, fort aus dieſer Umgebung von Verrat und Lüge.

Sie war in ihrem Schlafzimmer mit dem Packen eines Koffers beſchäftigt; — eine herzzerreißende Aufgabe, denn jeder Gegenſtand, den ſie in die Hand nahm, erweckte in ihr eine Welt von Gedanken und Erinnerungen. Es liegt ſo viel von uns ſelbſt in den Dingen, deren wir uns bedienen! Hin und wieder wurde Claire durch den Duft eines Riechkißchens, das Muſter einer Spitze bis zu Thränen gerührt. — Plötzlich hörte ſie im Salon, deſſen Thür halb geöffnet war, einen ſchweren Tritt, dann ließ ſich ein leiſes Huſten hören, als ob ſich jemand bemerklich machen wollte. Sie glaubte, daß es Risler ſei, denn nur er hatte die Erlaubnis, ſo ohne weiteres bei ihr einzutreten. Der Gedanke,

dies heuchleriſche Geſicht, dies lügneriſche Lächeln wiederzuſehen, war ihr ſo unerträglich, daß ſie mit dem Ausruf: „Ich bin für niemand zu ſprechen!“ nach der Thür ſtürzte, um ſie zu ſchließen.

Die Thür leiſtete jedoch Widerſtand, und der dicke Kopf Sigismunds erſchien in der Oeffnung.

„Ich bin's, Madame,“ ſagte er leiſe; „ich komme, um das Geld zu holen.“

„Welches Geld?“ fragte Claire; ſie hatte vergeſſen, warum ſie nach Savigny gegangen war.

„Leiſe ... ich meine die Deckung für die Zahlungen, die ich morgen zu machen habe. Monſieur Georges hat mir beim Fortgehen geſagt, daß Sie mir die Summe einhändigen würden.“

„Ach ja ... das iſt wahr! ... die hunderttauſend Franken ... aber ich habe ſie nicht, lieber Herr Planus ... ich habe nichts!“

„Dann,“ erwiderte der Kaſſierer in ſeltſamem Tone und als ob er mit ſich ſelber ſpräche, „dann ſind wir bankerott.“

Mit dieſen Worten ging er langſam hinaus.

Bankerott! ...

Erſchreckt, vernichtet ſetzte ſie ſich nieder.

Seit mehreren Stunden hatte ſie über dem Zuſammenſturz ihres perſönliches Glückes den Zuſammenſturz des Hauſes vergeſſen ... nun kam die Erinnerung wieder.

Ihr Mann war alſo wirklich zu Grunde gerichtet!

Wenn er binnen kurzem heimkehrte, erfuhr er ſein Unglück und erfuhr gleichzeitig, daß ihn ſeine Frau, ſein Kind verlaſſen hatten, daß er in ſeinem Elend allein war.

Allein, er ... dies ſchwache, weiche Weſen, das nur weinen, klagen und dem Leben die Fauſt zeigen konnte wie ein Kind. Was ſollte aus dem Unglücklichen werden?

Trotz ſeines Verbrechens hatte ſie Mitleid mit ihm.

Und dann kam ſie auf den Gedanken, daß er glauben könnte, ſie wäre dem Bankerott, dem Elend entflohen.

Georges ſagte ſich vielleicht: „Wenn ich reich wäre, hätte ſie mir verziehen!“

Sollte ſie ihm dieſen Zweifel laſſen?

Für Claires ſtolze, edle Seele war das genug, ihren Entſchluß zu ändern. In einem Augenblick hatte ſie allen Ekel, alle Empörung überwunden, und wie von plötzlichem Licht überſtrahlt, erkannte ſie deutlich, was ihre Pflicht war. Als ihr gemeldet wurde, daß die Kleine fertig angezogen und das Gepäck bereit ſei, war ihr neuer Entſchluß gefaßt.

„Es iſt unnötig,“ gab ſie ſanft zur Antwort, „wir reiſen nicht.“

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Verfalltag.

Die große Turmuhr der Kirche von Saint-Gervais ſchlug ein Uhr. Die Nacht war ſo kalt, daß der Schnee, der in feinen Kryſtallen niederfiel, das Straßenpflaſter mit einer weißen, krachenden Decke überzog.

In ſeinen Mantel gehüllt ging Risler raſchen Schrittes durch den verödeten Marais. Er kam aus ſeiner Brauerei und war von Herzen vergnügt, der wackere Risler! Denn in Geſellſchaft ſeiner getreuen Schuldner, Chèbe und Delobelle, hatte er ſeinen erſten freien Abend feſtlich begangen, das Ende der langen Haft, die er ſich auferlegt, um die Herſtellung ſeiner Druckmaſchine zu überwachen, und in deren Verlauf er alle Mühen, Zweifel, Freuden und Enttäuſchungen des Erfinders durchgekoſtet hatte. Es hatte lange, ſehr lange gedauert; noch im letzten Augenblick hatte er einen Fehler entdeckt, neue Pläne zeichnen, neue Berechnungen machen müſſen. Heute endlich hatte man die Maſchine probieren können, und alles war nach Wunſch gegangen. Der wackere Risler ſtrahlte vor Glück! er hatte das Gefühl, eine alte Schuld abzutragen, indem er dem Hauſe Fromont die Vorteile einer Erfindung zukommen ließ, welche Arbeit und

Arbeitsſtunden verminderte, den Ertrag vermehrte und dem Namen der Firma neue Ehre machte. Sein Schritt hatte einen ſtolzen Klang, war gleichſam der Ausdruck ſeiner glücklichen Gedanken.

Wie ſchön waren ſeine Pläne, ſeine Hoffnungen!

Jetzt war er im ſtande, das Schweizerhäuschen in Asnières — das Sidonie ein elendes Neſt zu nennen begann — durch ein ſchönes Landgut, zehn bis fünfzehn Meilen von Paris, zu erſetzen, konnte die Jahresrente ſeines Schwiegervaters erhöhen und Delobelle, deſſen arme Frau ſich tot arbeitete, häufiger unterſtützen. Vor allem konnte er ſeinen Bruder Franz zurückkommen laſſen und damit ſeinen Lieblingswunſch erfüllen. Unabläſſig dachte er an den armen Jungen, der, in ein ungeſundes Klima verbannt, der Willkür tyranniſcher Vorgeſetzter preisgegeben war, die ihren Beamten Urlaub gaben, um ſie ohne Erklärung zurückzurufen. Dem guten Risler lag die plötzliche, unbegreifliche Abreiſe ſeines Bruders noch immer ſchwer auf dem Herzen, und das flüchtige Auftauchen des jungen Mannes, das Risler kaum erlaubt hatte, ſich ſeiner zu erfreuen, hatte doch alle Erinnerungen an ihr früheres herzliches Zuſammenleben erweckt und gekräftigt. Er rechnete darauf, wenn ſeine Maſchine erſt im rechten Gange war, auch für Franz innerhalb der Fabrik ein Plätzchen zu finden, wo er ſich nützlich machen und ſich eine Zukunft gründen konnte. — Wie immer dachte Risler auch jetzt nur an das Glück der andern; ſein einziges, ſelbſtſüchtiges Verlangen war, jedermann in ſeiner Umgebung zufrieden lächeln zu ſehen.

Eiligen Schrittes kam er an die Ecke der Rue des Vieilles Haudriettes; eine lange Wagenreihe ſtand vor der Fabrik, und im Lichte der Wagenlaternen ſah er die ſchattenhaften Geſtalten der Kutſcher, welche ſich in den Ecken und Winkeln, die der alte Herrenſitz trotz des Trottoirs bewahrt hatte, gegen den Schneefall zu ſchützen ſuchten und die ſtille, öde Stadtgegend ungewöhnlich belebten.

„Sieh da, bei uns ist Ball!“ dachte der wackere Mann und erinnerte sich, daß Sidonie eine große musikalische Soiree mit Tanz veranstaltet hatte, deren Besuch sie ihm gütig erlassen, weil sie wußte, „daß er immer beschäftigt sei“. Das Festgetön, das zu ihm herüberklang, paßte so schön zu seinen Plänen, zu seinen Träumen von großherzigem Reichtum, daß es seine Freude, seinen Stolz noch erhöhte. Mit einer gewissen Feierlichkeit öffnete er das große, der Gäste wegen nur angelehnte Thor und sah im Hintergrunde, am Ende des Gartens, den ganzen zweiten Stock des Wohnhauses glänzend erleuchtet.

Schattenhafte Gestalten schwebten hinter den leicht bewegten Fenstervorhängen hin und wider, die Musik, die nur in dumpfen Tönen bald leise, bald lauter hörbar wurde, schien das Auf- und Abwogen dieser flüchtigen Erscheinungen zu begleiten. Es wurde getanzt. Kurze Zeit verweilte Rislers Blick auf dem Schattenbilde des Balles, dann erkannte er in einem Nebenzimmer des Salons Sidoniens Profil.

Sie stand hochaufgerichtet da, im faltenreichen Gewande, in der Haltung einer hübschen Frau, die sich im Spiegel beschaut. Ein kleinerer Schatten hinter ihr, wahrscheinlich Madame Dobson, ordnete etwas an dem Bande, das sie um den Hals trug, dessen lange Enden auf die wallende Schleppe niederfielen. Das alles war nur undeutlich zu sehen, aber die Anmut der hübschen Frau ließ sich auch in diesen kaum angedeuteten Umrissen erkennen, und lange blieb Risler in Bewunderung versunken stehen.

Einen auffallenden Gegensatz zu diesen heiteren Bildern zeigte der untere Stock. Hier war alles dunkel, nur durch die lila Vorhänge des Schlafzimmers fiel matter Lampenschein. Risler bemerkte das, und da die kleine Fromont vor einigen Tagen unwohl gewesen war, wurde er unruhig, um so mehr, da er sich der seltsamen Aufregung erinnerte, in der Madame Georges heute nachmittag an ihm vorübergegangen; er kehrte um und begab sich nach der Portierloge

des Vater Achilles, um ſich bei ihm nach dem Befinden des Kindes zu erkundigen.

Hier war große Geſellſchaft; am Ofen wärmte ſich, von Pfeifenqualm umhüllt, eine Anzahl von Kutſchern; ſie lachten und ſcherzten, verſtummten aber, ſobald Risler eintrat, und ſahen ihn neugierig, ſpöttiſch, forſchend an. Wahrſcheinlich war eben von ihm die Rede geweſen.

„Iſt die kleine Fromont wieder krank geworden?" fragte er.

„Nein, nicht das Kind, der Herr iſt krank."

„Monſieur Georges?"

„Jawohl. Als er heute abend nach Haus kam, iſt er plötzlich unwohl geworden; ich habe ſchnell den Arzt geholt ... aber der ſagte, es hätte nichts zu bedeuten und dem Herrn wäre nichts weiter nötig als Ruhe." Und während Risler die Thür wieder zumachte, fügte Vater Achilles mit jener halb furchtſamen, halb frechen Dienſtbotenunverſchämtheit, die gleichzeitig gehört und nicht gehört ſein möchte, hinzu: „Ja, im erſten Stock iſt man nicht ſo pläſierlich geſtimmt wie im zweiten" — — — — — — — — — — — — —

Als Fromont junior abends nach Haus gekommen war, hatte er ſeine Frau ſo verändert gefunden, ſo tief niedergeſchlagen, daß er ſofort begriff, es müſſe etwas Schlimmes vorgefallen ſein. Er hatte ſich jedoch ſeit zwei Jahren ſo ſehr an die Strafloſigkeit ſeines Verrats gewöhnt, daß ihm nicht einen Augenblick einfiel, ſeine Frau könne von ſeiner Untreue unterrichtet ſein, und Claire, die ihn nicht ganz zu Boden werfen wollte, war großmütig genug, nur von Savigny zu ſprechen.

„Großpapa hat ſich auf nichts eingelaſſen," ſagte ſie.

Der Unglückliche wurde ſehr bleich.

„Ich bin verloren ... ich bin verloren!" wiederholte er zwei-, dreimal in fieberhafter Aufregung, und was er in der letzten Zeit erduldet, ſeine ſchlafloſen Nächte, eine fürchterliche Scene, die er kürzlich mit Sidonie gehabt, um ſie zu verhindern, am Vorabend ſeines Bankerotts ein Feſt zu geben, die Weigerung des alten Gardinois, alles ſtürmte auf ihn

ein und verurſachte einen ſchweren Krampfanfall. Claire fühlte Mitleid mit ihm, ließ ihn zu Bett bringen und ſetzte ſich an ſein Lager. Sie verſuchte, ihn zu beruhigen, ihm Mut einzuſprechen; aber ihre Stimme hatte den warmen Ton nicht mehr, der allein zu beſänftigen, zu überzeugen vermag. In ihren Bewegungen, in der Art und Weiſe, wie ſie dem Kranken das Kopfkiſſen zurechtlegte oder ihm einen kühlenden Trank bereitete, lag etwas Gleichgültiges, ſeltſam Fremdes.

„Ich habe dich ins Elend geſtürzt!“ ſagte er wieder und wieder, als ob er dieſe Kälte, die ihn bedrückte, zu erſchüttern wünſchte. Aber ihre Antwort war nur eine ſtolzverächtliche Gebärde. Ach! wenn er nichts andres gegen ſie verſchuldet hätte! ...

Nach und nach aber beruhigten ſich ſeine Nerven, das Fieber wurde milder und er ſchlief ein.

Sie blieb bei ihm.

„Es iſt meine Pflicht!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt.

Ihre Pflicht!

Dahin alſo war ſie gekommen einem Weſen gegenüber, das ſie mit blinden Augen, aus voller Seele, in der Hoffnung auf ein langes, glückliches Zuſammenleben geliebt hatte.

In dieſem Augenblick begann Sidoniens Ball. Die Decken zitterten, denn um den Tanz zu erleichtern, hatte Madame Risler die Teppiche aus den Zimmern entfernen laſſen. Hin und wieder wurden auch abgeriſſene Geſangslaute hörbar und ein lautes, wiederholtes Händeklatſchen, das auf zahlreiche Gäſte, auf gefüllte Räume ſchließen ließ.

Claire verſank in Gedanken; ſie verlor ſich nicht in Sehnſucht oder unfruchtbare Klagen. Sie wußte, wie unerbittlich das Leben iſt und daß es ſich durch kein Flehen, keinen Jammer in der traurigen Folgerichtigkeit ſeines Ganges beirren läßt. Sie fragte nicht, wie es möglich geweſen, daß dieſer Mann ſie ſo lange täuſchen, um einer Laune willen das Glück und die Ehre ſeines Lebens aufs Spiel ſetzen konnte. — Es war einmal geſchehen, und alles Nachdenken

vermochte nichts daran zu ändern, nichts davon auszulöſchen. — Was ſie beſchäftigte war die Zukunft. Ein neues Daſein lag vor ihren Blicken, ein ſtrenges, düſteres Leben voll Arbeit und Entbehrung; aber anſtatt ſie zu erſchrecken, gab ihr das Elend wieder Kraft und Mut. Der Gedanke, daß ſie, um ſparen zu können, zu einer Ortsveränderung gezwungen ſein würden, daß Georges und vielleicht ſie ſelbſt angeſtrengt arbeiten müßten, trug eine gewiſſe Thatkraft in die dumpfe Niedergeſchlagenheit ihrer Verzweiflung. Welche große geiſtige Verantwortung hatte ſie den drei Kindern: ihrer Mutter, ihrem Töchterchen, ihrem Gatten gegenüber zu tragen! Das Gefühl dieſer Verantwortung half ihr, dem Schmerz über ihr eignes Unglück, der Rührung über die verlorene Liebe zu widerſtehen und je mehr ſie, in dem Gedanken an die ſchwachen Weſen, die ſie beſchützen mußte, ſich ſelbſt vergaß, um ſo klarer wurde ihr die Bedeutung des Wortes „Opfermut", eine leere Redensart im Munde des Unbeteiligten, ein ſchwerwiegender Ausdruck, wenn er zum Geſetz des Lebens wird.

Das war es, was die arme Frau in dieſen traurigen Nachtſtunden durchdachte, Stunden voll Leid und Thränen, in deren Verlauf ſie ſich zu ihrem ſchweren Kampfe rüſtete. Das war es, was die kleine, beſcheidene Lampe beleuchtete, die Risler von unten geſehen hatte, als wäre ſie von den Kronleuchtern des Balles herabgefallen.

Durch die Antwort des Vater Achilles war der wackere Mann beruhigt, wollte ſich, ohne in den Feſtlärm zu geraten, der ihm ſehr unbequem war, in ſein Schlafzimmer zurückziehen und benutzte, wie gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten, die kleine Hintertreppe, die auch mit dem Büreau des Kaſſierers in Verbindung ſtand. Er betrat die fenſterreichen Werkſtätten, die das vom Schnee zurückſtrahlende Mondlicht taghell erleuchtete und die von der heißen, mit Talg- und Firnißgeruch getränkten Stickluft der Tagesarbeit erfüllt waren. Gerüſte, auf denen trocknende Tapeten hingen, bildeten lange, leiſe kniſternde Gänge, überall lagen Werkzeuge verſtreut, hingen

Arbeitskittel für die Aufgaben des folgenden Tages in Bereitſchaft. Nie ging Risler ohne Freude an dem allem vorüber.

Plötzlich bemerkte er am Ende dieſer langen Reihe verödeter Räume, daß in Sigismunds Büreau noch Licht brannte. Um ein Uhr morgens arbeitete der alte Kaſſierer noch? Das war etwas Ungewöhnliches.

Rislers erſte Regung war, wieder umzukehren, denn ſeitdem die unerklärliche Spannung zwiſchen ihm und Sigismund herrſchte und dieſer ſich ihm gegenüber in ſtumme Kälte zurückzog, hatte er jedes Zuſammentreffen zu vermeiden geſucht. In gekränkter Freundſchaft war er der Erklärung ausgewichen; ſein Stolz verbot ihm, Planus zu fragen, warum er ihm böſe ſei. Heute aber fühlte Risler ein ſolches Verlangen nach herzlicher Ausſprache und vertraulichem Verkehr, und die Gelegenheit zum ungeſtörten Beiſammenſein mit dem alten Freunde war ſo günſtig, daß er ſie nicht verſäumen mochte, ſondern beherzt in das Comptoir eintrat.

Der Kaſſierer ſaß unbeweglich zwiſchen Haufen von Papieren und großen aufgeſchlagenen Rechnungsbüchern, von denen einige zu Boden gefallen waren. Als ſein Prinzipal geräuſchvoll eintrat, blickte er nicht einmal auf, denn er hatte Rislers Schritt erkannt. Dieſer, etwas verſchüchtert, zauderte einen Augenblick, dann ging er, getrieben durch eine jener geheimnisvollen Kräfte, die in uns liegen und uns allem Widerſtreben zum Trotz in die Bahn unſres Schickſals lenken, geradeswegs auf den Gitterverſchlag zu.

„Sigismund!“ ſagte er mit ernſtem Ton.

Der Alte erhob den Kopf und zeigte ein krampfhaft verzerrtes Geſicht, an dem zwei große Thränen niederrannen, die erſten vielleicht, welche dieſer Zahlenmenſch in ſeinem Leben vergoſſen hatte.

„Du weinſt, mein Alter? ... was fehlt dir?“

Dabei ſtreckte der gute Risler tief gerührt dem Freunde die Hand entgegen; dieſer aber zog die ſeinige haſtig zurück. Dies Zurückziehen war ein ſo heftiges, unwillkürliches, daß

ſich Rislers Weichheit ſofort in Entrüſtung verwandelte. Mit finſterm Geſicht richtete er ſich auf.

„Ich biete dir die Hand, Sigismund Planus," ſagte er.

„Und ich gebe dir die meinige nicht!" antwortete Planus, indem er ſich erhob.

Es entſtand eine furchtbare Pauſe. Aus dem oberen Stock erklangen die gedämpften Töne des Orcheſters und das Geräuſch des Balles, das rohe, widerwärtige Krachen des Fußbodens, der im Rhythmus des Tanzes erzittert.

„Warum weigerſt du dich, mir die Hand zu geben?" fragte Risler ganz einfach, während das Metallgitter, an das er ſich klammerte, leiſe klirrte.

Sigismund ſtand ihm gegenüber und ſtützte ſich mit beiden Händen ſo feſt auf den Schreibtiſch, als ob er ſeinen Worten dadurch noch größeren Nachdruck geben wollte.

„Warum? . . . Weil Sie die Firma zu Grunde gerichtet haben; weil nach Verlauf weniger Stunden da, wo Sie jetzt ſtehen, ein Bote der Bank hunderttauſend Franken von mir verlangen wird, während ich, durch Ihre Schuld, nicht einen Sou in der Kaſſe habe . . . deshalb!"

Risler war wie niedergedonnert.

„Ich ſoll das Haus zu Grunde gerichtet haben? Ich, ich?"

„Schlimmer als das, Monſieur! Sie haben es durch Ihre Frau zu Grunde richten laſſen und Ihre Maßregeln getroffen, ſo daß Sie durch unſern Ruin und Ihre Schande für alle Zukunft geſichert ſind. Oh, ich durchſchaue Ihr Spiel, das verſichere ich Sie! Das Geld, das Ihre Frau dem unglücklichen Fromont entlockt hat, die Diamanten, das Haus in Asnières und alles übrige iſt das perſönliche Eigentum derſelben, gegen alle Kataſtrophen geſchützt, und ſo werden Sie jetzt im ſtande ſein, ſich von den Geſchäften zurückzuziehen . . ."

„Oh . . . Oh!" ſtieß Risler mit erlöſchender oder vielmehr erſtickter Stimme hervor; er fand keine Worte, um das Uebermaß der auf ihn einſtürmenden Gedanken auszudrücken. Stammelnd riß er das Gitter ſo heftig an ſich, daß er ein

Stück davon abbrach; er ſchwankte, fiel zu Boden und blieb regungslos, wortlos liegen. Das einzige, was noch in ihm lebte, war der Wille, nicht zu ſterben, ehe er ſich gerechtfertigt hatte ... und dieſer Wille mußte ein ſehr ſtarker ſein; denn während ſeine Schläfen unter dem heftigen Blutandrange hämmerten, ſein Geſicht blau wurde, ſeine Ohren lautes Brauſen erfüllte und ſeine verſchleierten Augen ſich bereits dem furchtbaren Unbekannten zuzuwenden ſchienen, ſagte er ſich mit unverſtändlicher Stimme — der Stimme des Schiffbrüchigen, dem in Wind- und Wellentoſen das Waſſer in den Mund dringt —: „Ich muß leben ... ich muß leben!"

Als er wieder zum Bewußtſein kam, ſaß er auf dem Diwan, den die Arbeiter am Zahltage zu benutzen pflegten. Sein Mantel lag auf dem Fußboden, ſeine Halsbinde war gelöſt, ſein Hemd über der Bruſt durch Sigismunds Federmeſſer aufgeſchnitten. Zum Glück hatte er ſich beim Zerbrechen des Gitters die Hände verletzt, und der dadurch entſtehende Blutverluſt war ſo heftig, daß er ihn vor einem Schlaganfall bewahrte. Als er die Augen aufſchlug, ſah er den alten Sigismund und Madame Georges, die der Kaſſierer in ſeiner Not herbeigerufen hatte, an ſeiner Seite, und ſobald er ſprechen konnte, wandte er ſich an ſie: „Iſt es wahr, Madame Schorſch?" fragte er mit erſtickter Stimme, „iſt es wahr, was man mir eben geſagt hat?"

Sie konnte ſich nicht entſchließen, ihn zu täuſchen, und wendete den Blick von ihm ab.

„Alſo wirklich!" fuhr der Unglückliche fort; „das Haus iſt zu Grunde gerichtet und ich bin ſchuld ..."

„Nein, Risler ... nein, lieber Freund ... Sie nicht ..."

„Meine Frau ... nicht wahr? O, es iſt entſetzlich! ... So habe ich Ihnen meine Schuld der Dankbarkeit bezahlt; aber Sie, Madame Schorſch, Sie haben doch nicht geglaubt, daß ich an dieſer Niederträchtigkeit Anteil haben könnte?"

„Nein, lieber Freund, beruhigen Sie ſich ... ich weiß, Sie ſind der rechtſchaffenſte Mann auf Erden."

Er ſah ſie einen Augenblick an; ſeine Lippen bebten und er faltete die Hände; denn alle Gefühlsäußerungen dieſer einfachen Natur hatten etwas Kindliches.

„Oh, Madame Schorſch, Madame Schorſch," murmelte er, „wenn ich bedenke, daß ich Sie zu Grunde gerichtet habe . . ."

Trotz des furchtbaren Schlages, den er empfangen und der beſonders ſein Herz, ſeine Liebe für Sidonie getroffen hatte, wollte Risler jetzt nur den finanziellen Untergang des Fromontſchen Hauſes ins Auge faſſen, den er durch die Verblendung für ſein Weib verſchuldet. Plötzlich richtete er ſich gewaltſam auf.

„Nichts da . . . ich darf nicht weich werden . . . ich habe meine Rechnung in Ordnung zu bringen . . ."

Madame Fromont erſchrak.

„Risler, Risler, was haben Sie vor?"

Sie fürchtete, daß er zu Georges hinaufgehen wolle.

Er verſtand ſie und ſagte mit einem ſtolzen, verächtlichen Lächeln: „Beruhigen Sie ſich . . . Monſieur Schorſch mag ungeſtört weiter ſchlafen; ich habe jetzt eine dringlichere Aufgabe als die, meine beleidigte Gattenehre zu retten. Bitte, warten Sie hier auf mich . . . ich komme wieder."

Mit dieſen Worten ſtürzte er die kleine Treppe hinauf, und Claire, die ſeinem Verſprechen vertraute, blieb mit Planus zurück. Es war einer jener Momente banger Erwartung, welche durch die Ueberfülle herandrängender Befürchtungen ſo lang erſcheinen. Nach einigen Augenblicken wurden auf der engen, dunkeln Treppe eilige Schritte und das Rauſchen von Seidenſtoffen hörbar.

Zuerſt erſchien Sidonie im glänzenden Ballanzuge. Sie war ſo bleich, daß die Edelſteine, die auf ihrer weißen Haut ſchimmerten, lebensvoller ausſahen als ſie ſelbſt und den kalten Marmor einer Bildſäule zu ſchmücken ſchienen. Atemlos vom Tanz, vom ſchnellen Herabſteigen der Treppe, bebend vor Angſt und Aufregung ſtand ſie da, und ihre Bänder, Falbeln und Blumen, ihr ganzer modiſch-reicher Putz

hing zitternd an ihr nieder. Risler kam hinter ihr her, beladen mit Schmuckkäſtchen und Papieren. Als er oben angekommen war, hatte er ſich ſofort auf Sidoniens Sekretär geſtürzt, alles herausgeriſſen, was derſelbe an Wertſachen enthielt: Juwelen, Staatspapiere, den Kaufkontrakt des Landhauſes in Asnières, und dann von der Schwelle des Zimmers mit lauter Stimme in das Tanzgewühl hineingerufen: „Madame Risler!“

Sie war ſogleich herbeigeeilt, ohne daß die Gäſte, die gerade im vollen Feſtgenuß ſchwelgten, irgend etwas von dieſem flüchtigen Auftritt bemerkt hatten. Als ſie ihren Mann vor dem Sekretär erblickte, die Schubladen erbrochen, offen, zum Teil mit den tauſend Nichtigkeiten, die ſie enthielten, auf dem Fußboden liegen ſah, begriff Sidonie, daß etwas Furchtbares geſchehen werde.

„Komm ſchnell,“ ſagte Risler; „ich weiß alles.“

Sie wollte ihre unſchuldige, ſtolze Miene annehmen, aber er packte ihren Arm mit ſolcher Heftigkeit, daß ſie an die Worte ihres Schwagers Franz erinnert wurde: „Es iſt möglich, daß er daran ſtirbt, aber vorher wird er Sie umbringen“ — und da ſie ſich vor dem Tode fürchtete, ließ ſie ſich ohne Widerſtand fortziehen und hatte nicht einmal den Mut, zu lügen.

„Wohin gehen wir?“ fragte ſie mit leiſer Stimme.

Risler gab keine Antwort; ſie fand noch Zeit, mit der Sorgfalt für ſich ſelbſt, die ſie nie verließ, einen Tüllſhawl über ihre nackten Schultern zu werfen, dann riß er ſie oder ſtieß ſie vielmehr auf die Treppe nach der Kaſſe und folgte ihr auf dem Fuße, damit ſeine Beute ihm nicht etwa entſchlüpfen könne.

„Da ſind wir,“ ſagte er, als ſie eintraten; „wir haben geſtohlen und müſſen unſern Raub zurückgeben ... Da, Planus, das läßt ſich zu Gelde machen.“ Dabei legte er alle die glänzenden Dinge, mit denen er beladen war, weiblichen Schmuck, koſtbare Putzgegenſtände und Wertpapiere, auf den Arbeitstiſch des Kaſſierers.

Dann wendete er ſich zu ſeiner Frau: „Gib deine Juwelen her ... raſch, raſch!“

Sie ging langſam dabei zu Werke, öffnete zögernd Ohrgehänge und Armbänder, vor allem aber das prächtige Schloß ihres Diamantenhalsbandes, auf dem der Anfangsbuchſtabe ihres Namens, ein glitzerndes S wie eine ſchlafende Schlange in einem goldenen Ringe lag. Risler, dem es zu lange dauerte, riß ungeſtüm die feinen Glieder entzwei, und die glänzende Pracht ächzte unter ſeinen Händen, als ob ſie gezüchtigt würde.

„Jetzt komme ich!“ ſagte er dann. „Auch ich muß alles hergeben, was ich habe. Da iſt mein Taſchenbuch ... was habe ich denn noch? ... was habe ich denn noch?“

Mit fieberhafter Haſt ſuchte er an ſich herum.

„So, da iſt meine Uhr ... mit der Kette wird ſie an tauſend Franken einbringen ... da meine Ringe ... auch mein Trauring ... alles gehört der Kaſſe ... alles! ... Wir haben heute morgen hunderttauſend Franken zu zahlen; ſobald es Tag wird, müſſen wir uns auf den Weg machen, müſſen verkaufen, liquidieren ... Ich kenne jemand, der das Haus in Asnières zu haben wünſcht ... damit werden wir ſchnell zu ſtande kommen.“

Er allein ſprach und handelte; Planus und Madame Georges ſahen ſchweigend zu, und Sidonie ſchien völlig willenlos und bewußtlos zu ſein. Fröſtelnd ſchauerte ſie unter dem kalten Luftzuge zuſammen, der in das nach dem Garten führende, wegen Rislers Ohnmacht geöffnete Pförtchen drang, zog mechaniſch ihren Tüllſhawl feſter um die Schultern und ſtarrte, ohne zu denken, vor ſich hin. Hörte ſie wenigſtens die Muſik ihres Balles, die in ruhigen Momenten wie in grauſamer Ironie herabtönte und mit dem dumpfen Geräuſch des Tanzes verſchmolz, unter dem die Decke erzitterte? Plötzlich wurde ſie durch den Griff einer eiſernen Hand ihrer Betäubung entriſſen. Ihr Mann packte ihren Arm und führte ſie vor die Frau ſeines Aſſociés.

„Auf die Kniee!“ befahl er.

Claire trat abwehrend zurück.

„Nein, nein, Risler . . . laſſen Sie das . . .“

„Es muß ſein!“ ſagte der unerbittliche Risler.

„Schadenerſatz, Genugthuung! . . . auf die Kniee, Elende!“ mit unwiderſtehlicher Gewalt ſchleuderte er Sidonie zu Claires Füßen nieder, und während er ſie noch immer am Arme feſthielt, befahl er: „Du wirſt mir Wort für Wort nachſprechen, was ich dir vorſage . . . Madame . . .“

Halbtot vor Angſt wiederholte Sidonie: „Madame . . .“

„Ein ganzes Leben der Demut und Reue . . .“

„Ein ganzes Leben der De . . . Nein, nein, ich kann es nicht!“ ſchrie ſie auf, ſprang empor wie ein ſcheues Wild, entriß ſich den Händen ihres Mannes und eilte durch die offene Pforte, welche ſie ſeit dem Beginn dieſer qualvollen Scene mächtig angelockt hatte, in Nacht und Freiheit hinaus und lief durch den wirbelnden Schnee, durch den Wind, der ihre nackten Schultern peitſchte, unaufhaltſam von dannen.

„Haltet ſie! . . haltet ſie! . . Risler, Planus, um aller Barmherzigkeit willen . . . ſo darf ſie nicht fort!“

Planus wendete ſich der Thür zu, aber Risler hielt ihn feſt.

„Ich verbiete dir, dich zu rühren . . . hörſt du wohl! . . . Verzeihen Sie, Madame Schorſch, aber wir haben wichtigere Dinge zu thun . . . von Madame Risler kann nicht die Rede ſein . . . wir haben die Ehre des Hauſes Fromont zu retten . . . darauf allein kommt es jetzt an, nur darum habe ich mich zu kümmern . . . Schnell, Planus, an deinen Schreibtiſch, daß wir einen Ueberſchlag machen . . .“

Planus ſtreckte ihm die Hand entgegen.

„Du biſt ein wackerer Mann, Risler! Verzeih mir, daß ich dich beargwohnt habe.“

Risler that, als ob er die Worte nicht gehört hätte.

„Es ſind alſo hunderttauſend Franken zu zahlen . . . wie aber iſt dein Kaſſenbeſtand?“

Mit ernſter Sammlung ſetzte er ſich in den Gitterverſchlag, durchblätterte die Rechnungsbücher, zählte die Rentenbriefe, öffnete die Schmuckkäſtchen und ſchätzte mit dem Beiſtande Sigismunds, deſſen Vater Juwelier geweſen war, alle die Kleinodien und Edelſteine ab, die er — ohne ihren Wert zu ahnen — an ſeiner Frau bewundert hatte.

Während dieſer Zeit ſtand Claire zitternd am Fenſter und ſah in den kleinen Garten hinaus, wo die wirbelnden Flocken Sidoniens Fußſpuren bereits verwiſchten, als ob ſie andeuten wollten, daß die Flucht der Enteilenden keine Hoffnung auf Wiederkehr zulaſſe.

Oben aber wurde noch immer getanzt. Man glaubte, die Herrin des Hauſes ſei mit den Vorbereitungen zum Souper beſchäftigt, während ſie mit bloßem Kopfe, kaum im ſtande den lauten Ausbruch ihrer Wut, ihres Schmerzes zu unterdrücken, in die Nacht hinausflüchtete.

Wohin hatte ſie ſich gewendet?

Wie eine Wahnſinnige war ſie fortgeſtürzt, hatte den Garten, die Höfe der Fabrik und die dunkle Wölbung des Thores durcheilt, in dem ſich der eiſige Wind mit Klagetönen verfing. Vater Achilles erkannte ſie nicht ... es waren in dieſer Nacht ſo viele, weißverhüllte Geſtalten vorübergehuſcht.

Zuerſt hatte die junge Frau beabſichtigt, ſich zu dem Tenoriſten Cazaboni zu begeben, den ſie denn doch nicht einzuladen gewagt. Aber er wohnte in Montmartre ... das war zu weit entfernt für den Anzug, den ſie trug, und überdies war es unſicher, ob ſie ihn zu Hauſe fand. Auch ihre Eltern hätten ihr ſicherlich Zuflucht gewährt, aber ſie glaubte bereits die Klagen der Mutter und die harten Strafreden des Vaters zu hören. Endlich dachte ſie an Delobelle — ihren guten, alten Delobelle. Bei dem Zuſammenſturz ihrer Herrlichkeit erinnerte ſie ſich, daß er ihr den erſten Unterricht im Anſtand und feinen Benehmen gegeben, ſie tanzen gelehrt, ſich über ihr anmutiges Weſen gefreut und damit in ihr das Bewußtſein ihrer Reize geweckt hatte, noch ehe ſie

von irgend jemand ein Wort darüber gehört. Ein gewiſſes Etwas ſagte ihr, daß dieſer Ausgeſtoßene ihr allen andern gegenüber recht geben werde. So ſtieg ſie denn in einen der vor dem Thore haltenden Wagen und fuhr nach dem Boulevard Beaumarchais, wo der Schauſpieler wohnte.

Mama Delobelle hatte ſeit einiger Zeit begonnen, für ein Exportgeſchäft Strohhüte zu nähen — der traurigſte Erwerb, den man ſich denken kann, denn mit zwölfſtündiger Arbeit verdiente ſie höchſtens zwei Franken fünfzig Centimes.

Delobelle aber wurde in demſelben Maße fetter, als ſeine arme „Heilige“ abmagerte. Eben hatte er eine kräftig duftende Käſeſuppe entdeckt, welche in der warmen Aſche für ihn bereit ſtand, als er haſtig an die Thür klopfen hörte. Der Schauſpieler erſchrak — er hatte dieſen Abend im Theater Beaumarchais ein Schauerſtück geſehen, das ſelbſt den illuſtrierten Theaterzettel mit Blut zu beſpritzen ſchien, und erbebte, als zu dieſer ungewohnten Stunde Einlaß begehrt wurde.

„Wer iſt da?“ rief er mit einer gewiſſer Aengſtlichkeit.

„Ich bin's ... Sidonie ... laſſen Sie mich ſchnell herein!“

Fröſtelnd trat ſie ins Zimmer, warf ihren Tüllſhawl ab, trat an den Ofen, in dem das Feuer dem Erlöſchen nahe war, und begann ſogleich dem Zorn, der ihr ſeit einer Stunde die Kehle zuſammenſchnürte, in heftigen Worten Luft zu machen. Und während ſie mit halblauter Stimme — um Mama Delobelle nicht zu wecken, die im Nebenzimmer ſchlief — von der Scene in der Fabrik erzählte, machte die Koſtbarkeit ihres Ballanzuges in dieſem armſeligen fünften Stockwerk, das leuchtende Weiß ihres zerdrückten Gewandes zwiſchen dem Haufen grober Hüte und den umherliegenden Strohabfällen den vollen Eindruck eines erſchütternden Dramas, einer jener gewaltſamen Kataſtrophen, durch welche Rang, Vermögen und Empfindungen einen plötzlichen Wechſel erfahren.

„Nie gehe ich wieder in jenes Haus zurück ... das iſt auf immer aus, ich bin frei, ganz frei.“

„Wer kann dich aber deinem Manne verraten haben?“ fragte der Schauſpieler.

„Franz, davon bin ich feſt überzeugt. Keinem andern hätte Risler geglaubt; geſtern abend iſt ein Brief aus Aegypten angekommen ... Wie hat er mich in Gegenwart dieſer Frau behandelt ... hat mich gezwungen, vor ihr niederzuknieen ... Aber ich werde mich rächen! ich habe glücklicherweiſe vor dem Fortgehen noch etwas mitgenommen, was mir dazu helfen ſoll.“

Und ihr Lächeln von ehemals ſchlängelte ſich wieder um die blaſſen Lippen.

Der alte Komödiant hörte ihr mit lebhaftem Intereſſe zu. Trotz ſeines Mitleids mit Risler, dem armen Teufel, und ſelbſt mit Sidonie, die er in ſeiner Theaterſprache als „ſchöne Sünderin“ bezeichnete, konnte er ſich nicht enthalten, den ganzen Vorgang vom rein dramatiſchen Standpunkt zu betrachten, und brach ſchließlich, von ſeiner Manie beherrſcht, in die Worte aus: „Welche prachtvolle Situation für einen fünften Akt!“

Sidonie hörte ihn nicht; mit irgend einem boshaften Gedanken beſchäftigt, dem ſie Beifall zulächelte, ſtreckte ſie ihre durchbrochenen Strümpfe, ihre feinen, vom Schnee durchnäßten Schuhe dem Feuer zu, um ſie zu trocknen.

„Was willſt du nun aber anfangen?“ fragte Delobelle nach einer Pauſe.

„Bis zum Morgen hier bleiben ... mich ausruhen ... das weitere wird ſich finden.“

„Leider kann ich dir kein Bett geben, armes Kind ... Mama Delobelle ſchläft ſchon ...“

„Sorgen Sie ſich nicht um mich, lieber Delobelle. Ich ſchlafe dort in dem Lehnſtuhle ... Umſtände will ich Ihnen nicht machen.“

Der Schauſpieler ſeufzte.

„Der Lehnſtuhl ... ach! es war der unſrer guten Zizi. Auch ſie hat manche Nacht darin zugebracht, wenn die Arbeit drängte. — Ja, ja, die Toten haben es jedenfalls am beſten!“

Solchen tröſtenden und ſelbſtſüchtigen Gemeinplatz hatte er jederzeit zur Verfügung, und ſobald er ſich diesmal damit beruhigt hatte, ſagte er ſich mit tiefem Erſchrecken, daß ſeine Suppe dem Erkalten nahe ſei. Sidonie bemerkte ſeine Aufregung.

„Sie wollten aber zu Abend eſſen; laſſen Sie ſich nicht ſtören!“

„Du haſt recht ... ich wollte eben anfangen. — Auch das gehört zu unſerm Beruf, zu dem harten Leben, das unſereins zu führen hat ... denn ich harre tapfer aus, liebes Kind ... habe nicht verzichtet ... werde nun und nimmermehr verzichten!“

Was von Déſirées Seele in dieſer elenden Umgebung zurückgeblieben war, in der ſie zwanzig Jahre lang gelebt hatte, mußte bei dieſer Verſicherung in Schmerz erbeben: er wollte nun und nimmermehr verzichten! Delobelle fuhr fort: „Die Leute mögen übrigens ſagen, was ſie wollen, es iſt und bleibt doch der ſchönſte Beruf der Welt. Man iſt frei, von niemand abhängig, gehört ganz dem Ruhme und dem Publikum. Was ich an deiner Stelle thun würde, weiß ich ganz genau. Zum Teufel auch, du biſt nicht dazu gemacht, ein kleinbürgerliches Leben zu führen... du bedarfſt einer Künſtlerexiſtenz... bedarfſt des Erfolges, der Aufregungen, des Wechſels ...“

Während er ſo ſprach, band er ſich die Serviette um den Hals und füllte ſich einen großen Teller Suppe auf.

„Ganz abgeſehen davon, daß deine Erfolge als hübſche Frau deinen Erfolgen als Künſtlerin zu Hilfe kommen würden. Weißt du was? nimm ein paar Deklamationsſtunden. Mit deiner Stimme, deinem Verſtande, deinen äußeren Mitteln haſt du eine glänzende Zukunft vor dir.“

Und als ob er ſie ſofort in die Freuden des „Berufes“ einweihen wolle, fügte er hinzu: „Aber da fällt mir ein, du haſt wohl noch nicht zu Abend gegeſſen? Gemütsbewegungen höhlen den Magen aus ... ſetze dich, nimm den Teller ... du haſt gewiß ſeit langer Zeit keine Käſeſuppe gegeſſen!“

Er durchwühlte den Schrank, um ein Beſteck und eine Serviette für ſie zu finden, und ſie half ihm dabei, ſetzte ſich ihm gegenüber und konnte über ſeine mühevollen Vorbereitungen ſchon wieder ein wenig lachen. Sie ſah nicht mehr ganz ſo blaß aus, und in ihren Augen lag ein heller Glanz, der teils von den kürzlich vergoſſenen Thränen, teils von der Heiterkeit des Augenblicks herrührte.

Sie war die geborene Komödiantin!

Ihr Lebensglück war zerſtört, Familie, Vermögen auf immer verloren; nackt und bloß war ſie aus dem Hauſe geworfen, hatte jede Demütigung, jeden Schimpf erduldet. Das alles hinderte ſie aber nicht, mit großem Appetit zu Abend zu eſſen und auf alle Scherze Delobelles über ihren wahren Beruf und ihre künftigen Erfolge einzugehen. Sie fühlte ſich leicht und glücklich, auf dem Wege in ihre wirkliche Heimat, in ihr wirkliches Leben, das der Zigeuner. — Was ſtand ihr noch bevor? aus wie vielen Höhen und Tiefen konnte ihr neues, unberechenbares, wechſelvolles Daſein beſtehen? — Daran dachte ſie, während ſie in Déſirées großem Lehnſtuhl einſchlummerte; aber auch an ihre Rache dachte ſie — an ihre liebe, ſüße Rache, die ſie fertig in ihrer Hand hielt und die eben ſo ſchwer als ſicher treffen mußte.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Der neue Commis des Hauſes Fromont.

Es war heller Tag, als Fromont junior erwachte. Zwiſchen dem Drama, das ſich unter ihm abſpielte, und dem Feſte, das über ihm erklang, hatte er in jenem tiefen Schlafe gelegen, der dem Verbrecher in der Nacht vor der Hinrichtung, dem beſiegten Feldherrn nach der verlorenen Schlacht zu teil wird — einen Schlaf, aus dem man nie zu erwachen wünſcht; der uns, durch das Schwinden jedes Bewußtſeins, zum voraus mit dem Tode vertraut macht.

Das grelle Licht, das durch die Fenſtervorhänge drang,

und das der dichte Schnee, der den Garten und die umliegenden Dächer bedeckte, noch verstärkte, rief ihn in die Wirklichkeit zurück. Wie ein Schlag ging es durch sein ganzes Wesen, und schon ehe er etwas denken konnte, überkam ihn jenes unbestimmte, bange Gefühl, das halbvergessenes Unglück in uns zurücklässt. Der gewohnte Lärm der Fabrik, das Schnauben und Stampfen der Maschinen, war bereits im vollen Gange. Die Welt existierte also noch! — Nach und nach wachte auch das Bewußtsein seiner Verpflichtungen in ihm auf.

„Heute ist der Tag," sagte er zu sich selbst und wendete sich unwillkürlich dem dunkeln Hintergrunde des Alkovens wieder zu, als ob er aufs neue einzuschlafen wünsche.

Die Glocke der Fabrik ertönte, dann andre Glocken in der Nachbarschaft, dann das Mittagsgeläute.

„Zwölf Uhr schon ... so lange habe ich geschlafen!"

Mit leisen Gewissensbissen, gleichzeitig aber mit einem Gefühl der Erleichterung sagte er sich selbst, daß das Drama der Zahlungseinstellung ohne ihn vorübergegangen sei. Was hatten die andern angefangen? warum hatten sie ihn nicht gerufen?

Er stand auf, schlug die Vorhänge zurück und erblickte Risler und Planus, die im Garten miteinander sprachen; die beiden — die sich so lange vermieden hatten. Was mochte geschehen sein? — Als er fertig war und hinuntergehen wollte, fand er Claire an seiner Thür.

„Du darfst nicht ausgehen," sagte sie.

„Warum nicht?"

„Bitte, bleib' da ... ich werde dir alles erklären."

„Aber was ist denn geschehen? ... Ist jemand von der Bank hier gewesen?"

„Ja, es ist jemand hier gewesen ... die Tratten sind bezahlt."

„Bezahlt?"

„Ja, Risler hat das Geld herbeigeschafft. Seine Frau muß prachtvollen Schmuck gehabt haben — ein Diamanten-

halsband allein ist für zwanzigtausend Franken verkauft; auch das Landhaus in Asnières mit der ganzen Einrichtung hat er verkauft, und da die gerichtlichen Formalitäten einige Zeit in Anspruch nahmen, haben Planus und seine Schwester die Summe vorgeschossen."

Sie wendete sich ab, während sie das sagte, und er senkte das Haupt, um ihrem Blick nicht zu begegnen.

„Risler ist ein rechtschaffener Mann," fuhr sie fort, „und sobald er hörte, woher der Luxus seiner Frau gekommen war . . ."

„Wie," rief Georges erschreckt, „er weiß?"

„Alles!" antwortete Claire mit gedämpfter Stimme.

Der Unglückliche erblaßte.

„Und . . . und du?" stammelte er.

„Ich? ich wußte alles . . . früher als Risler — gestern — erinnerst du dich — als ich aus Savigny zurückkam, sagte ich dir, daß ich dort Schreckliches gehört hätte und gern zehn Jahre meines Lebens darum hingäbe, diese Fahrt ungeschehen zu machen."

„Claire!"

Eine heiße Regung der Zärtlichkeit kam über ihn; er näherte sich seiner Frau, aber ihr Gesicht war so kalt, so voll trauriger Entschlossenheit, ihre Verzweiflung sprach sich mit so unerbittlicher Kälte in ihrem ganzen Wesen aus, daß er nicht wagte, sie — wie sein Verlangen war — ans Herz zu ziehen, und nur leise bat: „Vergib! . . . vergib!"

„Du findest mich gewiß sehr ruhig, sehr gefaßt," sagte die tapfere Frau; „aber alle meine Thränen habe ich schon gestern geweint. Du glaubtest wahrscheinlich, sie flößen um unsre Geldverluste . . . das war ein Irrtum. Wenn man jung und kräftig ist, wie wir beide, ist solche Feigheit nicht erlaubt; wir sind gegen das Elend gewappnet und sind im stande, ihm Trotz zu bieten. Was ich beweinte, war unser vernichtetes Glück und deine Thorheit, die dich deiner einzigen, wahren Freundin beraubt hat . . ."

Sie war ſchön, während ſie ſo ſprach, ſchöner, als es Sidonie je geweſen, denn der reine Glanz, der ſie umfloß, ſtammte aus wolkenloſer Himmelshöhe, indes die unregelmäßigen Züge jener andern ihren frechen, pikanten Reiz dem trüben Licht einer kleinen Theaterrampe zu verdanken ſchienen. Die frühere kühle Unbeweglichkeit in Claires Antlitz war jetzt von Zweifeln, von Schmerzen, von allen Qualen der Leidenſchaft belebt und durchgeiſtigt, und wie ein Goldbarren erſt ſeinen vollen Wert erhält, wenn er dem Stempel der Münze unterworfen worden iſt, ſo hatte auch dies ſchöne Frauenangeſicht durch den Stempel des Leidens einen unvertilgbaren Eindruck erhalten, der ſeiner Schönheit die Vollendung gab.

Georges ſah ſie voll Bewunderung an. Durch alles, was zwiſchen ihnen lag, erſchien ſie ihm lebensvoller, weiblicher, anbetungswürdiger als je. Reue, Verzweiflung, Scham drangen ihm mit dieſer neuen Liebe ins Herz, und er wollte niederknieen.

„Nein, nein, ſteh' auf!“ ſagte Claire. „Wenn du wüßteſt, woran du mich erinnerſt ... welch lügenhaftes, haßerfülltes Geſicht ich dieſe Nacht zu meinen Füßen geſehen habe.“

„Ich ... ich lüge nicht!“ rief Georges mit ſtillem Beben. „Claire, ich beſchwöre dich im Namen unſres Kindes ...“

In dieſem Augenblicke wurde an die Thür geklopft.

„Steh auf! Du ſiehſt, das Leben macht ſeine Anſprüche an uns,“ ſagte ſie leiſe, mit bitterem Lächeln; dann erkundigte ſie ſich, was man von ihnen wolle.

Risler ſchickte; er ließ den Herrn bitten, in das Büreau herunterzukommen.

„Es iſt gut,“ gab ſie zur Antwort; „ſagen Sie nur, es würde gleich geſchehen.“

Georges wendete ſich der Thür zu, aber ſie hielt ihn zurück.

„Nein, laß *mich* gehen; es iſt beſſer, wenn er dich noch nicht ſieht.“

„Aber ich dächte ...“

„Bleib hier ... ich beſtehe darauf. Du weißt nicht,

in welchem Zuſtande von Zorn und Erbitterung ſich der Unglückliche befindet, den ihr beide betrogen habt. Wenn du geſehen hätteſt, wie er dieſe Nacht ſeine Frau an den Armen packte ... ſie zu Boden ſchleuderte ..."

Bei dieſen Worten ſah ſie ihm feſt in die Augen; in ihrem Verlangen nach Wahrheit vergaß ſie jede Rückſicht gegen ſich ſelbſt. Aber Georges verriet keinerlei Gemütsbewegung und erwiderte einfach: „Mein Leben gehört dieſem Manne."

„Es gehört auch mir, und ich will nicht, daß du hinuntergehſt. Es hat im Hauſe meines Vaters bereits genug Skändal gegeben. Bedenke doch nur, daß die ganze Fabrik von allem was geſchehen iſt, genau Beſcheid weiß. Wir werden beobachtet, belauſcht; die Werkmeiſter haben mit aller Strenge auftreten müſſen, um die Leute bei ihrer Arbeit feſtzuhalten und alle dieſe neugierigen Augen zu zwingen, ſich ihrem Tagewerk zuzuwenden."

„Man wird glauben, ich verſteckte mich ..."

„Und wenn man das glaubte! Aber ſo ſind die Männer... vor dem größten Verbrechen ſcheuen ſie nicht zurück ... ſie betrügen ihr Weib, ihren Freund, während der Gedanke, daß man ſie für Feiglinge halten könnte, ihnen ganz unerträglich ſcheint. Uebrigens höre noch eins: Sidonie iſt fort... fort für immer, und wenn du jetzt gehſt, ſo muß ich annehmen, daß du ſie aufſuchen willſt."

„Gut, ich bleibe," ſagte Georges; „ich werde alles thun, was du verlangſt."

Claire begab ſich in das Büreau des alten Kaſſierers; Risler senior war da und ſchritt, die Hände auf dem Rücken, ruhig auf und nieder. Wer ihn ſo geſehen, hätte nimmermehr geahnt, welche Stürme ſeit geſtern über ihn hingegangen. Der alte Planus aber ſtrahlte; er hatte von alledem nichts im Auge, als den glücklich überſtandenen Zahltag, die gerettete Ehre der Firma.

Als Madame Fromont erſchien, lächelte ihr Risler wehmütig zu und ſchüttelte den Kopf.

„Ich dachte mir ſchon, daß Sie an ſeiner Statt kommen würden," ſagte er; „aber mit Ihnen habe ich nichts zu thun ... muß unbedingt mit Georges ſprechen. Heute morgen ſind wir im ſtande geweſen, unſern Verbindlichkeiten nachzukommen ... das Schlimmſte iſt ſomit überſtanden, indeſſen bleibt noch manches übrig, das wir miteinander zu beſprechen haben."

„Risler, lieber Freund, ich bitte Sie inſtändig, warten Sie noch ein wenig ..."

„Warum denn, Madame Schorſch? wir dürfen wirklich keinen Augenblick verlieren. Aber ich weiß ſchon: Sie fürchten, daß ich mich durch meinen Zorn hinreißen laſſe ... beruhigen Sie ſich und beruhigen Sie Ihren Mann! Sie wiſſen, was ich Ihnen geſagt habe: Die Ehre des Hauſes Fromont ſteht mir noch höher als meine eigne; da jene durch meine Schuld in Gefahr gekommen iſt, muß ich vor allen Dingen das Unrecht gut machen, das ich gethan oder doch zugelaſſen habe."

„Sie ſind edel und großmütig gegen uns, lieber Risler, das weiß ich."

„O Madame, wenn Sie alles mit angeſehen hätten ... er iſt ein Heiliger!" ſagte der gute Planus, der nicht den Mut hatte, mit dem Freunde zu ſprechen, und ihm auf dieſe Weiſe ſeine Reue zeigen wollte.

„Aber fürchten Sie nicht? ... menſchliche Kraft hat ihre Grenzen ... wenn Sie dem Manne gegenüber ſtehen, der Ihnen ſo viel Böſes gethan hat ..."

Risler ergriff ihre Hände und ſah ihr mit dem Ausdruck tiefer Bewunderung in die Augen.

„Edles Geſchöpf! Sie ſprechen nur von dem Böſen, das mir widerfahren iſt ... wiſſen Sie denn nicht, daß ich ihn ebenſo ſehr, um des Verrates willen, haſſe, den er an Ihnen begangen hat? In dieſem Augenblicke iſt jedoch für mich von alledem nicht die Rede. Ich bin nur ein Kaufmann, der ſich mit ſeinem Aſſocié über das Wohl des Hauſes

zu verständigen hat. Laſſen ſie ihn alſo ohne jede Beſorgnis herkommen, und wenn Sie meiner Heftigkeit mißtrauen, ſo hören Sie unſre Unterredung mit an. Wenn ich die Tochter meines alten Herrn vor Augen habe, werde ich mich ſicherlich meines Wortes und meiner Pflicht erinnern."

„Ich glaube Ihnen, lieber Freund," ſagte Claire und ging hinauf, ihren Mann zu holen.

Der erſte Augenblick des Zuſammentreffens war entſetzlich. Georges trat bleich, bewegt, gedemütigt heran und hätte tauſendmal lieber der Piſtole dieſes Mannes auf zwanzig Schritt Entfernung gegenüber geſtanden. Jetzt aber mußte er ihm als ein Schuldbeladener begegnen, den die Strafe noch nicht ereilt hat, und mußte ſeine Aufregung ſoweit bemeiſtern, daß er zur ruhigen Beſprechung von Geſchäftsintereſſen fähig war.

Risler ſah ihn nicht an; er fuhr fort mit großen Schritten auf und ab zu gehen und begann: „Unſer Haus hat eine ſchwere Kriſis zu überſtehen. Heute iſt es uns möglich geweſen, unſern Verpflichtungen nachzukommen, aber weitere Zahlungen ſtehen uns bevor. — Meine unglückſelige Erfindung hat mich ſeit langer Zeit von dem Geſchäft fern gehalten, jetzt aber bin ich frei und kann mich wieder ganz den Intereſſen des Hauſes widmen. Auch Sie müſſen das wieder thun ... auch Sie! Unſre Arbeiter und Commis ſind nur zu ſehr dem Beiſpiel der Prinzipale gefolgt, ſo daß jetzt große Unordnung und Läſſigkeit herrſchen. Heute morgen hat zum erſtenmal ſeit Jahresfriſt die Arbeit zur beſtimmten Stunde angefangen. Ich zähle darauf, daß Sie das alles wieder ins rechte Gleis bringen werden. Was mich betrifft, ſo kehre ich zu meinen Zeichnungen zurück. Unſre Muſter ſind veraltet ... für die neuen Maſchinen müſſen neue Muſter herbeigeſchafft werden. In meine Erfindung ſetze ich große Hoffnungen ... Meine Verſuche damit ſind über alle Erwartung gelungen, und ich bin überzeugt, daß wir in dieſer Druckmaſchine das ſichere Mittel beſitzen, unſerm Geſchäft

einen neuen Aufſchwung zu geben. Ich habe Ihnen das nicht früher geſagt, weil ich Sie überraſchen wollte ... wir wollen uns aber dergleichen nie wieder bereiten ... nicht wahr, Georges?"

Dabei war ſeine Stimme von ſo herzzerreißender Ironie, daß Claire zitternd einen Ausbruch ſeines Zornes erwartete; aber in einfach-ruhigem Tone fuhr er fort: „Ja, ich glaube, verſichern zu dürfen, daß nach Verlauf eines halben Jahres die Risleriſche Druckmaſchine herrliche Reſultate ergeben wird. Dies halbe Jahr wird jedoch ſchwer zu überſtehen ſein. Wir müſſen uns einſchränken, unſre Ausgaben vermindern, ſparen wo wir irgend können. Wir beſchäftigten fünf Zeichner — von jetzt an werden wir nur noch zwei haben; die drei andern werde ich, wenn ich meine Nächte zu Hilfe nehme, erſetzen können. Ueberdies verzichte ich von heute ab auf meine Einnahme als Aſſocié; ich werde wie ehemals meinen Gehalt als Werkmeiſter beziehen, weiter nichts."

Fromont junior wollte ihm antworten, aber mit einer Handbewegung hielt ihn Claire zurück und Risler fuhr fort: „Ihr Aſſocié, Georges, bin ich nicht mehr. Von Stund an werde ich wieder der Angeſtellte Ihres Hauſes, der ich immer hätte bleiben ſollen. Von Stund an iſt unſre Firma aufgelöſt ... ich will es ſo — verſtehen Sie mich recht; ich will es! Wir bleiben in dem eben bezeichneten Verhältnis zu einander, bis der Tag gekommen iſt, wo das Haus wieder feſt ſteht, wie ehemals, und wo es mir vergönnt ſein wird ... aber was ich dann zu thun gedenke, geht niemand an, als mich ſelbſt. Das war es, was ich Ihnen zu ſagen hatte, Georges. Sie müſſen ſich mit allem Eifer um die Fabrik bekümmern, müſſen ſich zeigen, müſſen die Gegenwart des Herrn wieder fühlbar machen; wenn Sie das thun, ſo glaube ich, daß von dem Unheil, das uns betroffen, das eine oder andre wieder gut zu machen iſt."

Während der Pauſe, die jetzt eintrat, wurde im Garten Räderrollen hörbar und zwei große Möbelwagen hielten an der Freitreppe.

Verzeihen Sie," ſagte Risler; „ich muß mich einen Augenblick entfernen ... Die Wagen des Hotel des Ventes ſind da, um mein Mobiliar abzuholen."

„Wie? Sie wollen auch Ihre Möbel verkaufen?" fragte Madame Fromont.

„Gewiß! bis zum letzten Stücke ... ich gebe ſie der Firma wieder, der ſie gehören."

„Unmöglich!" rief Georges; „das kann ich nicht zugeben."

Mit einer Bewegung des Unwillens ſah ſich Risler nach ihm um.

„Was ſagen Sie? was dürfen Sie nicht zugeben?"

Claire wendete ſich zu ihm mit flehender Gebärde.

„Sie haben recht ... Sie haben recht," murmelte er und eilte hinaus, um der Verſuchung, ſein Herz endlich zu erleichtern, aus dem Wege zu gehen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das zweite Stockwerk war verödet; die ſchon in aller Frühe abgelohnte Dienerſchaft hatte die Wohnung in der vollen Unordnung des Morgens nach einem Feſte zurückgelaſſen. Dazu kam noch der eigentümliche Anblick, der Orten anhaftet, wo ſich irgend ein Drama zugetragen und die nun gleichſam in Erwartung ſchweben zwiſchen dem, was geſchehen iſt und noch geſchehen wird. Die offnen Thüren, die in Winkeln aufgehäuften Teppiche, die Präſentierteller mit Gläſern, die Vorbereitungen zum Souper, die gedeckte, unberührte Tafel, der Staub des Balles, der auf den Möbeln lag, der gemiſchte Geruch von Punſch, welken Blumen, Puder — alle dieſe Einzelheiten bedrückten Risler, ſobald er eintrat.

Im Salon, wo ein wüſtes Durcheinander herrſchte, ſtand der Flügel offen, und der Galopp aus „Orpheus in der Unterwelt" lag aufgeſchlagen auf dem Notenpulte. Die glänzenden Tapeten, von denen dieſe Unordnung umrahmt war, die umgefallenen, gleichſam erſchreckten Stühle gaben dem Raum das Ausſehen eines Schiffsſalons nach einer angſtvollen Sturmnacht, in welcher inmitten eines Feſtes,

der Angſtruf erſchallt, daß das Fahrzeug ein Leck erhalten, und daß von allen Seiten das Waſſer hereindringt.

Man fing an, die Möbel hinunter zu ſchaffen.

Risler ſah den Arbeitern mit einer ſo gleichgültigen Miene zu, als ob er ſich in einem fremden Hauſe befände. All der Glanz, der ihn bisher ſo ſtolz und glücklich gemacht, flößte ihm jetzt unüberwindlichen Ekel ein; aber eigentümlich bewegt fühlte er ſich, als er das Schlafzimmer ſeiner Frau betrat.

Es war ein großes Gemach, deſſen Wände von blauem Atlas und weißen Spitzen bekleidet waren — das echte Neſt einer Cocotte. Hier und da lagen zerriſſene Tüllfalbeln, zerknitterte Bandſchleifen und künſtliche Blumen; die Kerzen des Ankleideſpiegels waren vollſtändig niedergebrannt und hatten die gläſernen Lichtmanſchetten zerſprengt. Das Bett aber mit ſeinen ſchweren, zurückgeſchlagenen Vorhängen und ſeiner blauen, ſpitzenbeſetzten Decke war inmitten dieſes Wirrwars unberührt geblieben und ſchien das Lager einer Toten zu ſein — ein Paradebett, in dem niemand mehr ſchlafen ſollte.

Rislers erſte Regung, als er eintrat, war ein wilder Zorn. Er hätte ſich auf alle dieſe Dinge ſtürzen, ſie zerreißen, zertrümmern, zerſchmettern mögen. Denn nichts gibt ein treueres Abbild von dem Weſen einer Frau als ihr Schlafgemach; ſelbſt wenn ſie abweſend iſt, lächelt uns ihr Geſicht aus den Spiegeln entgegen, in denen ſie ſich ſo oft beſchaut; etwas von ihr ſelbſt, von ihrem Lieblingsparfüm haftet an allem, was ſie berührt hat; ihre Haltung läßt ſich an den Kiſſen des Diwans erkennen und ihr Kommen und Gehen vom Spiegel zum Waſchtiſch iſt auf dem Muſter des Teppichs zu ſehen. Was hier jedoch vor allem an Sidonie erinnerte, war eine mit Nippſachen beladene Etagere, unbedeutende Chinoiſerieen, mikroſkopiſche Fächer, ein Puppenſervice, vergoldete Schuhe, Schäfer und Schäferinnen, die ſich gegenüberſtanden und kalte, glänzende Porzellanblicke wechſelten. Dieſe Etagere war Sidoniens Seele; ihre alltäg-

lichen, kleinlichen, eitlen, leeren Gedanken glichen dieſem nichtigen Tand. Hätte Risler, als er ſie dieſe Nacht in ſeinen Händen hielt, ihren kleinen, zerbrechlichen Kopf zerſchmettert, ſicherlich wären ſtatt des Hirnes eine Anzahl ſolcher Nippſachen herausgefallen.

Während der unglückliche Mann inmitten des Hämmerns, des Kommens und Gehens der Arbeiter ſich in ſchwermütige Betrachtungen verlor, ließen ſich hinter ihm kurze, halb zögernde, halb zudringliche Schritte hören und Monſieur Chèbe, der kleine Monſieur Chèbe erſchien, rot, atemlos, glühend vor Aufregung. Wie immer ſetzte er ſich auch jetzt ſeinem Schwiegerſohn gegenüber auf das hohe Pferd.

„Was hat das zu bedeuten? ... Was muß ich hören? ... Wollen Sie denn ausziehen?“

„Ausziehen? nein, Monſieur Chèbe ... ich verkaufe.“

Der kleine Mann ſchnellte in die Höhe wie ein verbrühter Karpfen.

„Verkaufen? ... was denn?“

„Alles!“ antwortete Risler mit tonloſer Stimme, ohne ihn auch nur anzuſehen.

„Aber lieber Schwiegerſohn ... ſo nehmen Sie doch Vernunft an! Du lieber Gott, ich will Sidoniens Benehmen ... übrigens weiß ich nichts, gar nichts ... habe nie etwas hören wollen! ... Erlauben Sie nur, daß ich Sie an das erinnere, was Sie Ihrer eignen Würde ſchuldig ſind. Zum Teufel auch! — ſeine ſchmutzige Wäſche wäſcht man doch im Familienkreiſe, gibt ſich nicht, wie Sie ſeit heute früh gethan, den ſpöttiſchen Blicken der Leute preis. Sehen Sie doch nur, wie ſie aus allen Fenſtern der Fabrik neugierig herausſchauen! Und unter dem Thorwege erſt ... Sie ſind wahrhaftig die Fabel des ganzen Stadtviertels!

„Um ſo beſſer! Da die Schande eine öffentliche war, muß es auch die Sühne ſein.“

Risler's ſcheinbare Ruhe, ſeine Gleichgültigkeit gegen alle guten Lehren verſetzten Monſieur Chèbe in zornige Un-

geduld. Er zog andre Saiten auf und begann mit ſeinem Schwiegerſohne in dem ernſten, befehlenden Tone zu reden, der Kindern und Narren gegenüber angeſtimmt wird.

„Nun wohl! ſo laſſen Sie ſich ſagen, daß Sie nicht berechtigt ſind, hier etwas fortzuſchaffen. Ich widerſetze mich dieſem Verfahren mit meiner ganzen Manneskraft, meiner ganzen väterlichen Autorität. Glauben Sie etwa, ich würde Ihnen geſtatten, mein Kind auf das Stroh zu werfen? ... Nein, durchaus nicht! ... durchaus nicht! ... Es ſind der Thorheiten genug geſchehen ... auch nicht ein Stück weiter wird hier fortgeſchafft.“

Dabei machte Monſieur Chèbe die Thür zu und pflanzte ſich in heldenhafter Haltung davor auf. Zum Kuckuck auch! ſein eignes Intereſſe war gefährdet. Lag erſt, wie er geſagt hatte, ſeine Tochter auf Stroh, ſo kam auch er in Gefahr, nicht mehr auf Federn zu ſchlafen. Wie er ſo daſtand als zürnender Vater, war er prächtig anzuſchauen, aber leider nicht für lange Zeit. Zwei Hände, zwei Schraubſtöcke bemächtigten ſich ſeiner Handgelenke, und plötzlich befand er ſich mitten im Zimmer, ſo daß die Thür für die Arbeiter frei blieb.

„Chèbe, mein Junge, hören Sie mich aufmerkſam an!“ ſagte Risler, indem er ſich zu ihm niederbeugte. „Meine Geduld iſt zu Ende ... ſeit heute morgen gebe ich mir unſägliche Mühe, mich zu beherrſchen, aber es bedarf nur einer Kleinigkeit, meinen Zorn zum Ausbruch zu bringen, und wehe dem, der davon betroffen wird! Ich bin ganz der Mann dazu, einen umzubringen ... alſo machen Sie, daß Sie fortkommen ... ſchnell!“

Er ſagte das mit einem ſolchen Nachdruck, und die Art und Weiſe, mit welcher er ſeinen Schwiegervater ſchüttelte, war ſo beredt, daß dieſer ſofort zur Einſicht kam und ſogar einige Entſchuldigungen ſtammelte. Sicherlich war Risler zu ſeiner Handlungsweiſe berechtigt; alle rechtſchaffenen Leute mußten auf ſeiner Seite ſtehen. ... Dabei zog ſich Monſieur Chèbe

rücklings nach der Thür zurück, und als er dort angelangt war, erlaubte er ſich die ſchüchterne Frage, ob die kleine Jahresrente der Mutter Chèbe auch ferner ausgezahlt würde.

„Jawohl," antwortete Risler; „aber überſchreiten Sie dieſelbe nie, denn meine Stellung hier iſt nicht mehr wie bisher ... ich bin nicht mehr Teilhaber der Firma."

Monſieur Chèbe machte große, verwunderte Augen und ſein Geſicht nahm jenen blödſinnigen Ausdruck an, der viele Leute zu dem Glauben brachte, daß der Unfall, der ihm widerfahren — Sie wiſſen, dem Herzog von Orleans war dasſelbe begegnet — nicht von ihm erfunden ſei. — Uebrigens erlaubte er ſich nicht die leiſeſte Bemerkung. Sein Schwiegerſohn war ja geradezu wie umgewechſelt! ... konnte dieſe Tigerkatze, deren Haare ſich bei jedem Worte ſträubten und die ſich bereit erklärte, einen Menſchen umzubringen, konnte ſie wirklich Risler ſein?

Der kleine Mann zog ſich eilig zurück, fand jedoch am Fuße der Treppe ſeine Haltung wieder und ging im Siegerſchritt über den Hof.

Nachdem alle Zimmer ausgeräumt waren und Risler ſie noch einmal durchwandert hatte, ſchloß er die Wohnung ab und ging mit dem Schlüſſel in die Kaſſenſtube, um ihn Madame Fromont einzuhändigen.

„Sie können die Wohnung vermieten," ſagte er; „auch das iſt wieder eine Zubuße für das Geſchäft."

„Und Sie, lieber Freund?"

„Ich? — meine Anſprüche ſind nicht groß: ein Feldbett in einer der Manſardenſtuben, das iſt für den Commis genug. Denn — laſſen Sie mich das wiederholen — fortan bin ich nur noch Ihr Commis ... und ein guter Commis werde ich ſein, fleißig und zuverläſſig, über den Sie nicht zu klagen haben werden — das verſichere ich Sie!"

Georges, der mit Planus Rechnungen durchſah, wurde von dieſen Worten des unglücklichen Mannes ſo ergriffen, daß er haſtig aufſtand und fortging; er war dem Auf-

ſchluchzen nahe. Auch Claire war tief gerührt, und auf den neuen Commis des Hauſes Fromont zutretend, ſagte ſie: „Risler, ich danke Ihnen im Namen meines Vaters.“

„An ihn habe ich die ganze Zeit gedacht“, gab er einfach zur Antwort.

In dieſem Augenblick trat der Vater Achilles herein und brachte die Morgenpoſt.

Risler nahm den Haufen Briefe, öffnete einen nach dem andern und reichte die geleſenen Planus zu.

„Da iſt eine Beſtellung aus Lyon. . . . Warum hat man verſäumt, nach Saint-Etienne zu ſchreiben?“

Mit aller Willenskraft verſenkte er ſich in die Einzelheiten der Geſchäfte, und ſein dringendes Verlangen nach Ruhe und Vergeſſenheit gab ihm eine ſeltene Schärfe und Klarheit des Urteils.

Plötzlich erblickte er zwiſchen den großen, mit Firmenſtempeln verſehenen Briefen, deren Form und Papier kaufmänniſches Herkommen und haſtige Beförderung verrieten, einen kleinen, zierlichen, ſorgſam verſiegelten Brief, der ſich ſo verräteriſch zwiſchen die andern eingeſchlichen, daß er ihn anfangs nicht bemerkt hatte. Die feine, ſchlanke, feſte Handſchrift erkannte er ſogleich. „An Herrn Risler — zu eignen Händen“ — das hatte Sidonie geſchrieben. Wieder ſtieg das Gefühl in ihm auf, das er oben in ihrem Schlafzimmer gehabt hatte.

Seine ganze Liebe, der ganze Zorn des betrogenen Ehemannes überfluteten ſein Herz und erfüllten ihn mit der Entrüſtung, die zum Mörder machen kann. Was hatte ſie ihm zu ſchreiben? welche neue Lüge hatte ſie erſonnen? ... Er war im Begriff, den Brief zu öffnen, beſann ſich aber eines andern, denn er ſagte ſich ſelbſt, daß ihn das Leſen dieſer Zuſchrift ſeiner mühſam behaupteten Kraft berauben könnte, und wendete ſich an den Kaſſierer.

„Sigismund, lieber Alter,“ flüſterte er; „willſt du mir einen Gefallen thun?“

„Natürlich!“ rief der wackere Mann, ganz entzückt, daß der Freund wieder in dem vertraulichen Ton von ehedem mit ihm ſprach.

„Sieh her, da iſt ein Brief an mich, den ich jetzt nicht leſen möchte. Ich bin überzeugt, daß er mich um Leben und Denken bringen würde. Du hebſt ihn mir auf, nicht wahr? und auch das noch.“

Dabei zog er ein ſorgſam verſchnürtes Päckchen aus der Taſche und reichte es Planus durch das Gitter zu.

„Dies iſt alles, was mir von der Vergangenheit und von dem Weibe geblieben. . . . Ich will ſie nicht wiederſehen und nichts, was mich an ſie erinnern könnte, bis ich meine Aufgabe hier im Hauſe zu Ende und zwar gut zu Ende geführt habe. Dazu — das wirſt du begreifen — bedarf ich meines ganzen Kopfes. — Den Chèbes wirſt du ihre kleine Jahresrente zukommen laſſen . . . und wenn ſie um etwas bitten ſollte, thuſt du, was nötig iſt, ſagſt mir aber nichts davon. . . . Und was ich dir gegeben habe, hebſt du mir ſorgfältig auf, bis ich es zurückverlange.“

Planus ſchloß Brief und Päckchen in ein Geheimfach ſeines Sekretärs, das allerlei Wertpapiere enthielt, während Risler zu der Durchſicht der Handelskorreſpondenz zurückkehrte. Aber wieder und wieder ſah er bei ſeiner Beſchäftigung die zierlichen Schriftzüge vor Augen, die jene kleine, feine Hand geſchrieben, welche er ſo oft, ſo warm ans Herz gedrückt hatte.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Im Café chantant.

Es war ein ſeltener Diener von großer Gewiſſenhaftigkeit, den das Haus Fromont in ſeinem neuen Commis gewonnen hatte.

Tag für Tag war ſeine Lampe die erſte, welche die Fenſter der Fabrik erhellte, und die letzte, die verlöſcht

wurde. Man hatte ihm oben, unter dem Dache, eine kleine Stube eingerichtet, die ganz der Trappiſtenzelle glich, welche er früher mit Franz bewohnt hatte, und deren Einrichtung aus einem eiſernen Feldbett und einem Tiſche von rohem Tannenholz beſtand, über dem das Bild ſeines Bruders hing. Auch das alte, thätige, regelmäßige, einſame Leben von damals hatte er wieder aufgenommen.

Er arbeitete unabläſſig und ließ ſeine Mahlzeiten aus dem kleinen Milchladen an der Straßenecke holen, aber ach! Jugend und Hoffnung waren auf immer dahin und damit auch der Reiz aller dieſer Erinnerungen entſchwunden. Ein Glück nur, daß ihm Franz und Madame Schorſch geblieben waren — die einzigen Weſen, an die er ohne Bitterkeit denken konnte. Madame Schorſch war immer für ihn da, immer darauf bedacht, ihn zu pflegen und zu tröſten, und Franz ſchrieb häufig, ohne jemals Sidoniens Namen zu erwähnen. Risler glaubte, daß er von irgend einer Seite von dem Geſchehenen unterrichtet ſei und aus Schonung jede Anſpielung darauf vermeide. „Wenn ich ihn nur erſt zurückrufen könnte!“ — Der Fabrik den alten Glanz zu geben und den Bruder heimkehren zu laſſen, das war ſein Traum, ſein einziges Beſtreben.

Inzwiſchen floſſen ſeine Tage in immer gleicher Weiſe dahin, im geräuſchvollen Treiben des Geſchäftslebens und der herzbeklemmenden Einſamkeit ſeines Kummers. Jeden Morgen ging er hinunter, um die Arbeitsſäle zu durchwandern, in denen die Achtung, die er allgemein einflößte, und ſein ernſtes, ſtrenges Weſen die auf kurze Zeit geſtörte Ordnung wiederhergeſtellt hatten. Anfangs hatte man viel geſchwatzt und Sidoniens Verſchwinden verſchiedene Deutungen gegeben. Die einen ſagten, ſie ſei mit einem Geliebten entflohen, die andern, Risler habe ſie fortgejagt.

Was aber allen Vermutungen widerſprach, war das Verhältnis der beiden Aſſociés, die ſo einfach wie früher miteinander verkehrten. Zuweilen freilich, wenn ſie im

Comptoir allein waren, fuhr Nisler plötzlich zusammen, eine Vision des an ihm verübten Verrats stieg vor ihm auf und er sagte sich selbst, wie tausendfach ihn die Augen, die er da vor sich sah, der Mund, das ganze Antlitz belogen hatten.

Dann kam wohl ein leidenschaftliches Verlangen über ihn, den Elenden an der Gurgel zu packen und mitleidslos zu erwürgen; aber der Gedanke an Madame Schorsch hielt ihn immer wieder davon zurück. Sollte er weniger Mut beweisen als diese junge Frau? — Weder Claire, noch Fromont, noch irgend ein andrer ahnten, was in ihm vorging. Die einzige Veränderung in seinem Wesen war eine gewisse Härte und Unbeugsamkeit, die er früher nicht besessen hatte. Für die Arbeiter war Nisler senior zur Respektsperson geworden, und auch diejenigen unter ihnen, die sich nicht vor seinem in einer Nacht ergrauten Haar, seinen eingefallenen, gealterten Zügen beugten, zitterten vor dem eigentümlichen Blick seiner Augen, die an den schwarzblauen Glanz einer Stahlklinge erinnerten. Er, der sonst im Verkehr mit den Arbeitern sanft und freundlich gewesen war, zeigte sich jetzt bei der geringsten Versäumnis oder Unordnung von unerbittlicher Strenge. Es war, als ob er damit eine frühere, blinde und verderbliche Nachsicht wieder gut machen wolle.

Gewiß, der neue Commis des Hauses Fromont war ein wunderbar treuer Diener.

Ihm war es zu verdanken, daß die alte Glocke der Fabrik, trotz ihrer klanglosen, zitternden Stimme, bald wieder ihre frühere Gewalt ausübte, und während er alles leitete und überwachte, gönnte er sich selbst nicht die mindeste Erholung. Mäßig wie ein Lehrbursche ließ er durch den alten Planus drei Viertel seines Gehalts dem Chèbeschen Ehepaar zukommen, fragte aber nie nach ihrem Ergehen. Pünktlich am letzten jedes Monats erschien der kleine Mann, um die geringe Summe in Empfang zu nehmen, und war dabei dem alten Sigismund gegenüber so steif und herablassend, wie sich's für einen Rentenbesitzer gebührt. Madame Chèbe

hatte verſucht, bis zu ihrem Schwiegerſohn zu gelangen, den ſie beklagte und von Herzen liebte; aber ſobald die Palmen ihres türkiſchen Shawls am Hofthor ſichtbar wurden, ergriff der Gatte Sidoniens die Flucht.

Der Mut, mit dem er ſich ſo tapfer wappnete, war im Grunde doch nur äußerliche Feſtigkeit. Der Gedanke an ſeine Frau verließ ihn keinen Augenblick. Was war aus ihr geworden? was fing ſie an? — Er machte Planus beinahe einen Vorwurf daraus, daß dieſer ihm nichts von ihr berichtete. Der Brief beſonders kam ihm nicht aus dem Sinn, der Brief, den zu leſen er ſich verſagt hatte. Unabläſſig mußte er daran denken — ach! wenn er nur den Mut gehabt hätte — wie gern würde er Sigismund darum gebeten haben.

Eines Tages wurde die Verſuchung zu ſtark. Der alte Kaſſierer war zum Frühſtück fortgegangen und hatte, gegen ſeine Gewohnheit, den Schreibtiſchſchlüſſel ſtecken laſſen. Risler konnte nicht widerſtehen; er öffnete die Schublade, ſuchte, kramte in den Papieren — der Brief lag nicht mehr da; wahrſcheinlich hatte ihn Sigismund — vielleicht in der Vorausſicht ſchwacher Augenblicke — noch ſorgfältiger verwahrt. Im Grunde war Risler auch mit ſeinem Mißerfolg nicht unzufrieden; er fühlte nur zu gut, daß ihn das Auffinden des Briefes der thatkräftigen Reſignation beraubt hätte, in welcher er ſo mühevoll verharrte.

Die Woche hindurch ging es noch leidlich; das Daſein war erträglich, denn den ganzen Tag füllten die tauſend Aufgaben für die Intereſſen des Hauſes, und wenn die Nacht hereinbrach, fiel Risler bewußtlos vor Ermüdung auf ſein Lager. Der Sonntag dagegen war endlos und qualvoll für ihn. Die Stille in den Höfen, den verödeten Arbeitsſälen gab ſeinen Gedanken einen weiten Spielraum. Er verſuchte zu arbeiten, aber die Anfeuerung, die gemeinſamer Thätigkeit entquillt, fehlte ihm. Er allein ſollte in dieſer weitläufigen Arbeitsſtätte, deren Atem ſogar ſtillſtand, fleißig ſein! — Die vorgeſchobenen Riegel, die herabgelaſſenen

Rouleaux, die laute Stimme des Vater Achilles, der im menschenleeren Hofe mit seinem Hunde spielte, alles sprach von Ruhe und Einsamkeit, das ganze Stadtviertel machte denselben Eindruck; in den Straßen, wo nur selten ein Vorübergehender sichtbar wurde, hatte das Glockengeläut, das zur Vesper rief, einen melancholischen Klang, und wenn hin und wieder, wie ein fernes Echo des Pariser Treibens, Räderrollen, Leierkastentöne oder das Glöckchen einer Kuchenverkäuferin in die Stille herüberschallte, schien dieselbe dadurch nur um so tiefer zu werden.

Risler entwarf neue Zusammenstellungen von Blumen und Blättern, aber während er den Bleistift arbeiten ließ, schweiften seine Gedanken, die hierbei nicht völlig in Anspruch genommen waren, in die Weite, suchten das verlorene Glück, riefen unvergeßliche Katastrophen wach, ließen ihn sein ganzes Martyrium noch einmal erleben und — kehrten sie endlich zu dem armen Nachtwandler zurück, der noch immer an seinem Zeichenbrette saß, so fragten sie: „was hast du in unsrer Abwesenheit gethan?" — Ach, er hatte nichts zu stande gebracht.

O, diese langen, traurigen, qualvollen Sonntage! Wir dürfen auch nicht vergessen, daß seine Seele von der frommen Vorliebe des Volkes für den geheiligten Feiertag erfüllt war, für die vierundzwanzigstündige Ruhe, die dem Arbeiter Kraft und Mut zurückgibt. Wenn er ausgegangen wäre, hätte er beim Anblick eines von Weib und Kind begleiteten Arbeiters vielleicht laut aufschluchzen müssen, aber seine klösterliche Abgeschiedenheit bereitete ihm andre Qualen, erfüllte ihn mit der Verzweiflung, den bitteren Seelenkämpfen des Einsiedlers, wenn der Gott, dem er sich geweiht hat, sein Opfer nicht anzuerkennen scheint. Der Gott Rislers aber war die Arbeit, und da er nun auch in ihr weder Ruhe noch Heiterkeit wiederfand, verlor er den Glauben an sie und war nahe daran, ihr zu fluchen.

Zuweilen wurde in diesen Stunden voll bitteren Kampfes die Thür des Zeichensaales leise geöffnet und Claire Fromont

trat herein. Die Einſamkeit des unglücklichen Mannes in dieſen langen Sonntagnachmittagen ging ihr zu Herzen, und ſie kam, ihm mit ihrer Kleinen Geſellſchaft zu leiſten; wußte ſie doch aus Erfahrung, wie beſänftigend der Verkehr mit Kindern zu wirken vermag. Die Kleine, die jetzt allein gehen konnte, entwand ſich den Armen der Mutter, um zu dem Freunde zu laufen. Risler hörte ihre kurzen, eiligen Schritte, fühlte ihren leichten Atem hinter ſich und hatte davon augenblicklich einen beruhigenden, erfriſchenden Eindruck. Sie ſchlang ihm ſo freundlich die runden Aermchen um den Hals, lachte ihm ſo fröhlich und unbefangen zu und küßte ihn mit dem lieblichen Munde, der noch keine Lüge geſagt hatte. Claire Fromont, die noch an der Thür ſtand, ſah die beiden lächelnd an.

„Risler, lieber Freund," ſagte ſie herzlich, „kommen Sie mit in den Garten; Sie überarbeiten ſich, werden ſich krank machen."

„Nein, nein, Madame Schorſch; die Arbeit allein iſt's, die mich aufrecht erhält ... ſie hindert mich am Denken und Grübeln."

Nach langer Pauſe begann ſie aufs neue: „Mein guter, lieber Risler, nehmen Sie ſich zuſammen, ſuchen Sie zu vergeſſen ..."

Er ſchüttelte den Kopf.

„Vergeſſen ... kann man das? — Es gibt Dinge, die über unſre Kräfte gehen. Man kann vergeben, aber man vergißt nicht."

Faſt immer gelang es dem Kinde, ihn in den Garten hinunter zu locken. Mochte er Luſt haben oder nicht, die Kleine beſtand darauf, daß er ihr helfen müſſe, mit Sand oder mit dem Balle zu ſpielen. Aber nur zu bald bemerkte ſie, wie ungeſchickt und gleichgültig ihr Spielgefährte war, und dann begnügte ſie ſich damit, ruhig an ſeiner Seite zwiſchen den Buchsbaumeinfaſſungen der Beete hin und her zu gehen und die Hand des Freundes feſtzuhalten. Nach

wenigen Augenblicken hatte Risler dann zwar kein Bewußtsein von ihrer Gegenwart, aber ohne daß er darauf achtete, übte die kleine, warme Hand, die in der seinigen lag, einen magnetischen Einfluß auf ihn aus und linderte die Pein seines verwundeten Herzens.

„Man kann vergeben, aber man vergißt nicht!"

Auch die arme Claire wußte das, denn trotz ihres mutigen Wollens, trotz ihres tiefen Pflichtgefühls hatte sie nicht vergessen. Für sie wie für Risler wurde die Umgebung, in der sie lebte, zur beständigen Erinnerung an ihr Unglück; mitleidslos rissen die Gegenstände um sie her alle Wunden wieder auf, wenn sie eben vernarben wollten. Die Treppe, der Garten, der Hof, alle die Zeugen und stummen Mitschuldigen des Ehebruchs hatten an gewissen Tagen ein geradezu unerbittliches Aussehen. Selbst die Beflissenheit, mit der ihr Georges peinliche Erinnerungen fernzuhalten suchte, sein ängstliches Bemühen, sie abends nicht allein zu lassen und ihr von seinen Ausgängen Rechenschaft zu geben, alles mahnte sie aufs neue an seinen Verrat. Mehr als einmal war sie im Begriff, ihn um Gnade zu bitten, ihm zu sagen: „Thue nicht zu viel!" — Aber ihr Glaube an ihn war vernichtet, und die furchtbare Qual des Priesters, der dem Zweifel anheim gefallen ist und dennoch seinem Gelübde treu zu bleiben trachtet, verriet sich auch in ihrem bittern Lächeln, in ihrer stillen, klaglosen Freundlichkeit.

Georges war sehr unglücklich. Jetzt liebte er seine Frau; die Größe ihres Wesens hatte ihn besiegt. Seine Liebe war mit Bewunderung gemischt, und — warum sollten wir es nicht gestehen — Claires Herzenskummer ersetzte in den Augen ihres Mannes jenen Mangel an Koketterie, den er ihr in der Stille vorgeworfen hatte. Er gehörte zu der Klasse von Männern, denen es wohlthut, Eroberungen zu machen, Widerstand zu besiegen. Die kalte, launenhafte Sidonie hatte dieser Herzensverirrung Genüge gethan. Nachdem sie sich heute in der zärtlichsten Weise von ihm getrennt

hatte, fand er ſie morgen gleichgültig und zerſtreut, und dieſe Notwendigkeit, ſie immer aufs neue zu feſſeln, trat für ihn an die Stelle wirklicher Leidenſchaft. Ein ſtilles Liebesglück wurde ihm langweilig, wie dem Seemann eine ſturmloſe Fahrt. Nun aber war ſeine Ehe dem Schiffbruch nah geweſen, und noch immer war nicht alle Gefahr vorüber. Er wußte, daß Claire ſich von ihm abgewendet hatte, daß ihr Herz ganz dem Kinde gehörte und daß dieſes fortan das einzige Bindemittel zwiſchen ihnen war. Dieſe Entfremdung ließ ſie ihm ſchöner und begehrenswerter erſcheinen als je, und er bot alle ſeine Liebenswürdigkeit auf, ſie wiederzugewinnen. Er fühlte, daß es eine ſchwere Aufgabe ſei und daß er es mit einem ungewöhnlichen Weſen zu thun habe, aber er verzweifelte nicht; denn zuweilen leuchtete in der Tiefe ihrer ſanften, ſcheinbar gleichgültigen Augen, beim Anblick der Mühe, die er ſich gab, ein ſtiller Glanz auf, der ihm ſagte, daß er hoffen dürfe.

An Sidonie dachte er nicht mehr, und dieſe plötzliche, ſeeliſche Trennung hat durchaus nichts Ueberraſchendes. Dieſe zwei oberflächlichen Weſen beſaßen nichts, was ſie feſt aneinanderketten konnte. Georges war nur dann zu einer dauernden Empfindung fähig, wenn dieſelbe beſtändig neue Anregung erhielt, und überdies war Sidonie nicht im ſtande, eine große, nachhaltige Neigung einzuflößen. Es war eben nur das Liebesverhältnis einer Dirne und eines Lebemannes, das auf Eitelkeit und Selbſtliebe gegründet iſt, weder Hingebung noch Treue einflößt und zuweilen zu tragiſchen Kataſtrophen, zu Duellen und Selbſtmorden führt; eine Art Neigung, die gewöhnlich überwunden und ohne Narben geheilt wird. Hätte Georges Sidonie wiedergeſehen, ſo wäre er vielleicht aufs neue in ihren Bann geraten, aber der Windſtoß, der ſie fortgetrieben hatte, war ſo plötzlich hereingebrochen und hatte ſie ſo weit entführt, daß keine Rückkehr möglich war. Jedenfalls aber empfand er es als Erleichterung, daß er nicht mehr zu lügen und zu heucheln brauchte, und ſein

neues Leben voll Arbeit und Entbehrungen mit der Aussicht auf ein fernes, ersehntes Ziel erschreckte ihn nicht — ein wahres Glück! denn zur Rettung des Hauses hatten beide Associés ihren ganzen Fleiß, ihre ganze Willenskraft aufzubieten.

Von verschiedenen Seiten hatte das arme Handelshaus einen Leck erhalten, der das Wasser eindringen ließ, und Vater Planus verbrachte manche schlaflose Nacht, die vom Alpdruck bevorstehender Zahltage und der Erscheinung des blauen Männchens heimgesucht wurde. Durch große Sparsamkeit gelang es jedoch, allen Verpflichtungen nachzukommen.

Nach kurzer Zeit waren in der Fabrik vier Rislersche Druckmaschinen in Thätigkeit, und der gesamte Tapetenhandel begann darauf aufmerksam zu werden. In Lyon, Caen, Rixheim, den bedeutendsten Mittelpunkten dieses Industriezweiges, entstand eine große Aufregung über die neue rotierende Maschine, und eines schönen Tages erschienen die Prochassons und boten dreimalhunderttausend Franken für einen Anteil am Patente.

„Was sollen wir thun?“ fragte Fromont junior den Erfinder. — Risler zuckte die Achseln mit gleichgültiger Miene.

„Das haben Sie zu entscheiden . . . ich habe nichts damit zu thun . . . bin nur Ihr Commis.“

Diese Antwort, so ruhig und ohne Zorn sie gegeben war, dämpfte Georges' unbesonnene Freude und erinnerte ihn einmal wieder an den Ernst seiner Lage, den er nur zu oft außer acht ließ. — Als Risler dann aber mit seiner lieben Madame Schorsch allein war, gab er ihr den Rat, auf das Anerbieten der Prochassons nicht einzugehen.

„Warten Sie . . . übereilen Sie nichts . . . in einiger Zeit werden Sie besser verkaufen . . .“

Er sprach immer nur von ihnen, wenn von dieser Angelegenheit die Rede war, obwohl er den größten und ruhmreichsten Anteil daran hatte. Es war nicht zu verkennen, daß er sich schon im voraus von ihrer Zukunft lossagte.

Indeſſen häuften ſich die Beſtellungen; die Güte der Tapeten und ihr infolge der leichten Herſtellung ſehr ermäßigter Preis machten jede Konkurrenz unmöglich. Bald war nicht mehr daran zu zweifeln, daß der Firma eine glänzende Zukunft bevorſtand. Die Fabrik hatte ihr früheres, blühendes Ausſehen wieder gewonnen; es ſummte darin wie in einem Bienenſtocke; alle Räumlichkeiten waren in Anſpruch genommen, hunderte von Arbeitern beſchäftigt. Vater Planus hatte nicht mehr Zeit, die Augen aufzuheben; vom Garten aus war er zu ſehen, wie er über ſeine großen Rechnungsbücher gebeugt, in langen, ſchön geſchriebenen Zahlenreihen den Ertrag der Druckmaſchine eintrug.

Auch Risler arbeitete ohne Raſt und Ruh. Der zurückkehrende Wohlſtand änderte nichts in ſeiner einſamen Lebensweiſe; nach wie vor mußte das Geräuſch ſeiner Druckmaſchine zu dem höchſten Dachfenſter des Wohnhauſes aufſteigen, wenn es ihn erreichen ſollte, und er war nicht weniger mäßig, nicht weniger ſchweigſam als bisher. Eines Tages aber wurde in der Fabrik bekannt, daß ein Exemplar der Druckmaſchine auf der großen Ausſtellung zu Mancheſter mit der goldnen Medaille gekrönt worden ſei und damit gleichſam die offizielle Beglaubigung ihres Wertes erhalten habe. Madame Georges rief Risler zur Frühſtückszeit in den Garten, um ihm dieſe gute Nachricht ſelbſt zu verkünden.

Ein Lächeln des Stolzes überſtrahlte ſein verdüſtertes, gealtertes Geſicht; die Eitelkeit des Erfinders, das Bewußtſein des Erfolges, beſonders die Zuverſicht, das Unheil, welches ſeine Frau über die Firma gebracht hatte, in glänzender Weiſe wieder gut gemacht zu haben, gewährten ihm einen Augenblick echten Glückes; er drückte Claires Hände und murmelte wie in guten alten Tagen: „Ich bin ſo glücklich ... ſo glücklich!“

Und doch — welch' ein andrer Klang lag in den Worten! kein Schwung, keine Hoffnung, nur die Befriedigung über eine wohlgelöſte Aufgabe — weiter nichts!

Die Glocke läutete zur Wiederaufnahme der Arbeit, und

wie jeden andern Tag kehrte auch heute Risler zu seinen Zeichnungen zurück. Nach kurzer Zeit kam er jedoch wieder herunter; die Nachricht hatte ihn doch tiefer berührt, als er zeigen wollte. Er irrte im Garten umher, kam wiederholt am Kassenfenster vorüber und lächelte dem Vater Planus durch das Gitter wehmütig zu.

„Was hat er nur?" fragte sich der Alte. „Was kann er von mir wollen?"

Endlich, als der Abend gekommen und Planus im Begriff war, das Comptoir zu schließen, faßte sich Risler das Herz hineinzutreten und ihn anzureden: „Planus, lieber Alter, ich möchte ..." Er zögerte einen Augenblick. „Ich möchte dich bitten, mir den Brief zu geben ... du erinnerst dich? ... den kleinen Brief und das Päckchen ..."

Ueberrascht sah ihn Sigismund an; in seiner Harmlosigkeit hatte er sich eingebildet, Risler dächte nicht mehr an Sidonie, hätte sie vollständig vergessen.

„Wie ... du wolltest? ..."

„Nun ja ... ich glaube, daß ich es redlich verdient habe und daß ich auch einmal an mich selbst denken darf, nachdem ich so lange Zeit nur an andre gedacht."

„Du hast recht!" antwortete Planus. „Höre denn, was wir thun wollen. Den Brief und das Päckchen habe ich zu Haus, in Montrouge. Wir könnten nun im Palais Royal zusammen essen, wie in der guten, alten Zeit — weißt du noch? — ich bin Gastgeber und wir feiern deine Medaille mit einer Flasche Gesiegeltem ... etwas Feinem. Dann gehst du mit mir nach Montrouge, ich übergebe dir deine Siebensachen, und wenn es zu spät für dich wird, nach Haus zurückzukehren, gibt dir Mademoiselle Planus, meine Schwester, ein Bett, und du schläfst bei uns. — Es wohnt sich gut da draußen ... wie auf dem Lande. Morgen früh um sieben Uhr fahren wir mit dem ersten Omnibus nach der Fabrik ... Komm, Landsmann, mache mir die Freude! Sonst muß ich glauben, daß du deinem alten Sigismund noch immer böse bist ..."

Risler willigte ein; es lag ihm nichts daran, seine Medaille zu feiern, wohl aber ein paar Stunden früher in den Besitz des kleinen Briefes zu kommen, den zu lesen er so redlich verdient hatte.

Er mußte sich ankleiden; das war ein Ereignis, denn seit einem halben Jahre trug er beständig seine Arbeitsjacke. Die ganze Fabrik geriet in Aufregung und Madame Fromont wurde sofort benachrichtigt: „Madame . . . Madame . . . Monsieur Risler geht aus!"

Claire sah ihm vom Fenster aus nach, und seine große, vom Kummer gebeugte Gestalt, die sich schwer auf Sigismunds Arm stützte, machte ihr einen tiefen, seltsamen, unvergeßlichen Eindruck. — Auf der Straße wurde Risler von allen Seiten mit Interesse gegrüßt; jedes freundliche „Guten Tag" erwärmte ihm das Herz — er bedurfte des Wohlwollens; aber der Wagenlärm betäubte ihn.

„Mir schwindelt der Kopf," sagte er zu seinem Freunde.

„Stütze dich fest auf, lieber Alter . . . ängstige dich nicht!"

Dabei richtete sich der wackere Planus straff in die Höhe und zog seinen Freund mit dem kindlichfanatischen Stolz durch die Straßen, mit der ein Bauer der südlichen Provinzen das Bild des Ortsheiligen trägt.

Sie erreichten das Palais Royal. Der Garten war mit Menschen angefüllt, die der Musik wegen gekommen waren. Im Staub und im Lärm der Stühle suchte jeder einen Platz zu erobern, die Freunde aber traten rasch in das Restaurant, um dem Gewühl zu entgehen. Sie setzten sich in einen der großen Säle im ersten Stock, von wo aus die grünen Bäume, die Spaziergänger und der Wasserstrahl des Springbrunnens zwischen den Blumenbeeten des traurigen Gartens zu sehen sind. Für Sigismund war dieser Saal der Inbegriff aller Pracht; überall Vergoldungen, um die Spiegel, am Kronleuchter, selbst auf der gepreßten Papiertapete. Auch die weiße Serviette, das Brötchen, die Speisekarte des Diners zu festem Preise entzückten ihn.

„Hier iſt's gut, nicht wahr?“ wiederholte er immer wieder, und bei jeder neuen Schüſſel ſeines Feſtmahls zu zwei Franken fünfzig Centimes brach er in Lobeserhebungen aus und füllte halb mit Gewalt ſeinem Freunde den Teller.

„Davon mußt du eſſen; das ſchmeckt gut.“

Obwohl Risler ſich bemühte, dem Mahle Ehre zu erweiſen, ſchien er zerſtreut zu ſein und ſah beſtändig aus dem Fenſter. „Weißt du noch, Sigismund?“ fragte er nach einer Pauſe.

Der alte Kaſſierer, deſſen Gedanken beſtändig weit in die Vergangenheit, bis zu Rislers Eintritt in die Fabrik zurückgingen, erwiderte: „Natürlich weiß ich's noch! ... Das erſte Mal, daß wir im Palais Royal zuſammengegeſſen haben, war im Februar 46, in dem Jahre, als die neuen Walzen in der Fabrik eingeführt wurden.“

Risler ſchüttelte den Kopf.

„Nein, nein, ich ſpreche von einem Tage vor drei Jahren; dort drüben haben wir damals geſpeiſt.“

Dabei zeigte er ihm die großen Fenſter des Véfourſchen Saales, die von der untergehenden Sonne wie von den Kronleuchtern eines Hochzeitsmahles beglänzt wurden.

„Ja, ja, das iſt wahr!“ murmelte Sigismund in einer gewiſſen Verlegenheit. Welch ein unglückſeliger Einfall, den Freund an einen Ort zu führen, der ſo peinliche Erinnerungen in ihm erwecken mußte!

Risler, der des Freundes Stimmung nicht trüben wollte, erhob plötzlich ſein Glas.

„Auf deine Geſundheit, alter Kamerad!“

Er ſuchte dem Geſpräch eine andre Wendung zu geben, aber gleich darauf brachte er es wieder auf das frühere Thema. Leiſe, als ob er ſich ſeiner Worte ſchäme, fragte er den alten Planus: „Haſt du ſie wiedergeſehen?“

„Deine Frau? ... Nein, niemals!“

„Hat ſie auch nicht geſchrieben?“

„Nein, nie wieder.“

„Aber du mußt doch etwas von ihr wiſſen? Was hat ſie in dieſem halben Jahre angefangen? ... Iſt ſie bei ihren Eltern?“

„Nein.“

Risler erblaßte.

Er hatte ſich der Hoffnung hingegeben, daß Sidonie zu ihrer Mutter zurückkehren und arbeiten würde, wie er es that, um zu büßen und zu vergeſſen. Er hatte ſich oft geſagt, daß die Geſtaltung ſeines künftigen Lebens, wenn er erſt wieder berechtigt wäre, an ſich ſelbſt zu denken, von den Nachrichten abhängen würde, die er über ſie erhielt, und in einer fernen Zeit, deren Bild etwas von der Unbeſtimmtheit eines Traumes hatte, ſah er ſich mit ihr und ihren Eltern in irgend ein unbekanntes Land geflüchtet, wo ihn nichts an ſeine frühere Schmach erinnern konnte. Es war noch kein feſter Plan, aber es lag als ſtille Hoffnung im Grunde ſeines Herzens, wie das Sehnen, das jeden Menſchen antreibt, nach Glück zu ſtreben.

„Iſt ſie in Paris?“ fragte er abermals nach kurzem Nachdenken.

„Nein; vor einem Vierteljahre iſt ſie fortgegangen — man weiß nicht wohin.“

Planus fügte nicht hinzu, daß ſie mit ihrem Cazaboni fortgegangen war, deſſen Namen ſie angenommen hatte, und daß die beiden in den Provinzſtädten auftraten; daß ihre Mutter tief betrübt war, ſie nicht mehr ſehen wollte und nur hin und wieder durch Delobelle Nachricht von ihr erhielt. Dies alles glaubte Sigismund verſchweigen zu müſſen, und nachdem er geſagt hatte, daß ſie Paris verlaſſen habe, verſtummte er.

Risler wagte nicht, ihn weiter zu befragen.

Während ſich die beiden in verlegenem Schweigen gegenüber ſaßen, begann die Militärmuſik unter den Bäumen des Gartens mit einer italieniſchen Opernouverture, einem jener heiteren Tonſtücke, welche gleichſam für den freien Himmel und öffentliche Spaziergänge geſchaffen ſind, und deren heitere

Klänge ſich mit dem Zirpen der Schwalben und dem perlenden Geplätſcher des Springbrunnens vereinigen. Die rauſchenden Blechinſtrumente bilden einen erfriſchenden Gegenſatz zu den ſtillen, ſchwülen Sommertagen, die in Paris ſo ermüdend wirken, und ſind das einzige, was die Aufmerkſamkeit feſſelt. Das ferne Rollen der Wagen, der Kinderlärm, die Schritte der Spaziergänger werden von dieſen belebenden Tonwellen verſchlungen, und ſie ſind dem Pariſer ebenſo unentbehrlich, wie das tägliche Beſprengen ſeiner Promenaden. Es iſt, als ob die müden Blumen, die ſtaubbedeckten Bäume, die von der Hitze matt und bleich gewordenen Geſichter, alles Leid, alles Elend der großen Stadt, das traurig, in ſich zuſammengeſunken auf den Bänken ringsumher ausruht, davon erfriſcht und gekräftigt würde — wie die Luft, die von den fröhlichen Klängen erfüllt iſt, neues Leben zu gewinnen ſcheint.

Auch dem armen Risler war, als ob die Spannung ſeiner Nerven nachließe.

„Wie wohl es thut, ein bißchen Muſik zu hören!“ ſagte er mit glänzenden Augen, und mit leiſerer Stimme fügte er hinzu: „Mein Herz iſt ſchwer, alter Freund ... wenn du wüßteſt ...“

Schweigend, mit aufgeſtütztem Ellbogen ſaßen ſie am Fenſter, während ihnen der Kaffee ſerviert wurde.

Endlich verſtummte die Muſik; der Garten wurde leer; das Tageslicht ſtieg von den Ecken der Gebäude zu den Dächern empor und ſandte ſeine letzten Strahlen den Fenſtern der Manſardenſtuben, während die Schwalben, die ſich auf den Dachrinnen aneinanderſchmiegten, den ſcheidenden Tag mit einem letzten Gezwitſcher begrüßten.

„Sag an, was wollen wir jetzt thun?“ fragte Planus, als ſie das Reſtaurant verließen.

„Was du willſt ...“

Ganz in der Nähe, in einem erſten Stock der Rue Montpenſier befand ſich ein Café chantant, dem viele Menſchen zuſtrömten.

„Wollen wir hinaufgehen?“ fragte Planus, der die Schwermut seines Freundes um jeden Preis zu besiegen wünschte; „das Bier ist ausgezeichnet.“

Risler ließ sich bereden; er hatte seit einem halben Jahre kein Bier getrunken.

Sie betraten ein ehemaliges, in einen Konzertsaal verwandeltes Restaurant. Man hatte die Zwischenwände dreier großer, zusammenhängender Zimmer weggenommen, deren Decke nun von vergoldeten Säulen getragen wurde, die im maurischen Stile mit Rot und Hellblau, kleinen Halbmonden und Turbanen dekoriert waren.

Trotz der frühen Stunde waren die Räume überfüllt, und schon auf der Schwelle hatte man den Eindruck des Erstickens, wenn man die von Menschen umringten Tische sah und im Hintergrunde, von den Säulen halb verborgen, die Menge weißgekleideter Frauengestalten, die sich auf dem Podium zusammendrängten.

Es wurde den beiden Freunden schwer, einen Platz zu finden; endlich setzten sie sich hinter eine Säule, welche ihnen die Hälfte des Podiums verbarg. In diesem Augenblick stand vorn auf demselben ein schöner Herr in schwarzem Frack und gelben Glacéhandschuhen, mit wohl frisiertem und pomadisiertem Haar, der mit tremolierender Stimme sang:

„Ihr goldbemähnten Löwen, nun mäßigt eure Wut!
Zurück von meiner Herde, ich halte treue Hu—u—ut!“

Das Publikum — kleine Kaufleute des Stadtviertels mit Frauen und Töchtern — schien entzückt zu sein, besonders der weibliche Teil der Versammlung. War er doch so recht das Ideal aller Ladenträumereien, dieser prächtige Schäfer der Wüste, der die Löwen mit solcher Entschlossenheit anredete und seine Herde im Gesellschaftsanzuge weidete. Trotz ihrer kleinbürgerlichen Manieren, ihres bescheidenen Anzuges und ihres herkömmlichen Ladenmädchen-Lächelns, bissen alle diese Damen auf den Gefühlsköder an und warfen dem Sänger schmachtende Blicke zu. Komisch war

es, wie ihr Blick ſich änderte, wie verächtlich und beinahe drohend er wurde, wenn er auf den Gatten fiel, den armen Gatten, der ſeiner Frau gegenüber ſaß und ruhig ein Glas Bier trank. „Du wärſt freilich nicht im ſtande, den Löwen trotzend, treue Hut zu halten und noch dazu im Frack und mit gelben Handſchuhen . . .“

Und das Auge des Ehemannes ſchien zu antworten: „Nun ja . . . der iſt ein Prachtkerl.“

Risler und Planus, welche für ein derartiges Heldentum wenig Empfindung hatten, tranken ruhig ihr Bier, ohne ſonderlich auf die Muſik zu achten; als aber das Lied zu Ende war, rief der alte Kaſſierer inmitten des Klatſchens und Bravoſchreiens: „Wie ſonderbar . . . es kam mir vor, aber nein, ich irre mich nicht . . . er iſt es wirklich . . . Delobelle!“

Er war es in der That, der große Schauſpieler, den er vorn in der erſten Reihe, dicht am Podium entdeckt hatte. Sein ergrauender Kopf war in dreiviertel Profil zu ſehen; nachläſſig lehnte er an einer der Säulen, hielt den Hut in der Hand und war in Großgala wie zu einer erſten Vorſtellung, das heißt, er prangte in blendend weißer Wäſche, leicht gebranntem Haar, ſchwarzem Frack, und trug wie ein Ordensband eine rote Kamelie im Knopfloch. Von Zeit zu Zeit warf er einen überlegenen Blick auf die Menge, meiſt aber wandte er ſich mit liebenswürdigem, ermunterndem Lächeln und ſtummem Applaudieren dem Podium zu und irgend einer Perſönlichkeit, die Planus von ſeinem Platze aus nicht zu ſehen vermochte.

Die Anweſenheit des berühmten Delobelle in einem Café chantant hatte an und für ſich nichts Auffallendes, da der Künſtler jeden Abend außer dem Hauſe zu verleben pflegte. Dennoch fühlte ſich der alte Kaſſierer beunruhigt, beſonders als er in der erſten Zuſchauerreihe auch den blauen Kapothut und die ſtählernen Augen der gefühlvollen Geſangslehrerin, Madame Dobſon, erblickte. Inmitten des Tabaks-

qualms und der lärmenden Menge machte die Anweſenheit dieſer beiden Geſichter auf Sigismund den Eindruck eines böſen Traumes. Er fürchtete für ſeinen Freund, ohne eigentlich zu wiſſen was und warum, und fühlte das lebhafte Verlangen, ihn fortzuführen.

„Komm Risler, laß uns gehen ... man erſtickt in dieſer Hitze.“

Im Augenblick, als ſie aufſtanden — Risler war es völlig einerlei, ob ſie gingen oder blieben — begann das Orcheſter, das aus einem Klavier und mehreren Violinen beſtand, ein eigenartiges Vorſpiel, und eine gewiſſe neugierige Aufregung wurde bemerklich; von allen Seiten ertönte der Ruf: „Ruhe! ... Ruhe! ... ſitzen bleiben!“

Die beiden Freunde mußten ihre Plätze wieder einnehmen. Auch Risler begann unruhig zu werden.

„Die Melodie iſt mir bekannt,“ ſagte er zu ſich ſelbſt; „wo kann ich ſie gehört haben?“

Ein donnernder Applaus und ein Ausruf Sigismunds veranlaßten ihn, ſich umzuſehen.

„Komm, komm, wir wollen fort!“ ſagte der Kaſſierer und machte den Verſuch, ihn fortzuziehen, aber es war zu ſpät!

Risler hatte ſeine Frau bereits geſehen, die oben an den Rand des Podiums trat und ſich mit dem Lächeln einer Tänzerin verbeugte.

Sie trug ein weißes Kleid, wie in jener Ballnacht, aber ihr Anzug war nicht ſo koſtbar wie damals, und ihre Haltung wie ihr Weſen trugen den Stempel einer herausfordernden Keckheit.

Ihr Gewand ſchien im Begriff, von den Schultern herabzugleiten, das Haar flatterte wie ein blonder Nebel um Stirn und Augen, und um den Hals ſchlang ſich ein Halsband von Perlen, die viel zu dick waren, um echt zu ſein. Delobelle hatte recht, ſie bedurfte des Zigeunerlebens. Ihre Schönheit hatte in demſelben einen ſorglos kecken Ausdruck

angenommen, der ihr etwas Eigentümliches gab, ſie gleichſam als Typus der davongelaufenen, allen Zufälligkeiten des Lebens preisgegebenen Frau erſcheinen ließ, die von Stufe zu Stufe bis in den tiefſten Schlund der Pariſer Hölle hinabſinken muß und durch keine Macht der Erde in Sonnenlicht und reine Luft zurückgeführt werden kann.

Wie wohl ſchien ſie ſich in ihrem Komödiantentum zu fühlen! mit welcher Sicherheit trat ſie vorn auf das Podium! Hätte ſie den drohenden, verzweiflungsvollen Blick geſehen, der aus dem Saale, hinter einer Säule hervor auf ſie gerichtet war, ihr Lächeln hätte gewiß nicht dieſe freche Ruhe bewahrt, ihre Stimme gewiß nicht in ſo zärtlich ſchmachtenden Tönen das einzige Lied zu ſingen vermocht, das ihr Madame Dobſon jemals beibringen konnte:

„Mamſell Zizi, armes Kind,
Liebe, Liebe hat geſchwind
Ihr den Kopf verdreht!“

Trotz aller Anſtrengungen des alten Kaſſierers war Risler aufgeſtanden.

„Sitzen bleiben! . . . Sitzen bleiben!“ rief man ihm zu.

Der Unglückliche hörte nichts . . . er ſah nur ſein Weib.

„Liebe, Liebe hat geſchwind
Ihr den Kopf verdreht!“

wiederholte Sidonie mit kokettem Ausdruck.

Einen Augenblick fragte ſich Risler, ob er nicht auf das Podium ſtürzen und ſie erdroſſeln ſolle. — Ihm war, als ſähe er Blut vor den Augen.

Plötzlich aber erfaßten ihn Scham und Ekel. Er ſtürzte fort, indem er Tiſche und Stühle umwarf, und die Verwünſchungen der beſtürzten, erboſten Kleinbürger ſchallten hinter ihm her.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Sidoniens Rache.

Niemals in den zwanzig Jahren, die ſie nun ſchon in Montrouge verlebt hatten, war Sigismund Planus ſo lange ausgeblieben, ohne ſeine Schweſter davon zu benachrichtigen. Mademoiſelle Planus befand ſich daher in großer Sorge. Da ſie mit dem Bruder ein Herz und eine Seele war und alle ſeine Intereſſen teilte, hatte ſie auch monatelang die Sorgen und Befürchtungen des alten Kaſſierers ſo treulich mitgetragen, daß ihr davon eine große Erregbarkeit und Aengſtlichkeit zurückgeblieben waren. Sobald Sigismund ſich im geringſten verſpätete, dachte ſie: „Wenn nur um Gottes willen in der Fabrik nichts paſſiert iſt!“

Darum ſaß denn auch Mademoiſelle Planus dieſen Abend, nachdem das Geflügel im Hühnerſtall eingeſperrt und das Mittageſſen unberührt abgetragen war, aufgeregt wartend in ihrer kleinen Wohnſtube.

Endlich, gegen elf Uhr, wurde geklingelt; aber es war ein ſchüchterner, wehmütiger Ton, der nicht von Sigismunds kräftigem Handgriff herzurühren ſchien.

„Biſt du's, Monſieur Planus?“ fragte das alte Fräulein von der Freitreppe aus.

Er war es; aber er kam nicht allein ... ein großer Mann, deſſen Geſtalt vor Alter gebeugt war, und der beim Eintreten mit langſam-matter Stimme guten Abend ſagte, begleitete ihn. Nun erſt erkannte Mademoiſelle Planus ihren Freund Risler, den ſie zuletzt bei der Neujahrsgratulation geſehen hatte, alſo mehrere Wochen vor den unglücklichen Vorgängen in der Fabrik. Sie war bei ſeinem Anblick kaum im ſtande einen Ausruf der Teilnahme zu unterdrücken, aber das ernſte Schweigen der beiden Männer ſagte ihr, daß auch ſie ſchweigen müſſe.

„Mademoiſelle Planus, liebe Schweſter, du wirſt die Güte haben, mein Bett friſch zu überziehen. Unſer Freund Risler will uns die Ehre erzeigen, dieſe Nacht bei uns zu ſchlafen.“

Die alte Dame beeilte ſich, das Schlafzimmer mit beinah zärtlicher Sorgfalt inſtandzuſetzen, denn außer „Monſieur Planus, meinem Bruder“ war Risler, wie wir wiſſen, der Einzige, den ſie von der allgemeinen Verurteilung des Männergeſchlechtes ausnahm.

Beim Verlaſſen des Café chantant hatte ſich Sidoniens Gatte in einer entſetzlichen Aufregung befunden; ſein ganzer Körper bebte, während er am Arme des Freundes hinſchritt, und vom Abholen des Päckchens in Montrouge war nicht mehr die Rede.

„Geh, laß mich!“ ſagte er zu Sigismund Planus; „ich muß allein ſein!“

Aber Planus fand es unmöglich, ihn ſeiner Verzweiflung zu überlaſſen. Ohne daß es Risler bemerkte, führte er ihn aus der Nähe der Fabrik hinweg, und der Inſtinkt ſeines Herzens ſagte dem alten Kaſſierer, von welchem Thema er mit ſeinem Freunde ſprechen müſſe. Während des ganzen Weges hatte er ihm unabläſſig von Franz erzählt, ſeinem kleinen Franz, der ihm ſo herzlich gut war.

Ja, das war Liebe — wirkliche, treue Liebe! von einem Herzen wie dies iſt kein Verrat zu fürchten . . .

Während ihm Planus ſo zuredete, hatten ſie das geräuſchvolle Centrum der Stadt verlaſſen, gingen die Quais entlang, kamen am Jardin des Plantes vorüber und durchwanderten das Faubourg Saint Marceau. Risler ließ ſich fortziehen; die Worte des Freundes thaten ihm ſo wohl!

Sie kamen in die Nähe der Bièvre, an deren Ufer Lohgerbereien mit großen Trockengerüſten liegen, welche zwiſchen ihrem Gitterwerk regelmäßige Streifen des dunkelblauen Himmels ſehen laſſen. Dann gingen ſie über die weitgedehnte Ebene von Montſouris, ein wüſtes Gebiet, das der heiße Atem der Pariſer Arbeit verſengt, wie der Hauch eines Drachen, deſſen feuerſpeiender Schlund im weiten Umkreis jede Vegetation zu Grunde richtet.

Von Montſouris bis zu den Feſtungswerken von Mont-

rouge iſt nur ein Schritt, und als ſie einmal dort waren, fiel es Planus nicht ſchwer, ſeinen Freund zum weiteren Mitgehen zu beſtimmen. Er dachte mit Recht, daß der Anblick ſeiner friedlichen Häuslichkeit, des freundlichen, innigen Verhältniſſes zwiſchen ihm und ſeiner Schweſter, dem Herzen des Gequälten einen Vorgeſchmack des Glückes geben würde, das ihm im Zuſammenleben mit ſeinem geliebten Franz bevorſtand. Und ſie waren wirklich kaum eingetreten, als ſich der wohlthätige Einfluß des ſtillen, kleinen Hauſes ſchon bemerkbar machte.

„Ja, ja, du haſt recht, alter Freund!“ ſagte Risler, während er mit großen Schritten in dem niedrigen Eßzimmer auf und ab ging; „ich darf mich um dieſe Frau nicht mehr grämen, nicht mehr an ſie denken ... ſie muß von nun an tot für mich ſein. Ich habe nichts mehr auf Erden als meinen Franz. Ob ich ihn wieder herkommen laſſe, oder ob ich zu ihm gehe, weiß ich noch nicht — jedenfalls aber werden wir wieder zuſammen ſein. Ich habe mich immer ſo ſehr nach einem Sohne geſehnt; er ſoll mein Sohn ſein, einen andern wünſche ich mir gar nicht. Wenn ich bedenke, daß ich ernſtlich an den Tod gedacht habe! ... Nichts mehr davon ... jene Frau würde ſich ja nur darüber freuen! ... Im Gegenteil, ich will leben ... mit meinem Franz und für ihn allein.“

„Bravo!“ rief Sigismund; „ſo wollte ich dich haben.“

In dieſem Augenblick erſchien Mademoiſelle Planus, um zu ſagen, daß das Zimmer bereit ſei.

Risler entſchuldigte ſich, daß er ſie beläſtigt habe.

„Sie leben hier ſo glücklich, ſo behaglich miteinander ... es iſt unrecht, Ihnen mit meiner Traurigkeit beſchwerlich zu fallen.“

„Lieber Freund, du kannſt dir ja, ſobald du nur willſt, ein eben ſolches Glück ſchaffen,“ antwortete der wackere Sigismund mit ſtrahlendem Geſicht. „Ich habe meine Schweſter, du haſt deinen Bruder ... was fehlt uns noch?“

Ein ſchwaches Lächeln glitt über Risslers Züge; im Geiſte ſah er ſich ſchon mit Franz in einem ebenſo ſtillen, quäkerhaft einfachen Häuschen, wie dieſes war.

Vater Planus hatte jedenfalls einen glücklichen Einfall gehabt.

„Komm, lege dich nieder," ſagte er mit triumphierender Miene; „ich will dich in dein Zimmer führen."

Es war das Schlafzimmer Sigismunds, ein großes, einfach möbliertes Gemach im Erdgeſchoß, mit Kattunvorhängen an Bett und Fenſtern und kleinen Teppichvorlagen vor jedem Stuhle auf dem blankgebohnten Backſteinfußboden. Selbſt die alte Madame Fromont hätte an der Ordnung und Reinlichkeit des Zimmers nichts auszuſetzen vermocht. Auf einem Bücherbrette ſtanden ein „Handbuch für Fiſcher", ein „Koch- und Wirtſchaftsbuch für Hausfrauen auf dem Lande" und Barèmes „Hilfsbuch beim Rechnen"; das waren die geſamten geiſtigen Schätze der Wohnung.

Vater Planus ſah mit ſtolzer Befriedigung umher; alles ſtand auf dem richtigen Platze. Das Glas Waſſer auf dem Tiſche von Nußbaumholz, der Raſierkaſten auf dem Waſchtiſche.

„Du ſiehſt, Risler, es iſt alles da ... übrigens, wenn dir irgend etwas fehlen ſollte ... die Schlüſſel ſtecken überall ... du brauchſt nur aufzuſchließen. Und ſieh nur, welche ſchöne Ausſicht wir haben ... In dieſem Augenblick iſt es freilich etwas dunkel; aber morgen früh beim Aufſtehen wirſt du dich davon überzeugen ... es iſt geradezu herrlich."

Er öffnete das Fenſter; eben begannen ſchwere Regentropfen zu fallen, und die Blitze, die hin und wieder das Dunkel zerriſſen, zeigten die weitgedehnte Linie der Böſchungen, die regelmäßig verteilten Telegraphenſtangen, ab und zu das Thor einer Kaſematte und von Zeit zu Zeit verriet der ſchwere Schritt einer Patrouille, das Klirren eines Gewehres, das Raſſeln eines Säbels, daß man ſich hier inmitten der Feſtungswerke befand. Sie bildeten die von Planus geprieſene Ausſicht — eine der traurigſten, die ſich denken läßt.

„Nun ſage ich dir gute Nacht ... ſchlaf recht wohl.“

Aber im Augenblick, als der alte Kaſſierer hinausgehen wollte, rief ihn ſein Freund zurück.

„Sigismund!“

„Zu Befehl!“ ſagte der wackere Mann, indem er wartend ſtehen blieb.

Risler errötete flüchtig, bewegte die Lippen, als ob er etwas ſagen wollte, aber mit großer Anſtrengung bezwang er ſich wieder.

„Nein, nein, nichts mehr! Gute Nacht, lieber, alter Freund.“

Im Eßzimmer ſaßen Bruder und Schweſter noch lange bei einander und unterhielten ſich mit leiſer Stimme. Planus ſchilderte den entſetzlichen Vorgang dieſes Abends — die Begegnung mit Sidonie, und man kann ſich leicht denken, wie oft die Ausrufungen: „Oh, die Weiber!“ — „Oh, die Männer!“ zu hören waren. Endlich, nachdem noch der Schlüſſel der kleinen Gartenthür abgezogen war, ſtieg Mademoiſelle Planus in ihr Schlafgemach hinauf, während ſich Sigismund ſo gut es eben ging, in einem Nebenſtübchen einrichtete.

Mitten in der Nacht wurde der Kaſſierer plötzlich durch ſeine Schweſter geweckt, die ihm halblaut, mit dem Ausdruck des Schreckens zurief: „Monſieur Planus ... lieber Bruder!“

„Was gibt's denn?“

„Haſt du nichts gehört?“

„Nein! ... was denn?“

„Es war fürchterlich ... wie ein ſchwerer Seufzer, ein Stöhnen ... aber ſo ſchwer, ſo traurig! ... Es kam von unten, aus deinem Zimmer ...“

Sie horchten; der Regen fiel in Strömen auf das welke Laub mit jenem eigentümlichen Rauſchen, das ein Gefühl der Oede und Verlaſſenheit durchſchauert.

„Es war der Wind!“ ſagte Planus.

„Nein, nein! der war es nicht ... ſtill, horch nur!“

Durch das Toſen des Unwetters ſtieg ein Klagelaut empor ... ein Schluchzen, dem ſich ein halbartikulierter Name entrang: „Franz! Franz!“

Es war unheimlich, jammervoll.

Als der gekreuzigte Chriſtus den verzweifelten Angſtſchrei: „Eli, eli, lama asabthani“ zum ſchweigenden Himmel emporſandte, mußten die Umſtehenden etwas von der abergläubiſchen Furcht empfinden, die ſich plötzlich der lauſchenden alten Dame bemächtigte.

„Mir wird bange,“ flüſterte ſie; „wenn du einmal nachſäheſt ...“

„Nein, nein! es iſt beſſer, ihn in Ruhe zu laſſen ... Er denkt an ſeinen Bruder ... Armer Menſch! ... Der Gedanke kann ihn am beſten aufrichten.“

Damit ſchlief der alte Kaſſierer wieder ein.

Am nächſten Morgen erwachte er wie gewöhnlich, als in den benachbarten Forts die Reveille geſchlagen wurde; denn das kleine, von Kaſernen umringte Haus richtete ſeinen Tageslauf nach den Militärſignalen ein. Die Schweſter, die bereits aufgeſtanden war, fütterte die Hühner; als ſie Sigismund erblickte, kam ſie haſtig auf ihn zu.

„Es iſt ſonderbar,“ ſagte ſie; „in Rislers Zimmer iſt kein Geräuſch zu hören, obwohl das Fenſter weit offen ſteht.“

Verwundert ging Sigismund an die Thür des Freundes und klopfte an.

„Risler! Risler!“

Sein Ton verriet eine gewiſſe Aengſtlichkeit.

„Risler, biſt du da? ſchläfſt du noch?“

Keine Antwort. Er öffnete die Thür.

Es war kalt im Zimmer ... Die Feuchtigkeit der Nacht mußte hineingedrungen ſein. Bei dem erſten Blick auf das Bett ſagte ſich Planus: „Er hat ſich nicht niedergelegt,“ denn die Decke war unberührt und allerlei Einzelheiten ließen auf eine Nachtwache voll ſchmerzlicher Erregung

ſchließen; die rauchende Lampe, deren Auslöſchen vergeſſen, die Waſſerflaſche, die im Fieberdurſt der Schlafloſigkeit geleert war. Was den Kaſſierer jedoch am meiſten erſchreckte, war, die Kommodeſchublade, in welcher er den Brief und das Päckchen des Freundes verwahrt hatte, weit geöffnet zu finden.

Der Brief lag nicht mehr da; das gleichfalls geöffnete Päckchen enthielt eine Photographie, das Bild Sidoniens als fünfzehnjähriges Mädchen. In ihrem hoch herauf gehenden Kleidchen, mit ihrem in der Mitte geſcheitelten Kraushaar, in der linkiſchen Haltung eines halberwachſenen Kindes hatte die ehemalige kleine Chèbe, das Lehrmädchen der Mademoiſelle Le Mire, nur geringe Aehnlichkeit mit der jetzigen Sidonie; gerade darum aber hatte Risler das Bildchen aufbewahrt, nicht als Erinnerung an ſeine Frau, ſondern an die „Kleine".

Sigismund war tief beſtürzt.

„Ich bin ſchuld . . ." ſagte er zu ſich ſelbſt; „ich hätte den Schlüſſel abziehen ſollen. Aber wie konnte ich ahnen, daß er noch immer an ſie dachte . . . Wie oft hat er mir zugeſchworen, daß dieſe Frau nicht mehr für ihn exiſtiere."

In dieſem Augenblick trat Mademoiſelle Planus mit aufgeregtem Geſicht ins Zimmer.

„Risler iſt fort!" ſtieß ſie hervor.

„Fort? war denn die Gartenthür nicht zugeſchloſſen?"

„Er iſt über die Mauer geklettert; die Spuren ſind deutlich zu erkennen."

Ratlos ſahen ſie ſich an.

„Der Brief . . . der Brief hat ihn fortgetrieben," dachte Planus.

Sicherlich hatte er aus dem Schreiben ſeiner Frau etwas Unerwartetes erfahren, und um ſeine Gaſtfreunde nicht zu ſtören, war er wie ein Dieb aus dem Fenſter geſtiegen. Warum aber? zu welchem Zwecke?

„Glaube mir, liebe Schweſter," ſagte der arme Planus, indem er ſich in großer Haſt fertig ankleidete, „glaube mir,

das nichtswürdige Weib hat ihm wieder irgend einen Streich gespielt.“ Und als ihn das alte Fräulein zu beruhigen suchte, kam der wackere Mann immer wieder auf seinen Lieblingsausdruck zurück.

„Gut steht's gar nicht!“ wiederholte er, und sobald er fertig war, eilte er hinaus.

Auf dem durch den Regen der Nacht förmlich durchweichten Erdreich ließen sich Nislers Schritte bis zur Pforte des kleinen Gartens verfolgen. Er mußte schon vor Tagesanbruch gegangen sein, denn den Gemüsebeeten und Blumenrabatten waren in ungleichmäßigen Zwischenräumen tiefe Fußstapfen eingedrückt. An der Mauer im Hintergrunde ließen sich weiße Abschürfungen erkennen, und vom Rande derselben waren einige Steinchen herunter gefallen. Die Geschwister traten auf die Straße hinaus; hier war es aber nicht mehr möglich, seine Spuren zu verfolgen; nur daß er sich der Orleaner Chaussee zugewendet hatte, war noch erkennbar.

„Vielleicht ist's eine Thorheit, daß wir uns ängstigen,“ wagte Mademoiselle Planus zu bemerken. „Möglicherweise ist er einfach in die Fabrik gegangen.“

Sigismund schüttelte den Kopf; wenn er gesagt hätte, was er dachte!

„Geh hinein, liebe Schwester; ich werde mich nach ihm umsehen . . .“

Und der alte „Gar nicht gut“ eilte fort wie ein Sturmwind, und seine weiße Mähne sträubte sich noch mehr als sonst.

Um diese Stunde war ein reger Verkehr auf der Vorstadtsstraße, ein Kommen und Gehen von Soldaten, Gemüsehändlern, aufziehenden Wachen, Offizierspferden, die spazieren geführt wurden, Marketendern mit ihren Karren, all das Leben und Treiben, das morgens die Forts umdrängt. Planus ging mit großen Schritten durch das Gewühl, plötzlich aber blieb er stehen. Zur Linken, am Fuß der Böschung, vor einem kleinen, viereckigen Gebäude, auf dessen weiß getünchter Wand in großen, schwarzen Buchstaben zu lesen ist:

„Stadtbezirk Paris, Eingang der Steinbrüche“ bemerkte er einen Auflauf von Soldaten, Zollwächtern, Landſtreichern und Leuten in ſchmutzigen, verſchliſſenen Arbeitskitteln. Unwillkürlich trat der Alte heran. Auf der ſteinernen Stufe eines Ausfallthors mit eiſernem Gitter ſaß ein Zollwächter, der mit lebhaften Gebärden etwas zu erklären ſchien.

„Hier, auf demſelben Platze, wo Ihr mich ſeht, hat er es gethan ... hat ſich im Sitzen erhängt, indem er den Strick feſt zugezogen ... ſo ... ſo! Und es muß ihm mit dem Sterben bitter ernſt geweſen ſein, denn in ſeiner Taſche hat man ein Raſiermeſſer gefunden; wenn ihm der Strick geriſſen wäre, hätte er das zu Hilfe genommen.“

„Armer Teufel!“ ſagte eine Stimme aus der Menge, und eine zweite, zitternde, vor Aufregung halb erſtickte, fragte ſchüchtern: „Hat man auch nachgeſehen, ob er wirklich tot iſt?“

Die Leute lachten und ſahen Planus an.

„Freilich iſt er's, alter Gimpel!“ antwortete der Zollwächter. „Ich ſagte ja ſchon, daß er ganz blau war, als wir ihn heute in der Frühe losgemacht und in die Jägerkaſerne getragen haben.“

Die Kaſerne lag ganz in der Nähe, und doch fiel es Sigismund ſchwer, ſich bis dorthin zu ſchleppen. Umſonſt ſagte er ſich ſelbſt, daß in Paris und beſonders in dieſer Stadtgegend häufig Selbſtmorde vorkommen, daß nicht ein Tag vergeht, an dem nicht längs der weit ausgedehnten Feſtungswerke, wie an den Ufern eines wilden Meeres, irgend ein Leichnam gefunden würde — das ſchreckliche Vorgefühl, das ihm ſeit dem frühen Morgen das Herz zuſammenſchnürte, ließ ſich nicht bannen.

„Sie möchten den Erhängten ſehen?“ ſagte der wachthabende Unteroffizier am Kaſernenthor; „dort hinein ... da iſt er.“

Man hatte den Toten in einer Art Schuppen auf einen ſchmalen Tiſch gelegt. Der Kavalleriſtenmantel, der ihn voll-

ſtändig bedeckte, fiel in den ſchweren, ſtarren Falten eines Bahrtuches um ihn her. Eine Gruppe von Offizieren und einige Soldaten in Leinwandhoſen ſtanden in geringer Entfernung, ſprachen mit gedämpfter Stimme wie in der Kirche und auf einem Fenſterbrett ſchrieb ein Feldwebel den Rapport über den Todesfall.

Sigismund trat zu ihm.

„Darf ich den Toten ſehen?“ fragte er leiſe.

„Gewiß.“

Er ging heran, zauderte einen Augenblick, faßte ſich dann ein Herz, ſchlug den Mantel zurück und enthüllte ein gedunſenes Geſicht, einen großen, ſtarren Körper, deſſen Kleider vom Regen getränkt waren.

„Sie hat dich alſo doch noch umgebracht, alter Kamerad!“ murmelte Planus, indem er ſchluchzend in die Kniee ſank.

Die Offiziere waren neugierig näher getreten, um der Toten zu ſehen, der jetzt unbedeckt dalag.

„Sehen Sie doch, Sergeant,“ ſagte einer von ihnen, „ſeine Hand iſt geſchloſſen, als ob er etwas feſthielte.“

„Ja, wirklich!“ antwortete der Sergeant, indem er noch näher herantrat. „Das kommt im Todeskampfe häufig vor... Wiſſen Sie noch bei Solferino? Da hielt der Kommandant Bordy das Medaillonbildchen ſeines Töchterchens in der Hand, und es war kaum möglich, es ihm wegzunehmen.“

Während er das ſagte, verſuchte er, die arme, krampfhaft geballte Totenhand zu öffnen.

„Sehen Sie... dieſen Brief hat er ſo feſt gehalten...“ ſagte er und ſchickte ſich an, das Blatt zu leſen, aber einer der Offiziere nahm es ihm aus den Händen, um es Sigismund zu reichen, der noch immer auf den Knieen lag.

„Nehmen Sie es hin, Monſieur... vielleicht iſt es ein letzter Wunſch...“

Sigismund Planus ſtand auf; da es in dem Raum ziemlich dunkel war, trat er ſchwankenden Schrittes an das Fenſter und las mit von Thränen verdunkelten Augen:

„Ja, ja, ich liebe Dich ... liebe Dich mehr als je und auf immer ... Warum ſollten wir kämpfen und uns ſträuben? Unſre Sünde iſt ſtärker, als unſre Willenskraft — — — — — — — — — — — — — — — — — —"

Es war der Brief, den Franz vor einem Jahre an ſeine Schwägerin geſchrieben und den Sidonie am Tage nach der Kataſtrophe ihrem Manne geſchickt hatte, um ſich gleichzeitig an beiden zu rächen.

Den Verrat ſeiner Frau hätte Risler zu überleben vermocht; der Verrat ſeines Bruders gab ihm den Tod.

Als Planus den Zuſammenhang begriff, fühlte er ſich wie vernichtet. Mit dem Briefe in der Hand ſtand er da und blickte mechaniſch zu dem weit geöffneten Fenſter hinaus.

Es ſchlug ſechs Uhr.

In der Ferne, über der Stadt Paris, von der, obwohl ſie nicht zu ſehen war, ein dumpfes Getöne herüberklang, erhob ſich ſchwer und langſam ein heißer Brodem, deſſen Rand, wie der Pulverdampf eines Schlachtfeldes, mit Schwarz und Rot umſäumt war. Nach und nach tauchten Kirchtürme, weiße Giebel, eine goldne Kuppel aus dem Nebel empor und leuchteten auf im Morgenglanz des Erwachens. Dann begannen die tauſend Fabrikſchornſteine, die ſich über das Dächergewirr erheben, ihren keuchenden, vom Winde getragenen Atem auszuſtoßen, wie ein Rieſendampfer im Augenblick der Abfahrt ... Das Leben des Tages trat in ſein Recht. Vorwärts, Maſchine! und wehe jedem, der unterwegs liegen bleibt.

Ein wilder Zorn ſtieg plötzlich in dem alten Planus auf.

„Oh, du Nichtswürdige! du Nichtswürdige!" rief er und ballte die Fauſt, und es blieb ungewiß, ob er das Weib oder die Stadt gemeint hatte.

Ende.

selben sind in ihrem durchaus ungezwungenen und natürlichen Verlauf voll überraschender und in hohem Grade packender Effekte und zeichnen sich durch große Reinheit der Empfindung und Darstellung aus.

Von der Kreuze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.

Diese durch ihren gesunden Humor überaus anmutend wirkenden Novellen liefern den sprechendsten Beweis, daß Bret Harte an Frische nichts eingebüßt hat, sondern mit voller Kraft aus der unversieglichen Quelle schöpft, welcher jene ersten so eigenartigen Erzeugnisse entsprangen, die seinen Namen im Fluge durch Europa trugen.

Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bde.

„Durch scharfe und lebenswahre Charakterschilderung ausgezeichnet, zählt dieser spannende und interessante Roman zu den besten Erzeugnissen der neueren Zeit."

Athenäum.

Dritter Jahrgang:

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.

Eine weit über das gewöhnliche Maß hinausragende Leistung; voll interessanter Episoden und überaus fesselnd und geistvoll geschrieben.

In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.

Miß Braddons liebenswürdiges Talent bietet uns hier eine seiner reifsten und vollkommensten Früchte.

Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.

Es gereicht uns zur Genugthuung, mit dieser duftigen und poetischen Erzählung, die in ihrem dänischen Vaterlande hochgeschätzte, feinfühlige Verfasserin bei der deutschen Lesewelt einführen zu dürfen.

Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Das Leben einer kleinen französischen Garnisonsstadt wird in diesem ausgezeichneten Roman so vollendet geschildert, wie nur ein Meister wie Malot es vermag; dabei fehlt es nicht an ergreifenden Konflikten und tragischem Schicksal.

Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.

Anmut und graziöse Leichtigkeit bilden den Grundzug dieser geistsprühenden Novellen des berühmten Dichters.

Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus dem Englischen.

Eine Märtyrerin und eine Heldin ist die liebliche Frau, deren Geschick die Verfasserin mit prächtiger Charakteristik und warmer Empfindung schildert.

Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Neben hohen künstlerischen Vorzügen fesselt Boyesens trefflicher Roman auch durch den interessanten Stoff. Der Verfasser entrollt vor uns ein treues Bild des Lebens und Treibens der raffinierten Geld-Aristokratie New-Yoeks, seiner Adoptiv-Vaterstadt, welchem er edle Charaktere aus gesünderen Sphären gegenüberstellt.

Savelis Büßung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

In einem russischen Dorfe, zur Zeit der Leibeigenschaft spielen sich die ergreifenden Vorgänge ab, welche uns Gréville in diesem düsteren Sittengemälde mit packender Gewalt vorführt.

Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der fascinierende Reiz der Ohnetschen Erzählungskunst ist auch dieser jüngsten Schöpfung des hochgeschätzten Romandichters eigen, dessen beispiellose Beliebtheit mit jedem neuen Buche zunimmt.

Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué.

Die Auffindung zweier Glocken, der 1618 durch einen Bergsturz verschütteten Stadt Plurs im Bergellerthal hat dem Verfasser Anregung zu einer überaus originellen, durch ungewöhnlichen Reichtum an dramatischer Handlung ausgezeichneten Geschichte gegeben.

Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Wir hoffen uns den Dank unserer Leser zu verdienen, indem wir ihnen dieses berühmte Meisterwerk der neueren französischen Romandichtung in mustergültiger Uebersetzung vorführen.

Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen.

Die Personen dieser brillant erzählten, im modernsten Berlin spielenden Geschichte sind von so überzeugender Lebenswahrheit, daß man wohlgetroffene Porträts darin zu erblicken meint.

Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.

Klar und scharf umrissen, ohne störenden Ballast erzählt Reade die unmittelbar aus der Wirklichkeit geschöpften Thatsachen seiner Geschichte, die ebenso sehr durch die ungewöhnlichen Charaktere der handelnden Personen, als durch die dramatische Verwicklung fesselt.

Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Mit der ihm eigenen Schlichtheit und Liebenswürdigkeit, die den Hauptreiz und den großen Erfolg seiner Bücher bedingen, weiht uns Malot in diesem ergreifenden Roman in die Geheimnisse eines Pariser Spielklubs ein.

Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.

Diese frisch und lebendig erzählte Geschichte erinnert durch ihren freundlichen Humor und die Einfachheit der Schreibweise an Goldsmith, ohne daß durch das Vorbild die Originalität beeinträchtigt würde.

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

MAY 9 1941

MAY 23 1941

LD 21—100m-7,'40(6936s)

YB 54557

M98394

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY